

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

KRIEGSENDE 1945 GEO EPOCHE

Kriegsende 1945

Das Finale des Weltenbrandes



Schreiben Sie?

Wir suchen neue Autorinnen
Wir suchen neue Autoren

Romane, Erzählungen,
Biografien,
Gedichte, Sach-, Tier-
und Kinderbücher u. a.
Kurze Texte passen vielleicht
in unsere hochwertig
ausgestatteten Anthologien.



Vertrauen Sie
28 Jahren Verlagserfahrung!

R.G. Fischer Verlag

Orber Str. 30 • Abt. 6
60386 Frankfurt/Main
Tel. 069/941 942-0
Fax 069/941 942-98/-99
www.verlage.net

E-Mail: lektorat@edition-fischer.com

Schicken Sie uns
Ihr Manuskript;
es kommt in gute Hände.



Liebe Leserin, lieber Leser

Dieses ist kein Heft über den Zweiten Weltkrieg. Nicht über seine Ursachen, nicht über seinen Verlauf. Es handelt weder vom „Blitzkrieg“ noch von den Siegen oder Niederlagen der Wehrmacht - und auch nicht von deren Verbrechen. Es beschäftigt sich vielmehr mit jenem kurzen geschichtlichen Moment, jener historischen Sekunde, als sich Deutschland nach sechs Jahren Krieg geschlagen geben musste und das besiegte Volk in einer Mischung aus Sorge und Hoffnung - aus Scham über die Gräuel unter dem Nationalsozialismus und Angst vor der Rache der Sieger - die Besatzung durch die Alliierten erwartete.

Es handelt von der „Stunde Null“ am 8. Mai 1945 und den Tagen davor und danach. Als die Bewohner der von den fremden Truppen eroberten Dörfer und Städte alle verräterischen Symbole des alten Regimes versteckten, Hitler-Porträts von den Wänden nahmen und aus Kinderbüchern schnitten. Als die Insassen des Konzentrationslagers Mauthausen jubelnd ihren amerikanischen Befreier entgegenließen und dann Rache nahmen an jenen „Kapos“, von denen sie jahrelang gequält worden waren. Als im abgelegenen Flensburg aus Berlin geflohene NS-Größen eine neue „Reichsregierung“ bildeten und fantastische Pläne für ein Nazi-Deutschland ohne Hitler ausarbeiteten. Und als der spätere Publizist Arnulf Baring notierte: „Das größte Geschenk im Rückblick: die Stille. Wenn ich an den frühen Mai 1945 denke, dann zunächst an diese Lautlosigkeit, diese Ruhe, Tag für Tag unter einem blauen Himmel. In der warmen Sonne sitzen und kaum noch Angst haben.“

In diesem Heft kommen sehr viel mehr Zeitzeugen als bei *GEOEPOCHE* üblich zu Wort - wer sonst könnte die Gefühle der Menschen nach dem Untergang des „Tausendjährigen Reiches“ anschaulicher beschreiben?

Besonders berührt haben uns zwei Berichte. Zum einen das Tagebuch des jüdischen KZ-Häftlings Joseph Bialot, der mehr als ein Jahr in Auschwitz gefangen gehalten wurde und der von der gelangweilten Grausamkeit der SS-Wachen erzählt und von dem Martyrium seiner Mitgefangeinen - „bleichen Männern, aus denen der letzte Rest Leben gewichen war“. Zum anderen die Notizen einer jungen Berlinerin, die in den Tagen nach dem Einmarsch der Roten Armee zu jenen etwa 100000 Frauen und Mädchen gehörte, die von Sowjetsoldaten vergewaltigt wurden, und die genau Buch führte über jeden Soldaten, jeden Offizier, der ihr Gewalt antat, bevor sie ihre Aufzeichnungen abschloss mit dem Satz: „Ich weiß nur, dass ich überleben will - ganz gegen Sinn und Verstand, wie ein Tier.“

Überleben - darum vor allem ging es in der Zeit vor und nach dem 8. Mai 1945: für die Deutschen und für deren Opfer. Was das bedeutete an jenem Tag, der für die einen der schönste, für die anderen der schrecklichste ihres Lebens war, davon erzählt dieses Heft.



Die Zeit danach:
beschrieben in der 2002
erschienenen *GEOEPOCHE*-
Ausgabe über »Deutschland
nach dem Krieg«

Herzlich Ihr

Michael Schaper

INHALT.

DIE AGONIE DER ALten WELT

8. Mai 1945: In Europa endet der opferreichste Konflikt der Geschichte. Für einen historischen Moment verharren Millionen Menschen - Wehrmachtssoldaten auf dem Weg in die Gefangenschaft, Ausgebombte, Flüchtlinge, Lagerhäftlinge - in einem Schwebezustand aus Erschöpfung und Hoffnung.

Seite 6



ENDKAMPF

Im belagerten Berlin kommandiert Adolf Hitler im April 1945 selbst Kinder an die Front. Beim Kampf um die Reichshauptstadt opfert der »Führer« noch einmal Zehntausende, ehe er sich aus dem Leben stieht.

Seite 30



DER LETZTE AKT

Mehrmals müssen Wehrmachts- offiziere im Mai 1945 die Kapitulationsurkunde unterzeichnen, bis endlich die Waffen an allen Fronten schweigen.

Währenddessen versuchen Nazi-Größen, im letzten Moment ihre Haut zu retten.

Seite 54



WARTEN AUF DIE BEFREIER

In den letzten Kriegstagen hoffen die Insassen vieler Konzentrationslager auf die alliierten Soldaten - und müssen mehr noch als zuvor die SS-Wachen fürchten, die das Ende nahen sehen.

Seite 68



DEUTSCHLANDS »STUNDE NULL«

Mit gemischten Gefühlen erwarten die Menschen überall im besiegten Reich die Alliierten. Zwar empfinden sie Erleichterung - weil sie den Bomben entkommen sind und der Gestapo. Aber sie fürchten auch die Rache der Sieger.

Seite 90



HIROSHIMA

Aus Angst vor den Nationalsozialisten entwickeln US-Forscher fieberhaft die Atombombe. Doch als sie die Waffe endlich in Händen halten, gibt es für sie nur noch ein Ziel: Japan. Denn dort geht das Schlachten auch nach dem Kriegsende in Europa weiter.

Seite 112

Vorsicht



DER KALTE KRIEG

Im Jahr 1945 beherrschen die Alliierten gemeinsam die Welt - 24 Monate später haben sie den Globus in Ost und West geteilt und bekämpfen sich nicht nur mit den Mitteln der Propaganda. Die Geburt eines Jahrhundertkonfliktes.

Seite 132

Bilddokumente:

Die Agonie der alten Welt

6

Essay: Schatten der Vergangenheit

26

Berlin 1945: Endkampf

30

Deutschlands Kapitulation:

Der letzte Akt

54

Mauthausen:

Den Tod vor Augen

68

Auschwitz: Tagebuch eines KZ-Häftlings

87

Befreiung: Zwischen Sorge und Hoffnung

90

Frauen in Berlin:

Die Hölle danach

104

Angriff auf Asien:

Hiroshima

112

Interview: Der Kalte Krieg

132

China 1937-1949: Kampf im Reich der Mitte

146

Flüchtlinge: Fremde Heimat

160

Kriegsgefallene:

Endlich Gewissheit

166

Zeitläufte:

Was am 8. Mai geschieht

170

Alle Ereignisse 1945

170

Vorschau: London - die erste Metropole der Moderne

178

Fotohinweise:

111

Impressum:

111

Titelbild: Ein deutscher Soldat ergibt sich den Alliierten, wahrscheinlich im Winter 1944/45 in den Ardennen; Sammlung Roger-Viollet

Redaktionsschluss: 9. März 2005

Angeblich authentische **Fotografien** aus dem Zweiten Weltkrieg sind damals manchmal zu Propagandazwecken manipuliert worden. Alle Aufnahmen in diesem Heft sind deshalb einer aufwendigen Prüfung unterzogen worden. Fehler sind dennoch nicht mit Sicherheit auszuschließen.

Zitate werden in der heutigen Rechtschreibung wiedergegeben. Kürzungen in den Zitaten sind nicht kenntlich gemacht worden.



Buchempfehlungen und weitere Beiträge im Internet unter www.geo.de/epoch-kriegsende

KRIEGSENDE IN EUROPÄ

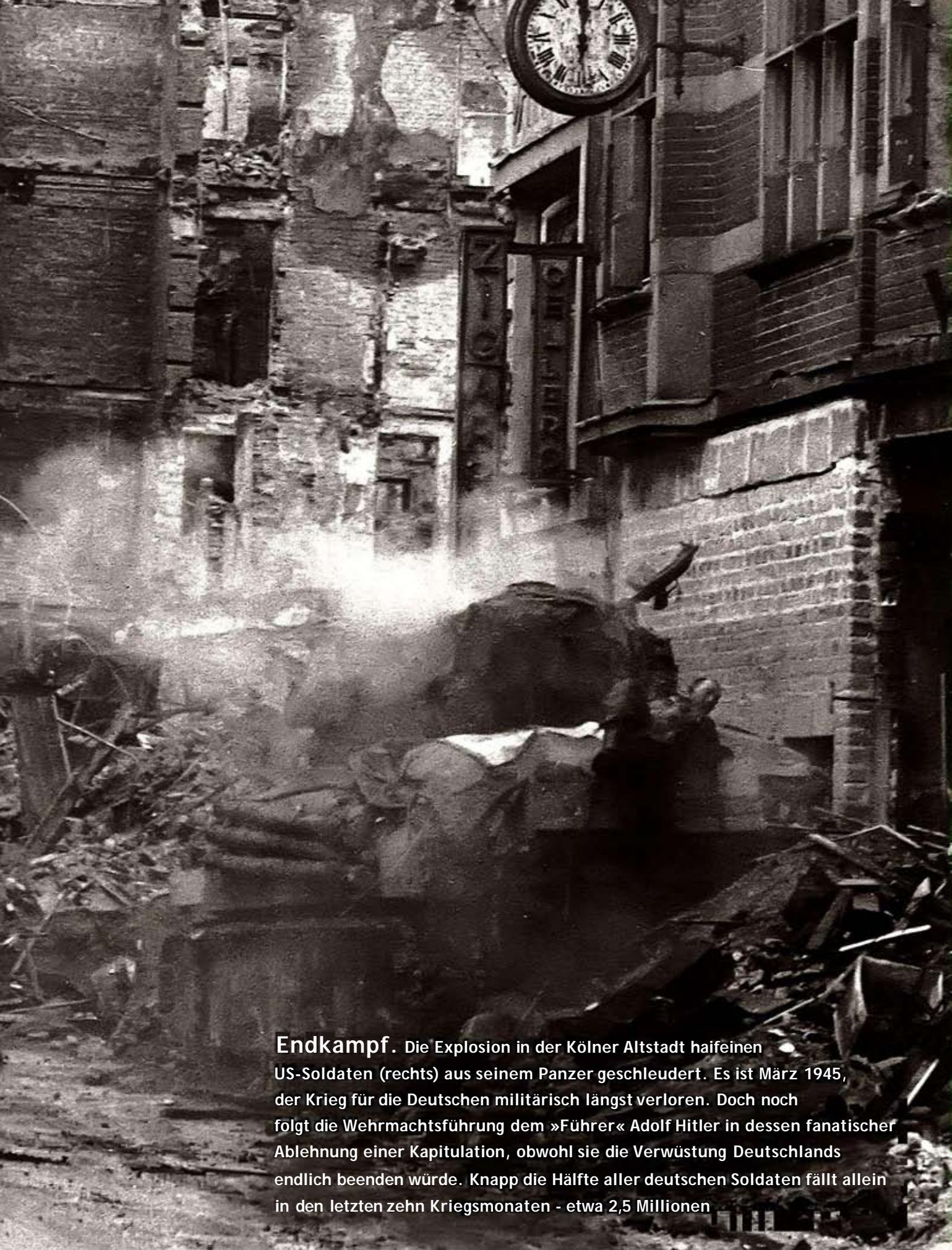
Agonie der Alten Welt



Nach fast sechs Jahren des Schreckens endet am 8. Mai 1945 - zumindest in Europa - der Zweite Weltkrieg, der opferreichste Konflikt der Geschichte. Während im Fernen Osten noch gekämpft wird, verharrt die Alte Welt für einen historischen Moment lang in einem Schwebezustand aus Erschöpfung und Hoffnung. Weite Landstriche sind verwüstet worden, von Bauernhöfen wie diesem bei Wesel am Niederrhein bis zu Metropolen wie Berlin oder Warschau. Fast 40 Millionen Menschen sind tot, rund die Hälfte von ihnen Zivilisten. Und die Davongekommenen erwartet eine ungewisse Zukunft



Andreaskloster



Endkampf. Die Explosion in der Kölner Altstadt hat einen US-Soldaten (rechts) aus seinem Panzer geschleudert. Es ist März 1945, der Krieg für die Deutschen militärisch längst verloren. Doch noch folgt die Wehrmachtsführung dem »Führer« Adolf Hitler in dessen fanatischer Ablehnung einer Kapitulation, obwohl sie die Verwüstung Deutschlands endlich beenden würde. Knapp die Hälfte aller deutschen Soldaten fällt allein in den letzten zehn Kriegsmonaten - etwa 2,5 Millionen



Niederlage. Erst nach Hitlers Selbstmord am 30. April 1945 bitten dessen Nachfolger Großadmiral Karl Dönitz sowie hohe Offiziere Frieden. Im Beisein des deutschen Unterhändlers Generaladmiral Hans-Georg von Friedeburg (Mitte) verkündet der britische Feldmarschall Bernhard Montgomery (mit Barett) in seinem Hauptquartier am 4. Mai 1945 die Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Nordwestdeutschland, Dänemark und den Niederlanden. Noch aber wird weiter gestorben: Bis zum 8. Mai kämpfen Deutsche und Sowjets an der Ostfront. Und auf manchen Schiffen der Reichsmarine werden »Meuterer« immer noch standrechtlich erschossen, ehe auch dort alliierte Offiziere die Kontrolle übernehmen



Verzweiflung. Für den 16 Jahre alten Luftwaffenhelfer Hans-Georg Henke aus Berlin ist der Krieg bereits am 29. März 1945 vorüber. Amerikaner haben ihn auf einem Gehöft im hessischen Großrechtenbach gefangen genommen. Kindersoldaten wie er sind das Letzte Aufgebot der Wehrmacht: Halbwüchsige, die in ihrem Leben bis dahin kaum etwas anderes kennen gelernt haben als den NS-Staat und den Krieg - und für die nun die Welt zusammenbricht







Verwüstung. Von den Häusern am Nikolaifleet in der Hamburger Altstadt haben die Bomben der Royal Air Force nur die Fassaden stehen gelassen. Am Ende des Zweiten Weltkrieges^ind von Briten und Amerikanern rund 1 ,4 Millionen Tonnen Bomben über Deutschland abgeworfen, mehr als 1000 Städte und Ortschaften getroffen und mehr als 150 weitgehend zerstört worden. Die Deutschen haben umgekehrt allein in Großbritannien rund 74000 Tonnen an Bomben abgeworfen und mehr als ein Dutzend Städte in Trümmer gelegt





Befreiung- Mit der Kraft der Erleichterung winken die Häftlinge des Konzentrationslagers Dachau am 29. April 1945 den ersten US-Soldaten zu. Erst am Tag zuvor haben SS-Wachen und Verwaltungspersonal das älteste deutsche KZ verlassen, den Prototyp aller späteren Lager. Zwischen 1933 und 1945 waren hier mehr als 200 000 Menschen inhaftiert - zunächst Gegner des Nazi-Regimes, später auch Kriminelle, Homosexuelle, Sinti, Roma und Juden. Mindestens 30 000 Menschen wurden in Dachau ermordet







Fanatismus. Am 19. April 1945 entdecken amerikanische Truppen im Rathaus von Leipzig die Leichen des Stadtkämmerers Dr. Kurt Lisso, seiner Frau und seiner Tochter Regina, einer Rote-Kreuz-Schwester. Ebenso wie Oberbürgermeister Alfred Freyberg und Volkssturmleiter Walter Dönicke in Büros nebenan haben sie sich das Leben genommen. Lissos NSDAP-Ausweis liegt noch auf dem Schreibtisch. Hunderte NS-Funktionäre begehen in den letzten Wochen des »Dritten Reiches« Selbstmord - vielen hätte der Prozess gedroht



Zukunft. Neugierig erkunden elsässische Kinder in den Ruinen von Oberhoffen nördlich von Straßburg deutsche Karabiner und Maschinengewehre. Soldaten der Wehrmacht haben die Waffen zusammen mit Stahlhelmen, Feldflaschen und anderem Gerät zurückgelassen. Für viele Kinder sind die verwüsteten Städte abenteuerliche Spielplätze - und nicht wenige bezahlen ihre Neugier auf unbekannte Gerätschaften mit dem Leben

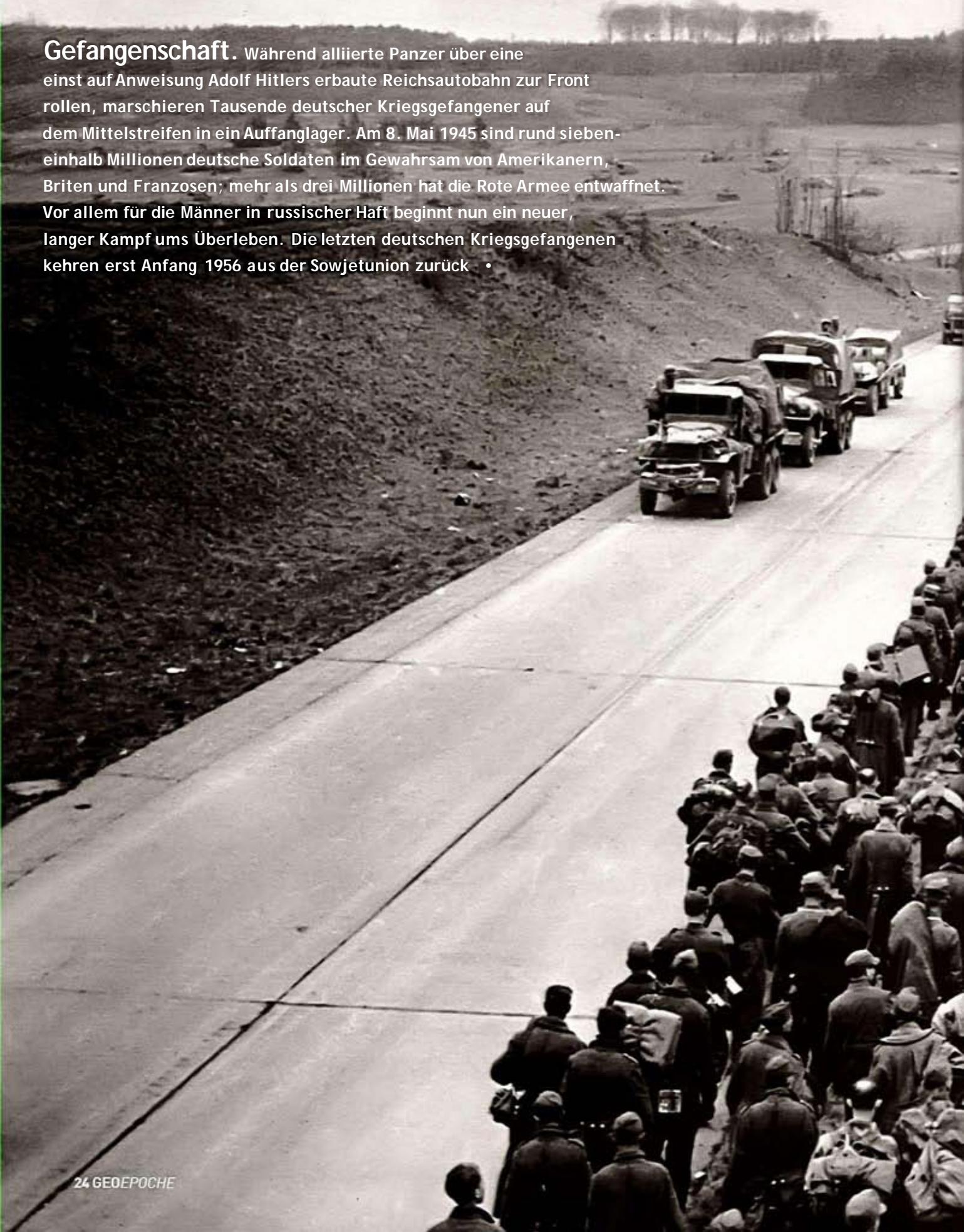






Anklage. Ein russischer Häftling identifiziert für die Alliierten einen deutschen KZ-Aufseher. Einheiten der US-Armee haben die Lager Buchenwald und Mittelbau-Dora in der Nähe von Weimar und Nordhausen am 11. April 1945 befreit. Buchenwald ist das erste KZ, das von GIs erreicht wird, noch bevor es die SS-Wachen haben räumen können. 21 000 Häftlinge erleben hier das Ende ihrer Torturen. Aber Hunderte werden in den Wochen danach den Spätfolgen der Haft erliegen

Gefangenschaft. Während alliierte Panzer über eine einst auf Anweisung Adolf Hitlers erbaute Reichsautobahn zur Front rollen, marschieren Tausende deutscher Kriegsgefangener auf dem Mittelstreifen in ein Auffanglager. Am 8. Mai 1945 sind rund sieben-einhalb Millionen deutsche Soldaten im Gewahrsam von Amerikanern, Briten und Franzosen; mehr als drei Millionen hat die Rote Armee entwaffnet. Vor allem für die Männer in russischer Haft beginnt nun ein neuer, langer Kampf ums Überleben. Die letzten deutschen Kriegsgefangenen kehren erst Anfang 1956 aus der Sowjetunion zurück •





Schatten der

VON HEINRICH JAENECKE

Seiner äußersten Erscheinung nach war er ein unauffälliger Mensch. Kein markantes Profil wie Bismarck oder Lincoln, kein theatralischer Schädel wie Mussolini, keine unverwechselbare Physiognomie wie Winston Churchill. Niemand hätte sich auf der Straße nach ihm umgedreht - ein Durchschnittstyp ohne besondere Merkmale, abgesehen von jenem altmodischen Oberlippenbärtchen, das seinem Gesicht einen Stich ins Komische gab.

Er besaß keine Eigenschaften oder Vorlieben, die ihn aus der Masse hervorgehoben hätten - es sei denn die eine, dass er die Masse verachtete. Die Vergnügungen der bürgerlichen Gesellschaft waren ihm zuwider, wie das bürgerliche Leben überhaupt. Er gab keine rauschenden Empfänge in der Reichskanzlei und veranstaltete keine Jagden und Gelage wie sein „Reichsmarschall“ Hermann Göring. Er hatte keine Freunde. Er ernährte sich vegetarisch, rauchte nicht und trank nicht. Die einzige intensive Beziehung, die er zu einer Frau pflegte, hielt er vor der Außenwelt geheim wie ein Laster.

ETWAS DÜSTERES, MEPHISTOHAFTES war um ihn. selbst in seinen besten Jahren. Man sah ihn nie wirklich lachen. Es gibt Abertausende Fotos von ihm, auch in der privaten Atmosphäre des Obersalzbergs - aber einen fröhlichen Hitler, einen aus vollem Herzen lachenden „Führer“, gibt es nicht. „In diesem Leben“, so Sebastian Haffner in seinen „Anmerkungen zu Hitler“. „fehlt alles, was einem Menschenleben normalerweise Schwere. Wärme und Würde gibt: Bildung, Beruf, Liebe und Freundschaft, Ehe, Vaterschaft. Ständige Selbstmordbereitschaft begleitet Hitlers ganze politische Laufbahn. Und am Ende steht wirklich ein Selbstmord.“

Er kannte die Welt nicht, weder im wörtlichen noch im übertragenen Sinn. Alles, was er zu wissen meinte über die Völker Europas, waren Klischees auf Kasinoniveau. Er hat nie ein fremdes Land besucht, außer als Soldat oder Staatschef. Erst als das Hakenkreuz über Paris wehte, ließ er sich um sechs Uhr morgens über abgesperzte Straßen zum Eiffelturm und zur Oper fahren. Anschließend erneuerte er den Auftrag für Speer. Berlin zur neuen Weltmetropole auszubauen.

Er war kein Intellektueller wie die historischen Umstürzler vor ihm, Robespierre, Marx, Lenin. Er besaß nicht einmal eine authentische Ideologie. Nichts von dem, was

Auch 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges lässt Adolf Hitler die Deutschen noch immer nicht los. Er ist Teil ihrer Geschichte, ihres kollektiven Unterbewusstseins. Tausende Bücher wurden über ihn geschrieben, Hunderte Dokumentationen über die Verbrechen der Nationalsozialisten gedreht. Längst ist der Mythos um den »Führer« entzaubert. Doch ein Rätsel bleibt: Wieso folgten ihm so viele Menschen auf seinem Weg in den Untergang?

er „Nationalsozialismus“ nannte, hat er selbst erfunden. Er klaubte zusammen, was er an völkischem Gedankenschrott vorfand, und braute daraus ein abstruses Gemisch aus sozialrevolutionärer Rhetorik und dumpfer Blut-und-Boden-Mystik. Er sprach nur aus, was viele dachten, und steigerte es ins Kriminelle. Mörderische.

Die innerste Triebfeder seines Lebens war Hass - ein abgründiger, pathologischer Hass gegen die Welt, zu der er nicht gehörte. Er brauchte einen konkreten Feind für diesen Hass: „die Juden“, die den „arischen Menschen“ vernichten wollen. Der Wahn beherrschte sein Leben von der ersten politischen Äußerung bis zur allerletzten Stunde. Seine Bekenntnisschrift „Mein Kampf“ ist nichts anderes als ein einziger Aufruf zum Massenmord. „Indem ich mich des Juden erwehre, kämpfe ich für das Werk des Herrn.“ Die Ausrottung wird zur Vорbedingung für die Weltherrschaft: „Ein Staat, der im Zeitalter der Rassenvergiftung sich der Pflege seiner besten rassischen Elemente widmet, muss eines Tages zum Herrn der Erde werden.“

Das Buch war in acht Millionen Exemplaren in Deutschland verbreitet, und alle acht Millionen Besitzer erklärten 1945 mit verschmitztem Unterton, als hätten sie dem „Führer“ ein Schnippchen geschlagen, sie hätten das Buch nie gelesen. Sie hatten es tatsächlich nicht gelesen. Aber das war es ja gerade: Acht Millionen Deutsche besaßen dieses Buch - mit Familienmitgliedern werden es 20 bis 30 Millionen gewesen sein -, doch sie wollten nicht wissen, wes Geistes Kind ihr „Führer“ war.

Hitler ist seit 60 Jahren tot, aber er will einfach nicht vergehen.

Wir haben die braune Vergangenheit „bewältigt“, das heißt: aktenmäßig geordnet und abgelegt. Die Angelegenheit ist insofern erledigt, als es nichts mehr zu enthüllen

Vergangenheit

gibt. Wir haben „die Nazis“ posthum ausgebürgert, sie sind zu einer Art Marsbewohner mutiert, die damals wie aus dem Nichts über uns hergefallen sind und uns ins Unglück gestürzt haben. Aber Hitler sind wir damit nicht losgeworden.

Er hat sich festgesetzt im kollektiven Unterbewusstsein der Deutschen, ob wir über ihn reden oder nicht. Er ist der steinerne Gast beim politischen Diskurs dieses Landes, bei jeder Bundestagsdebatte, jeder politischen Talk-Show, jeder Redaktionskonferenz, in jedem Film, bei dem es um Deutschland geht - stumm und unsichtbar und dennoch spürbar bis hinein in die Nuancen der Wortwahl, den Tonfall der Rede, die Abstufungen der Argumente.

Hitler ist überall, denn überall sind seine Spuren, überall ist Erinnerung. Verdrängte Erinnerung. Kürzlich entdeckten Kinder in einem Dorf bei Wolgograd, dem einstigen Stalingrad, beim Fußballspielen auf einer Wiese menschliche Skelette. Die Knochen wuchsen buchstäblich aus der Erde heraus. Es waren die Überreste deutscher Soldaten, sie trugen noch die Erkennungsmarken der Wehrmacht. „So habe ich endlich meinen Vater gefunden“, erzählt der Sohn, der inzwischen selbst Großvater ist. Er hatte den Vater verloren, als er gerade geboren war.

Wir dachten, wir hätten die Vergangenheit hinter uns, aber sie bricht erst jetzt wirklich auf - die Verdrängungen halten nicht mehr, die Erde speit die Toten wieder aus. Wir müssen sie noch einmal begraben und nicht verscharrn wie damals.

DAS „DRITTE REICH“ DAUERTE ZWÖLF JAHRE. Die DDR wurde 40 Jahre alt, die Bundesrepublik Deutschland existiert inzwischen länger als alle deutschen Staatsgründungen seit 1871. Was also sind zwölf Jahre, gemessen an tausend Jahren deutscher Geschichte - so der Chor der Schlussstrich-Advokaten, parteiübergreifend.

Zwölf Jahre sind in der Tat ein Nichts, doch Katastrophen lassen sich nicht nach Zeiteinheiten klassifizieren. Ein Erdbeben dauert nur Sekunden und verwüstet ganze Landstriche für Jahrhunderte - Hitler war ein Erdbeben. Die psychischen und moralischen Verwüstungen, die er hinterließ, werden noch in Generationen spürbar sein. In den Stand der Unschuld „vor Hitler“ können wir nicht zurück.

Es hat diese politische Unschuld auch nie gegeben. „Hitler war kein Betriebsunfall“, schrieb der Historiker

Fritz Fischer. „Dieser Vulkan an Energie, Willen und Leidenschaft ist ohne die gesellschaftlich-sozialen wie die ideellen Bedingungen Deutschlands im Kaiserreich und in der Weimarer Republik nicht denkbar. Jedenfalls kam Hitler nicht aus der Hölle oder vom Himmel. Er gehört, gemessen an seiner Gedankenwelt, tief in die deutsche Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts.“

IN EINEM NORMALEN LAND und zu normalen Zeiten hätte es der politische Sektierer aus dem österreichischen Innviertel allenfalls zu einer skurrilen Fußnote der Zeitgeschichte gebracht. Doch Deutschland ist nie ein normales Land gewesen, und es waren keine normalen Zeiten damals. Deutschland machte Hitler erst zu Hitler. Es bot dem landfremden Desperado die Bühne, auf der er seine Aggressionen entfalten konnte. Es lieferte sich ihm aus in der Sehnsucht nach Erlösung - nach Befreiung von den „Fesseln des Versailler Vertrages“, nach Wiederherstellung der „nationalen Ehre“ und nach Errettung aus dem Elend der Nachkriegszeit. Deutschland folgte dem Hassprediger, ohne zu fragen, wohin der Weg ging, auf den er schickte.

„Wir werden weiter marschieren / wenn alles in Scherben fällt / denn heute gehört uns Deutschland / und morgen die ganze Welt“, sangen wir als zwölfjährige Pimpfe, wenn wir durch die Stadt marschierten, hinter den Landsknechtstrommeln und dem schwarzen Wimpel mit der germanischen Siegrune. Und wir meinten es durchaus ernst in unseren abenteuernden Kinderherzen.

Deutschland gab sich mit Lust der Vergewaltigung hin: Die Nation, die noch hundert Jahre zuvor das „Volk der Dichter und Denker“ genannt wurde, verbrannte die Bücher seiner besten Dichter und Denker auf Scheiterhauen, formierte sich zu braunen Marschkolonnen, hob den rechten Arm zum Gruß, sagte „Heil Hitler“ beim Brötchenkauf und hängte die Fahne mit dem absonderlichen Sonnensymbol aus dem Fenster, wenn der „Führer“ Geburtstag hatte. Sie jubelte über die Autobahnen, über den „Volkswagen“, die Kraft-durch-Freude-Schiffe und Zeppeline, die neuen Panzer und Jagdflugzeuge. Und sie verschloss die Augen vor den Konzentrationslagern, die - lange vor Auschwitz - in aller Öffentlichkeit im ganzen Reich errichtet wurden: Sachsenhausen, Dachau, Buchenwald, Neuengamme, Flossenbürg, Bergen-Belsen und so weiter.

Deutschland stand zu seinem „Führer“* bis zur letzten Stunde - dies ist die wirkliche Schande, an der es nichts zu leugnen und zu vertuschen gibt, die jedermann kennt, weil alle sie erlebt haben. Alle wussten, dass es aus war, jeder Schuss sinnlos, jeder Tote ein Verbrechen, und alle machten weiter. Und weil alle teilhatten an dieser Schande, legte sich das große Schweigen über das Land. Die Männer des 20. Juli waren eine verzweifelte Minderheit - da hatte Hitler schon Recht: ein paar hundert unter 80 Millionen. Was hätten sie ausrichten können, wenn Stauffenbergs Bombe den „Führer“ tatsächlich getötet hätte? Sie würden noch heute als Verräter gelten.

DIE SCHLUSSSTRICH-FRAKTION will das alles nicht mehr hören. Ihre Vertreter fordern das Ende der Debatte. Die Schuldkonzeptionen der Politiker, so meinen sie, würden unsere nachwachsenden Generationen lähmen und ihnen ihre Zukunft verbauen. Nun. Auschwitz hat noch keinen Deutschen gelähmt oder ihm gar die Zukunft verbaut. Doch selbst wenn wir uns verabreden würden, ab heute nicht mehr über Hitler zu sprechen, so würden wir ihn dadurch nicht loswerden. Dazu war er zu mächtig in seiner Herrschaft über uns. Er säße wie ein negativer Barbarossa im Kyffhäuser unseres Bewusstseins und wartete geduldig auf die Stunde der Wiederkehr.

Es gab immer zwei bequeme, aber untaugliche Wege, mit dem Problem Hitler fertig zu werden: Man konnte ihn karikieren, wie es Charlie Chaplin auf geniale Weise in seinem Film „Der große Diktator“ tat. oder man konnte ihn ins Metaphysische erhöhen, als die Erscheinung des Bösen schlechthin, wodurch H. einen sinnvollen Platz in der Schöpfung erhielt. Der Teppichbeißer und der Teufel - zur Erklärung des Phänomens Hitler taugen sie beide nicht.

Einzig Thomas Mann, den Hitler aus dem Land gejagt hatte, wagte es, die Frage auf andere Weise zu stellen. „Bruder Hitler“, hieß der Titel des Essays, den er 1939 im Exil schrieb, als Deutschlands „Führer“ im Zenit seiner Erfolge stand. Es war der Versuch, über den Hass hinweg den Menschen zu sehen, wenn man denn an den Teufel nicht glaubte. „Der Bursche ist eine Katastrophe“, so Mann. „das ist kein Grund, ihn als Charakter und Schicksal nicht interessant zu finden. Wie er aus dem nationalen Maß ins europäische wächst, dieselben Fiktionen, hysterischen Lügen und lähmenden Seelengriffe im weiteren Rahmen zu üben lernt; wie er im Ausbeuten der Mattigkeiten und

kritischen Ängste des Erdteils, im Erpressen seiner Kriegsfurcht sich als Meister erweist: wie das Glück sich ihm fügt. Mauern lautlos vor ihm niedersinken und der trübselige Nichtsnutz von einst nun im Begriffe scheint, sich Europa, Gott weiß es, vielleicht die Welt zu unterwerfen: Das alles ist durchaus einmalig: man kann unmöglich umhin, der Erscheinung eine gewisse angewiderte Bewunderung entgegenzubringen.“

Sechs Jahre später war „die Erscheinung“ entzaubert, der Welteroberer zurückgeworfen auf den Ausgangspunkt, umzingelt von den Armeen der Anti-Hitler-Koalition. Im Untergang galt sein Hass dem eigenen Volk, das nicht heldisch genug war, um seine Herrschaft über den Globus zu errichten. Am Ende ist er ein Gescheiterter wie am Beginn seines Lebensweges, gefangen in der selbst gebauten Betongruft, umgeben von Verrat und Auflösung. Seine Macht ist zerbrochen, sein Nimbus verflogen. Um ihn herum finden Saufgelage und Orgien statt - er ist überflüssig geworden, niemand braucht ihn mehr. Ihm bleibt nur der Tod. Nicht der heroische Tod vor dem Feind, unter dem Portal seines Amtssitzes, sondern der einsame Tod des Bankrotteurs im Keller, auf einem abgewetzten Sofa, an der Wand das Bild des Preußenkönigs, dem er es gleich tun wollte und der diesen Hasardeur nur mit Verachtung gestraft hätte.

Hitler endet wie Millionen Menschen, die er in den Tod trieb: in einem Bombentrichter, notdürftig mit Erde verscharrt. Man hat ihn nicht einmal mit einer Fahne bedeckt, wie es toten Staatschefs zukommt - im Bunker war keine aufzutreiben.

NACH 60 JAHREN gibt es kein Geheimnis mehr um Adolf Hitler. Der „Führer“ ist entzaubert. Dennoch liegt sein Schatten immer noch über diesem Land. Wir beginnen zu ahnen, dass wir ihn nie mehr abschütteln können. Hitler gehört für immer zu uns, denn ohne uns hätte es ihn nie gegeben.

Tausend Bücher sind über Hitler geschrieben worden, aber eine Frage bleibt: Was war es eigentlich, das uns dazu trieb, ihm in den Abgrund zu folgen wie die Kinder im Märchen vom Rattenfänger? Das Rätsel ist nicht Adolf Hitler - das Rätsel sind wir. •

Der Journalist und Buchautor Heinrich Jaenecke erlebte als 17-Jähriger das Ende des Zweiten Weltkrieges - in einer Mischung aus Erleichterung und Freude über die neu gewonnene Freiheit. Über die „Stunde Null“ schrieb er zuletzt in der GEOEPOCHE-Ausgabe über „Deutschland nach dem Krieg“.

Solange noch Zeit ist

60 Jahre nach Kriegsende erinnern sich Zeitzeugen an dieses traurige Kapitel deutscher Geschichte

Hitler – Eine Bilanz

Laufzeit: ca. 94 Min.

Best.-Nr.: 74321 86645 9

Die Gefangenen

5 Folgen auf 2 DVDs

Laufzeit: ca. 225 Min.

Best.-Nr.: 82876 63156 9

Die Befreiung

5 Folgen auf 2 DVDs

Laufzeit: ca. 225 Min.

Best.-Nr.: 82876 62528 9

Die große Flucht

5 Folgen auf 2 DVDs

Laufzeit: ca. 225 Min.

Best.-Nr.: 82876 65039 9

Hitlers Frauen

5 Folgen auf 2 DVDs

Laufzeit: ca. 225 Min.

Best.-Nr.: 82876 67033 9

Hitlers Helfer I

6 Folgen auf 2 DVDs

Laufzeit: ca. 320 Min.

Best.-Nr.: 82876 67056 9

Hitlers Helfer II

6 Folgen auf 2 DVDs

Laufzeit: ca. 320 Min.

Best.-Nr.: 82876 67057 9

Guido Knopp

Umfassend · authentisch · bewegend

„Die Fähigkeit zu trauern,
sie geht Hand in Hand mit
dem Mut sich zu erinnern.“

Guido Knopp, Leiter der ZDF-Redaktion Zeitgeschichte

Alle DVDs erhalten Sie im Handel oder über die telefonische
Bestell-Hotline unter **01805 – 80 59 99** (0,12€/ Min.)

universum film
a part of the group

20 video

BERLIN 1945

Endkampf

Die Einschläge kommen immer näher. Adolf Hitler und sein Adjutant Julius Schaub besichtigen im Frühjahr 1945 Bombenschäden in der Reichskanzlei

Mitte April 1945 beginnt die letzte große Schlacht des Zweiten Weltkrieges in Europa - der Kampf um die Reichshauptstadt. Am Ende ist ein Drittel der Metropole zerstört, haben Zehntausende Einwohner ihr Leben verloren. Nur einer bekommt von dieser Tragödie kaum etwas mit, obwohl er doch mitten in Berlin lebt: Adolf Hitler verbringt seine letzten Wochen in einem Bunker im Stadtzentrum, rund acht Meter unter der Erde. Er ist von Krankheit gezeichnet und hat den Bezug zur Realität fast vollständig verloren



Wir wissen nicht, wie es in ihm aussah an diesem 20. April 1945, seinem Geburtstag, dem 56. Vermutlich war ihm klar, dass es sein letzter sein würde. Seit einem Monat hauste er unter der Erde, in einem lichtlosen Betonlabyrinth, abgeschottet von dem Inferno, das über ihm tobte, und seit Tagen war er nicht mehr heraufgekommen. Jetzt stand er in der Ruine seines Palastes und nahm die Glückwünsche seiner Satrapen entgegen. Die Stadt brannte. Am Morgen hatte die US-Luftwaffe bei klarem Himmel noch einmal einen Angriff auf Berlin geflogen. Den Rest würden die sowjetischen Verbündeten besorgen. Die Front war auf 20 Kilometer herangerückt. Das Grollen der Artillerie lag über der Stadt wie die Ankündigung des Jüngsten Gerichts.

Er war am Ende - am Ende seiner körperlichen Kräfte und am Ende seines Weges. Er konnte sich nur noch mühsam bewegen. Seine Füße schleiften über den Boden, seine Hände zitterten unaufhörlich, während sein Gesicht eine maskenhafte Starre angenommen hatte. Seine Stimme war tonlos geworden und zuweilen kaum noch vernehmbar, seine Handschrift unleserlich - Symptome jener damals noch tödlichen Krankheit, die auf Deutsch Schüttellähmung heißt.

Um ihn herum war die Hölle. Sie war sein Werk: Wenigstens an diesen Untergang würde sich die Menschheit erinnern. Er hatte immer „einmalig“ sein wollen - der „Führer“, der Schöpfer des „Tausendjährigen Reiches“, der Welt Herrscher. Sein Name sollte ewig weiterleben, das war sein Lebensziel, und er hatte es erreicht. Sein Name würde weiterleben für alle Zeit: als Synonym für Unmenschlichkeit. Und Deutschland würde diesen Namen als sein grausiges Vermächtnis tragen müssen, ein Brandmal, das sich nicht abwaschen lässt.

Er bedauerte nichts. Ein Gefühl der Befriedigung spricht aus seinen letzten Äußerungen. Er war von der Idee der Vernichtung besessen. Krass und unverhüllt

trat das einzige Gefühl zutage, dessen er fähig war: ein satanischer Welthass.

ZEHN TAGE BLIEBEN ihm noch nach diesem Geburtstag - zehn Tage, in denen sich dieser Hass in einem apokalyptischen Totentanz austobt: Der geschlagene Welteroberer inszeniert seine eigene Götterdämmerung.

Der Schauplatz ist gut gewählt: die Reichskanzlei, geschichtsträchtiger Boden, Ort seiner größten Triumphes und seiner kühnsten Träume. Hier, wo einst Bismarck residierte, übernahm er am 30. Januar 1933 „die Macht“, hier empfing er die Großen der Welt, hier enthüllte er der Generalität seine Kriegspläne. Und hier entwarf er mit seinem Stararchitekten Alben Speer die Umgestaltung Berlins zur Welthauptstadt „Germania“.

Speer baute ihm die Neue Reichskanzlei, einen pompösen Palast von 400 Meter Frontlänge, der mit der Alten Reichskanzlei rechtwinklig verbunden war. Kurz vor Kriegsausbruch ist der „erste Monumentalbau des Großdeutschen Reiches“ fertig. Doch mit der glanzvollen Rolle der Neuen Reichskanzlei ist es vorbei, kaum dass sie begonnen hat. Mit Beginn des Krieges siedelt Hitler als Oberbefehlshaber der Wehrmacht in das jeweilige „Führerhauptquartier“ über oder residiert auf seinem „Berghof“ bei Berchtesgaden. Nur sporadisch hält er sich noch in der Reichskanzlei auf. Nun wird sie seine letzte Zuflucht.

Im Januar, nach dem Scheitern der Ardennen-Offensive, ist er aus dem „Adlerhorst“, dem Führerhauptquartier im Taunus, nach Berlin zurückgekehrt. Doch an ein normales Arbeiten ist nicht zu denken. Berlin liegt unter dem Bombenhagel der Alliierten. Nachts kommen die Briten, tags die Amerikaner. Die Stadt verwandelt sich in ein Ruinenfeld.

Unter dem Gelände der Reichskanzlei ist inzwischen ein giganti-

sches Bunkersystem entstanden. Die gesamte Infrastruktur der Reichskanzlei und des Führerhauptquartiers ist in die Erde versenkt: Nachrichtenzentrale. Wachmannschaften. Ordonnanzen. Kartenschreiber. Fuhrpark. Mechaniker, Küche. Wäscherei, Apotheke, Ärzte, Sekretärinnen und der Sicherheitsdienst der SS. Dieselgeneratoren versorgen die unterirdische Stadt mit Strom und Frischluft, doch der modrige Geruch feuchten Betons, der das Labyrinth erfüllt, lässt sich nicht vertreiben.

Kernstück des Systems ist der „Führerbunker“, der tiefstgelegene und am stärksten gesicherte Komplex des Verlieses. Traudl Junge, die damals 25-jährige Sekretärin Hitlers und authentischste Augenzeugin des Untergangs, hat die Katakombe beschrieben:

„Vom früheren Luftschutzkeller ging es einige Treppenabsätze tiefer in den eigentlichen Führerbunker. Schwere Eisentüren führten zu einem breiten Gang. Links eine Tür zu den Toiletten, rechts der Maschinenraum, dann kam die Tür zur Telefenzentrale und zum Dienzimmer. Dieser Teil des Bunkers war wieder durch Eisentüren zu schließen, die aber meistens offen standen. Danach kam der Teil des Korridors, der zu Hitlers Räumen führte. Sein Wohn- und Arbeitszimmer war ein winziger Raum, etwa drei mal vier Meter groß, mit einer niederen Decke, die aufs Gemüt drückte. Rechts stand ein Schreibtisch an der Wand, gegenüber ein kleines Sofa, davor ein kleiner Tisch und drei Sessel. Rechts führte eine Tür zu Hitlers Schlafzimmer,



das ich nie betreten habe. Links gelangte man in Hitlers Bad, von da aus in einen kleinen Ankleideraum, der sich an Eva Brauns Bunkerwohnung anschloss. Neben Hitlers Schlafzimmer war noch ein kleiner Raum, der als Lagezimmer benutzt wurde. Es stand nichts weiter drin als eine ringsum laufende Bank, ein großer Tisch und einige Stühle und Hocker. Hier, in diesem kleinen Komplex, der so verworren angelegt war, dass man ihn kaum verständlich beschreiben kann, fand der letzte Akt des Dramas statt."



Sowjetische Kämpferstürmen durch eine Berliner Straße. Mitte April machen sich 1,6 Millionen Soldaten mit Panzern und Geschützen wie der »Stalinorgel« (ganz oben) im Osten vor der Stadt zum Angriff bereit. Dort versammelt Oberbefehlshaber Marschall Georgij K. Schukow (3. v. r.) seinen Stab. Bis zum 22. des Monats, Lenins Geburtstag, soll die Rote Armee die Metropole für Stalin erobern haben

Mitte März zieht Hitler aus seinen oberirdischen Amtsräumen endgültig in den Bunker um. Er ist der einzige Bewohner Berlins, der die Hölle des Bombenkrieges nicht mit eigenen Augen wahrnimmt. Er ist seit Ewigkeiten nicht mehr durch eine deutsche Stadt gegangen. Wenn er mit seinem Sonderzug von der „Wolfsschanze“ in Ostpreußen nach Berchtesgaden reiste, fuhr er nachts, und wenn er bei Tage fahren musste, ließ er die Gardinen zuziehen. „Niemals hat er das Ausmaß der Verwüstung mit eigenen Augen gesehen“. so Traudl Junge.

Jetzt gelten die Bomben ihm selbst.

Das Regierungsviertel ist paradoxe Weise von den Angriffen lange verschont geblieben. Nun liegt das Zentrum im Fadenkreuz der „Fliegenden Festungen“ der Amerikaner und Briten. In Bismarcks altes Palais und in Speers Prachtbau krachen die Bomben. Der Bunker bebt unter den Einschlägen, doch er hält.

Das Betonverlies gleicht einem U-Boot auf Tauchstation: die Besatzung auf engstem Raum zusammengedrängt, ohne Sichtkontakt zur Außenwelt, ohne genaue Kenntnis der Feindlage, ausgerichtet auf einen einzigen Mann, der über Leben und Tod entscheidet. Alle wissen, dass der Tod die realistischere Option ist. Eine Privatsphäre gibt es nicht mehr.

Der Hofstaat der Reichskanzlei ist zu einer kleinen Schar geschrumpft, die dem „Chef“ persönlich ergeben ist: Adjutant Otto Günsche, Kammerdiener Heinz Linge (beide SS-Sturmbannführer), Fahrer Erich Kempka, Chef pilot Hans Baur; schließlich die Sekretärinnen Traudl Junge, Gerda Christian und Else Krüger sowie der Leibarzt Theodor Morell, der seinen Nimbus als Wunderheiler mit dem sich rapide verschlechternden Zustand des Patienten verspielt hat. Ebenfalls im Bunker, jedoch abgetrennt vom Führerbereich, haust Martin Bormann, allmächtiger Chef der Parteikanzlei. intrigant und machthungrig bis zur letzten Stunde.

ANFANG MÄRZ trifft Eva Braun im Bunker ein. Sie ist aus München angereist. „Jeder wusste, warum sie gekommen war“, schreibt Albert Speer. „Mit ihrer

Anwesenheit zog bildlich und real ein Todesbote in den Bunker ein.“

Sie ist seit 1931 die Geliebte Adolf Hitlers. Er leinte sie im Atelier seines Leibfotografen Heinrich Hoffmann in München kennen. Damals war sie 19 - 23 Jahre jünger als er, ein unkomplizierter, heiterer Charakter, politisch völlig unbedarf. Sie liebte schicke Kleider, hatte nichts gegen Champagner, rauchte ziemlich viel und tanzte leidenschaftlich gern, vor allem Swing und Foxtrott - doch dies nur, wenn der „Führer“ nicht dabei war. Das einzige Rätselhafte an ihr war ihre Zuneigung zu diesem Mann, der in einer kalten, dämonischen Welt lebte. Vielleicht war es die Macht, die sie anzog.

Sie war das bestgehütete Geheimnis des „Dritten Reiches“. Nur wenige Vertraute wussten von ihrer Existenz, noch weniger kannten sie persönlich. Hitler hatte ihr zwei Zimmer in seinem Berghof eingerichtet und Räume in der Reichskanzlei, zu der Speer die Möbel entwarf.

Dort lebte sie wie eine Gefangene. Bei Abendgesellschaften durfte sie nicht in Erscheinung treten. Selbst im engsten Kreis verhinderte es Hitler, mit ihr Vertraulichkeiten auszutauschen. Er nannte sie „Fräulein Braun“, wenn er über sie sprach. Sie lehnte sich nie gegen ihre Rolle auf, forderte nie, was ihr offensichtlich nicht zustand. Doch sie war die Einzige, die ihm widersprechen durfte - in Dingen, die ihm unwichtig waren.

Und nun ist sie hier, im Bunker, im brennenden Berlin, im klaren Bewusstsein, dass dies das Ende ist.

AM 16. APRIL tritt die Rote Armee zum Sturm auf die Reichshauptstadt an. Vor Sonnenaufgang eröffnen 40000 Geschütze und Granatwerfer das Feuer auf die deutschen Stellungen an der Oder. In fünf Tagen, so hat Stalin gesagt, soll Berlin erobert sein. Den Hauptstoß führt Marschall Georgij K. Schukow mit der 1. Weißrussischen Front (Heeresgruppe).

Sein bester Mann ist General Wassilij Tschiukow, Befehlshaber der 8. Gardearmee, der Sieger von Stalingrad. 1942 stoppte er den deutschen Vormarsch an der Wolsa und hielt den letzten russi-

sehen Brückenkopf, bis die Deutschen ihrerseits eingekesselt waren. Seitdem hat er den Feind Schlacht um Schlacht zurückgeworfen, mehr als 3000 Kilometer von der Wolga bis an die Oder. Jetzt fehlen noch 80 Kilometer bis Berlin, und er, Wassilijs Tschukow, will als Erster dort sein und das ruhmreiche Banner der Sowjetunion über der Hauptstadt des Faschismus hissen.

Aber die letzte Schlacht des Krieges wird kein militärischer Spaziergang. Die Russen kommen langsamer voran, als sie dachten. Tschukow: „Trotz Einsatzes aller verfügbaren Kräfte gelang uns (am ersten Tag) kein entscheidender Durchbruch. Meine Armee hatte die vom Frontstab gestellte Aufgabe nicht erfüllt. Mein linker Nachbar, die 69. Armee, kam am 16. April keinen einzigen Schritt voran.“ Erst nach drei Tagen grauenhafter Kämpfe sind die Seelower Höhen am westlichen Oderufer in russischer Hand.

Hitler steht mit dem Rücken zur Wand. Alles, was jetzt noch geschieht, ist Untergangsstrategie. Götterdämmerungs-Inszenierung. Deutschland soll zur Wüste werden. In einem „Verbrannte-Erde-Erlass“ vom 19. März hat er die Zerstörung „aller Verkehrs-, Nachrichten-, Industrie- und Versorgungsanlagen, die sich der Feind nutzbar machen kann“, befohlen. Albert Speer, Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, wagte immerhin schriftlichen Widerspruch: „Wir haben kein Recht dazu, von uns aus Zerstörungen vorzunehmen, die das Leben des Volkes treffen können. Das ist ein so großes Unrecht unserem Volk gegenüber, dass das Schicksal es mit uns dann nicht mehr gut meinen kann.“

Doch das „Volk“ ist keine Kategorie mehr für Hitler. Seine Antwort an Speer ist entlarvend: „Wenn der Krieg verloren geht, wird auch das Volk verloren sein. Es ist nicht notwendig, auf die Grundlagen, die das deutsche Volk zu seinem primitivsten Weiterleben braucht, Rücksicht zu nehmen. Denn das Volk hat sich als das schwächere erwiesen, und dem stärkeren Ostvolk gehört die Zukunft. Was nach diesem Kampf übrig bleibt, sind ohnehin nur die Minderwertigen,

denn die Guten sind gefallen!“ Noch der eigene Untergang dient ihm zur Rechtfertigung seines paranoiden Weltbildes.

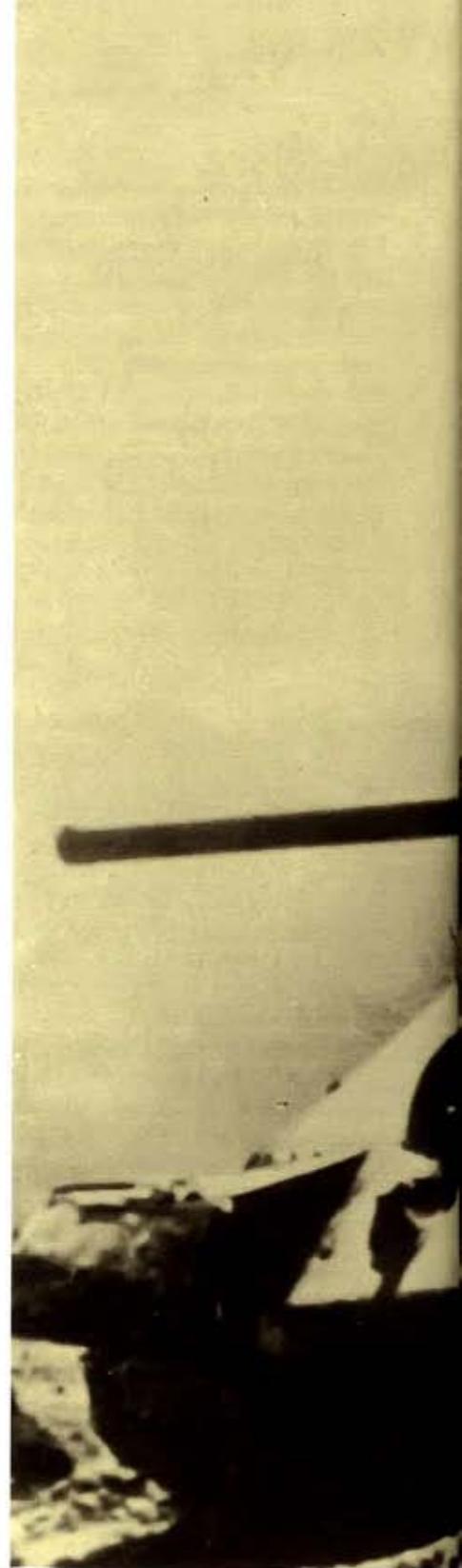
DER „FÜHRERGEBURTSTAG“ am 20. April wird zum letzten öffentlichen Auftritt des moribunden Diktators. Noch einmal sind sie alle versammelt, die Mächtigen des „Dritten Reiches“, die bald in Nürnberg vor Gericht stehen werden oder ihr Leben beenden: Göring, Goebbels, Himmler, Bormann, Ley, Ribbentrop, die Gauleiter und die Kriegsherren mit Generalfeldmarschall Keitel und Großadmiral Dönitz an der Spitze. Es ist eine gespenstische Veranstaltung, die Stimmung ist beklemmend. Sekt wird nicht mehr gereicht.

Arthur Axmann, der Führer der Staatsjugend, hat eine Gruppe Hitlerjungen mitgebracht, die sich in den Kämpfen vor Berlin ausgezeichnet haben, der jüngste zwölf Jahre alt. Sie sind im verwüsteten Garten der Reichskanzlei angetreten.

„Hitler reichte jedem die Hand“, berichtet Axmann. „Er ging gebeugt. Seine Hände zitterten. Wir waren von seinem Anblick erschüttert. Er beendete seine kurze Ansprache mit dem Ruf ‚Heil euch!‘ Doch niemand antwortete. Es war still im Garten. Nur in der Ferne hörte man das Grollen der Front.“

Die reale Lage sieht in diesen Tagen so aus: Deutschland ist zu vier Fünfteln besetzt. Eine Westfront gibt es nicht mehr. Die im Ruhrkessel eingeschlossene Heeresgruppe B hat den Kampf eingestellt, ihr Oberbefehlshaber, Feldmarschall Walter Model, hat sich erschossen. Die Briten stoßen auf Hamburg vor, die Amerikaner haben Leipzig besetzt und stehen kurz vor der Vereinigung mit den Russen bei Torgau an der Elbe. Das verbliebene Gebiet ist in einen „Nordraum“ und einen „Südraum“ zerrissen. Die 9. Armee, die an der Oderfront stand, ist eingekesselt. Berlin liegt schutzlos vor der Roten Armee.

Die Geburtstagsgratulanten beschwören Hitler, Berlin zu verlassen und den Kampf von der „Alpenfestung“ aus fortzusetzen. Sie selbst haben es eilig, ihre vorbereiteten Ausweichquartiere im Norden oder Süden zu erreichen. Die letzten



Deutscher Beschuss hat einen sowjetischen Panzer in Brand gesetzt. Der Fahrer ist gerade noch entkommen. Trotz heftiger Gegenwehr kämpfen sich die Soldaten der Roten Armee voran. Nicht alle setzen ihr Leben allein für den Sieg des Vaterlandes aufs Spiel - viele sind Häftlinge aus Stalins Straflagern, die sich nun in der Schlacht bewähren sollen



Viele Russen treibt Rache, manche auch Verzweiflung

Fluchtkorridore aus Berlin können ständig abgeschnitten werden.

Göring hat seine Residenz „Karinhall“ bereits geräumt. Vor der Abfahrt kontrollierte er die Sprengladungen, die das pomöse Jagdhaus beim Annähern der Russen in die Luft jagen werden. Zur Lagebesprechung im Bunker erscheint der „Reichsmarschall“ in einer neuen khakifarbenen Uniform, die ganz offensichtlich der amerikanischen Nachempfunden ist. Vor den versammelten Generälen bietet er Hitler an, mit ihm nach Berchtesgaden zu fliegen. Hitler lehnt schroff ab. Er habe seine Entschlüsse gefasst und werde in Berlin bleiben.

Der große Exodus beginnt. Von den Spitzen der Partei bleiben nur Goebbels und Bormann in Berlin. Auch Speer verabschiedet sich. Er hat zwei Bauwagen der Reichsbahn als Fluchtburg am Eutiner See abstellen lassen - für den Rüstungsminister gibt es keine Aufgabe mehr.

In der Nacht verlassen lange Wagenkolonnen mit abgeblendeten Lichtern die Hauptstadt. Auf dem Flugplatz Gatow starten Kuriermaschinen mit Familienangehörigen der braunen Prominenz. Es kommt zu Zwischenfällen. „Die Arbeiter, die im Fackelschein unser Gepäck transportierten“, berichtet die Frau des Cheftechnikers der Reichskanzlei. „begannen, über die „Bonzen“ zu schimpfen, dann pöbelten sie uns an und plünderten die Koffer. Bis wir starten konnten, verging fast eine Stunde.“

Die Alte Reichskanzlei erlebt zur gleichen Zeit ein makabres Fest: Eva Braun improvisiert eine Abschiedsparty. „Sie wollte noch ein einziges Mal feiern, tanzen, trinken, vergessen“, schreibt Traudl Junge. „Irgendwoher brachte jemand ein altes Grammophon mit einer einzigen Schallplatte. Blutrote Rosen erzählen dir vom Glück*. Eva Braun wollte tanzen, ganz gleich mit wem. und sie riss alle mit in einen verzweifelten Taumel. Es wurde Champagner getrunken und gelacht. Keiner sprach vom Krieg, keiner vom Sieg und keiner vom Tod. Gespenster gaben hier ein Fest.“

Unterdessen ist der Alarmfall „Clausewitz“ ausgesehen wor-

den, das Codewort für den Belagerungszustand. Es bedeutet: Berlin wird nicht aufgegeben, sondern in den Verteidigungszusland versetzt. Überall werden Panzersperren. MG-Stellungen. Minengürtel. Sprengladungen, Gefechtsstände eingerichtet.

Die Zone um die Reichskanzlei wird zur „Zitadelle“ erklärt. Zum Kampfkommandanten der Zitadelle ernennt Hitler den Kommandeur der „Leibstandarte SS Adolf Hitler“. Brigadeführer (Generalmajor) Wilhelm Mohnke: Ritterkreuzträger, drahtig, schmallippig. Prototyp des Prätorianers. Schon 1933 stand er als junger SS-Mann Wache vor der Reichskanzlei. Jetzt ist er zum Verteidiger des Regierungssitzes bestellt, unter dem direkten Befehl des „Führers“. Er bringt 1000 Mann seiner Garde als Festungsbesatzung mit und richtet seinen Befehlsstand im Keller der Neuen Reichskanzlei ein.

EINEN TAG NACH Hitlers Geburtstag schlagen die ersten Artilleriegranaten im Stadtzentrum ein. Panik breitet sich aus - die Russen sind da. Hitler, der sich (wie Stalin) erst gegen Morgen zum Schlafen niederzulegen pflegt, wird um halb zehn geweckt. „Woher kommt diese Schießerei?“, fragt er. Niemand weiß es. Hitler ruft den Generalstabschef der Luftwaffe, General Karl Koller, an: „Wissen Sie, dass Berlin unter Artilleriefeuer liegt?“ „Nein“.

„Hören Sie das nicht?“

„Nein! Ich bin in Wildpark-Werder (westlich von Berlin; die Red.).

Hitler vermutet ein Eisenbahnge- schütz. „Die Luftwaffe hat diese Batterie sofort auszumachen und zu bekämpfen.“

Koller ruft den Flabunker am Zoo an. den besten Beobachtungspunkt in Berlin. Antwort: Es sind russische Feldhaubitzen, die bei Marzahn in Stellung gegangen sind. Entfernung: zwölf Kilometer.

Hitler will das nicht glauben, brüllt ins Telefon: „Man müsste die ganze Luft-



waffenführung sofort aufhängen!“ Er befiehlt, sämtliche verfügbaren Kräfte im „Nordraum“ nach Berlin zu schicken. „Jeder Kommandeur, welcher Kräfte zurückhält, hat binnen fünf Stunden sein Leben verwirkt. Sie selbst haften mir mit Ihrem Kopf, dass der letzte Mann eingesetzt wird“, sagt er zu Koller.

Doch es gibt gar keine Reserven mehr. Die Divisionen sind zu Bataillonen, die Bataillone zu Kompanien zusammenge- schrumpft. Hitler operiert mit Geisterarmeen, die nur noch auf den Landkarten existieren. Er sieht sich umstellt von „Versagern“ und „Verrätern“, die seine Befehle sabotieren. Er verbietet jedes Ausweichen nach Westen: „Offiziere, die sich dieser Anordnung nicht bedingungslos fügen, sind festzunehmen und augenblicklich zu erschießen!“

Die russischen Panzerspitzen haben unterdessen die östlichen Vororte Berlins erreicht. In Kaulsdorf erlebt Probst Heinrich Grüber den Einmarsch der Roten Armee: „Gegen 16 Uhr kamen die ersten russischen Truppen, Infanteristen mit Sturmkanonen, später Artillerie. Aus den umliegenden Häusern hörten wir Schreie von Verwundeten. Einen, den ich für

**Hitler sieht
sich von Versagern und
Verrätern umstellt**



Ein letztes Aufgebot aus Volkssturmleuten, Wehrmachtseinheiten und Angehörigen der Waffen-SS soll Berlin mit Barrikaden und Panzerfäusten verteidigen. Und obwohl der Krieg längst verloren ist, propagiert Adolf Hitler noch immer den Endsieg und zeichnet Hitlerjungen mit dem Eisernen Kreuz aus. Kurz darauf verlassen die meisten Mitglieder der Reichsregierung die Stadt

den Kommandanten hielt, bat ich, die Verwundeten verbinden zu dürfen. Etwas später drangen Russen in unseren Keller ein. Sie verlangten Uhren und Frauen. Die Uhren lieferten wir ab. Vergewaltigungen konnten wir in unserem Hause verhindern. Ich hatte den Eindruck, dass auch mein schwarzes Gewand die Soldaten etwas zurückhielt. Aber während der ganzen Nacht schrien die Frauen im Ort, ohne dass wir etwas für sie tun konnten."

Im Führerblinker bricht an diesem Tag, dem 22. April, die krampfhaft aufrechterhaltene Endsieg-Fassade zusammen. Als Hitler bei der Lagekonferenz erfährt, dass Angriffe, die er befohlen hat, gar nicht stattgefunden haben (weil die Truppen dazu nicht mehr in der Lage sind), explodiert er. Er schleudert die Farbstifte, mit denen er die Stellungen markiert (als Karte genügt jetzt der Stadtplan von Berlin), an die Wand, springt vom Stuhl auf und schreit, dass es durch die geschlossene Tür zu hören ist.

Seine Stimme überschlägt sich, während ihm die Tränen über das Gesicht laufen. Nur einzelne Worte sind zu verstehen - Feigheit, Niedertracht, Verrat, Treulosigkeit. So könne er nicht länger führen. „Der Krieg ist verloren - aber

wenn Sie, meine Herren, glauben, dass ich Berlin verlasse, irren Sie sich. Eher jage ich mir eine Kugel in den Kopf!"

Die Anwesenden erstarren - das magische Wort ist gefallen. Alle haben es gehört. In Windeseile verbreitet es sich im Bunker. Generaloberst Alfred Jodl, Chef des Wehrmachtführungsstabes, notiert für die Akten: „Hitler hat den Entschluss gefasst, in Berlin zu bleiben, dort die Verteidigung zu leiten und sich im letzten Augenblick zu erschießen. Kämpfen könnte er aus körperlichen Gründen nicht mehr, er wolle auch nicht Gefahr laufen, verwundet in Feindeshand zu fallen.“

Nach dem Ausbruch legt sich lähmende Stille über den Bunker. Die Sekretärin Traudl Junge steht dienstbereit im Vorzimmer, als Hitler heraustritt. „Sein Gesicht hat jeden Ausdruck verloren, die Augen sind erloschen. Sein Blick erfasst nichts. Unpersönlich und befehlend stößt er hervor: „Ziehen Sie sich sofort um. In einer Stunde geht ein Flugzeug, das Sie nach Süden bringt. Es ist alles verloren.* Ich bin ganz steif. Das Bild an der Wand (*ein Porträt Friedrichs II., die Red.*) hängt schief, auf Hitlers Rockaufschlag ist ein Fleck. Alles ist wie in Watte gepackt.“

Eva Braun, die dabeisteht, ergreift Hitlers Hände und sagt: „Ich bleibe bei dir.“ Dann geschieht etwas Ungewöhnliches: Hitler küsst sie vor den Augen der Umstehenden auf den Mund. Traudl Junge sagt: „Ich bleibe auch.“

HITLER MACHT KEINEN HEHL daraus, dass das Ende bevorsteht. Er lässt seine Papiere und persönlichen Habseligkeiten zusammenpacken und im Garten verbrennen. Traudl Junge muss „eine Kiste mit den wichtigsten Akten, Schriften und Dokumenten packen“, die nach München geflogen werden sollen. Doch die Unterlagen kommen dort nicht an.

Spät in der Nacht dieses Tages kommt Goebbels aus seinem zerbombten Propagandaministerium in den Bunker. Der kleine, klumpfüßige Mann mit der melodischen Stimme war immer der fanatischste in der Führers clique des Regimes, und sein Fanatismus hat sich noch gesteigert, je klarer die Niederlage sich



Die Rote Armee erobert Haus um Haus, Straße um Straße



Vor den laufenden Kameras der sowjetischen Wochenschau nimmt ein Soldat einen deutschen Gegner fest. Erst nach einer Woche Straßenkampf können die russischen Truppen bis in das Zentrum Berlins vordringen. Tausende von Wehrmachtsoldaten, die sich in den Ruinen verschanzt haben, werden dabei entwaffnet und gefangen genommen

abzeichnete. „Wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern!“, erklärt er in seiner letzten Pressekonferenz.

Rhetorisch gewandter als sein „Führer“, überbietet er Hitler noch an Menschenverachtung. Und wie Hitler gibt der große Volks Verführer den Deutschen die Schuld an ihrem Unglück. „Was fange ich mit einem Volk an, dessen Männer nicht einmal mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt werden?“

Er habe kein Mitgefühl mit diesem Volk, denn es habe sich sein Schicksal freiwillig gewählt. „Wir haben ja das deutsche Volk nicht gezwungen. Es hat uns selbst beauftragt.“ Von seinem Chef-propagandisten Hans Fritzsche verabschiedet er sich nach dieser Pressekonferenz mit den Worten: „Und nun wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten!“ (Fritzsche wird später beim Nürnberger Prozess freigesprochen.)

Goebbels hat seine Entscheidung schon lange getroffen. Er wird mit Hitler aus dem Leben gehen - er und seine ganze Familie. Magda Goebbels bringt die sechs Kinder - fünf Mädchen und einen Jungen - in den Bunker. Traudl Junge macht eine Kammer für sie frei. „Es waren reizende, gut erzogene, natürliche Kinder. Sie wussten nichts von dem Schicksal, dem sie entgegengingen.“

Draußen tobtt die Schlacht um Berlin. Fast drei Millionen Menschen sitzen in der Todesfalle. Die Stadtmitte liegt unter dem Dauerfeuer der sowjetischen Artillerie. Es gibt keinen Strom und kein Wasser mehr. Die Lebensmittel gehen zur Neige. Die Krankenhäuser können die Verwundeten nicht mehr aufnehmen.

An Entsetzt von außen ist nicht zu denken. Hitlers letzte Hoffnung ist die 12. Armee unter General Walter Wenck, die westlich des Belagerungsrings steht, eine Truppe aus den Trümmern anderer Einheiten. Sie besitzt keinen einzigen Panzer, nur noch einige Sturmgeschütze.

Feldmarschall Wilhelm Keitel begibt sich persönlich zu Wencks Befehlsstand in Beizig, 40 Kilometer südwestlich von Potsdam. „Befreien Sie Berlin“, sagt er zu Wenck. „Machen Sie mit allen verfügbaren Kräften kehrt (nach Osten; die Red.).

hauen Sie den Führer heraus. Sein Schicksal ist Deutschlands Schicksal. Sie haben es in der Hand. Deutschland zu retten!“

„In diesen Stunden“, so Wenck später, „wurde mir klar: Dieser Mann und damit auch das Staatsoberhaupt, das er beriet, wussten längst nicht mehr, wie es um den Krieg stand. Nach Beratung mit meinem Stab beschloss ich, von nun an meinen eigenen Weg zu gehen.“

WÄHREND HITLER, abgekapselt von jeder Realität, imaginäre Schlachten mit imaginären Divisionen schlägt, gehen die Schreckensbilder aus den befreiten Konzentrationslagern um die Welt. Am 11. April haben amerikanische Truppen Buchenwald erreicht, vier Tage später stehen die Briten vor den Leichenbergen in Bergen-Belsen in der Lüneburger Heide. Für Tausende kommt die Rettung zu spät. Unter den Opfern sind auch die Männer des 20. Juli, die der Hinrichtung bisher entgangen waren. Hitler hat die Liquidierung der Gefangenen persönlich in einer Konferenz mit dem SS-Standartenführer Walter Huppenkothen vom Reichssicherheitshauptamt angeordnet.

Als die amerikanischen Panzer nur noch wenige Kilometer von Buchenwald entfernt sind, werden die Häftlinge des 20. Juli abtransportiert und ins KZ Flossenbürg gebracht, unter ihnen Admiral Wilhelm Canaris, der frühere Chef der Abwehr, und Dietrich Bonhoeffer, prominentes Mitglied der Bekennenden Kirche - führende Köpfe des deutschen Widerstandes. Sie sollen den untergehenen SS-Staat nicht überleben.

Der SS-Mann Huppenkothen kommt eigens von Berlin über den letzten offenen Weg nach Flossenbürg, um ein summarisches Standgericht zu veranstalten. Das „Gericht“ besteht aus ihm selbst als Anklagevertreter, dem KZ-Kommandanten als Beisitzer und dem SS-Richter Otto Thorbeck als Vorsitzenden. Dieser kommt mangels Dienstwagens die 20 Kilometer von Weiden mit dem Fahrrad herauf. Das Urteil lautet auf Tod und wird sofort vollstreckt - die Männer werden gehängt. (Thorbeck und Huppenkothen werden 1956 durch den Bundesgerichts-

hof vom Vorwurf der Beihilfe zum Mord freigesprochen, Huppenkothen jedoch wird zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt, weil er Todesurteile vollstrecken ließ, die nicht bestätigt waren.)

Am nächsten Tag wird Hans von Dohnanyi, ein Mitverschwörer des 20. Juli, im KZ Sachsenhausen bei Berlin hingerichtet. Dohnanyi (der Vater des späteren Hamburger Bürgermeisters Klaus von Dohnanyi) ist im Gestapo-Hauptquartier Prinz-Albrecht-Straße so schwer gefoltert worden, dass er nicht mehr gehen kann. Er wird zum Galgen getragen.

Eine weitere Gruppe von Widerstandskämpfern - insgesamt 20 Männer - wird in Berlin in der Nacht vom 23. zum 24. April aus dem Moabiter Zellengefängnis geholt und von den SS-Wachen auf einem Ruinengrundstück beim Lehrter Bahnhof ermordet: in Reichweite der russischen Panzer. Unter ihnen ist Klaus Bonhoeffer, ein Bruder von Dietrich.

Die Leichen werden Tage später von russischen Soldaten entdeckt. Einer der Toten umklammert ein Bündel Papiere in der erstarnten Faust, zwölf blutbefleckte Blätter mit hingekritzten Gedichten. Sein Name ist Albrecht Haushofer. Er wandelte sich vom Mitläuf er zum entschiedenen Regimegegner. Seine „Moabit Sonette“ werden zu einem Zeugnis des anderen Deutschland: „Der Wahn allein war Herr in diesem Land / In Leichenfeldern schließt sein stolzer Lauf / Und Elend, unermessbar. steigt herauf.“

1000 METER LUFTLINIE entfernt vom Ort des Massakers am Lehrter Bahnhof sitzt der Urheber der Gräuel in seinem Bunker und verheizt die Reste der deutschen Wehrmacht. Doch seine Macht über die alten Kumpane zerbröckelt.

Am Abend des 23. April geht ein Funkspruch aus Berchtesgaden im Bunker ein. Absender: Hermann Göring. Der designierte Nachfolger Hitlers verlangt Auskunft darüber, ob der „Führer“ noch handlungsfähig sei - andernfalls werde er die Führung des Reiches übernehmen (im Klartext: Verhandlungen mit den Alliierten aufnehmen). Antwort wird bis

22 Uhr erwartet. Ein zweiter Funkspruch geht an Außenminister Ribbentrop: Falls der Reichsmarschall bis 24 Uhr keine Antwort von Hitler habe, bitte er Ribbentrop, „unverzüglich auf dem Luftwege“ zu ihm zu kommen.

Die Nachricht trifft Hitler ins Mark. Seit langem ist er enttäuscht vom zweiten Mann des Regimes. Er tobt. „Ich weiß es schon lange! Er ist faul, er hat die Luftwaffe verludern lassen, er war korrupt, er ist seit Jahren Morphinist.“ Eigentlich müsste er Göring an die Wand stellen, aber er werde darauf verzichten, wenn dieser alle Ämter niederlege. Die Antwort aus Berchtesgaden kommt postwendend: Göring tritt wegen schweren Herzleidens zurück. Die Führung des Reiches ist zerfallen.

Doch es gibt noch ein paar Getreue. Albert Speer etwa kehrt noch einmal zurück in die Todesgruft - Hamlet in der Götterdämmerung. Das Gewissen hat ihn geplagt in seinen Bauwagen am Eutiner See. Nicht wegen der Millionen Zwangsarbeiter, die unter seiner Regie in den Rüstungsbetrieben schufteten, sondern wegen des wortlosen Abschieds von dem Mann, dem er alles verdankt.

Speer ist der einzige Mensch, für den Hitler eine fast erotische Freundschaft empfindet. Der Bürgersohn gehört nicht zu den SA-Proleten und Parteilakaien. Er ist das, was Hitler gern geworden wäre: ein Architekt von hohen Graden, ein Städtebauer, dem es gar nicht groß und hoch genug sein konnte. Der „Führer“ hat ihn auf schwindelnde Höhen gehoben, und Speer hat ihn nie enttäuscht. Trotz Niederlagen an allen Fronten hat er die Rüstungsproduktion auf Rekordhöhe getrieben und die ersten Fernraketen und Dü-

senjäger der Welt zum Einsatz gebracht. Einst wollten sie gemeinsam die Stadt der Zukunft bauen, und noch im Bunker hockten sie zusammen über den Entwürfen für das neue Linz. Hitlers Jugendstadt - und jetzt einfach abhauen, ohne ein Wort des Abschieds und des Dankes?

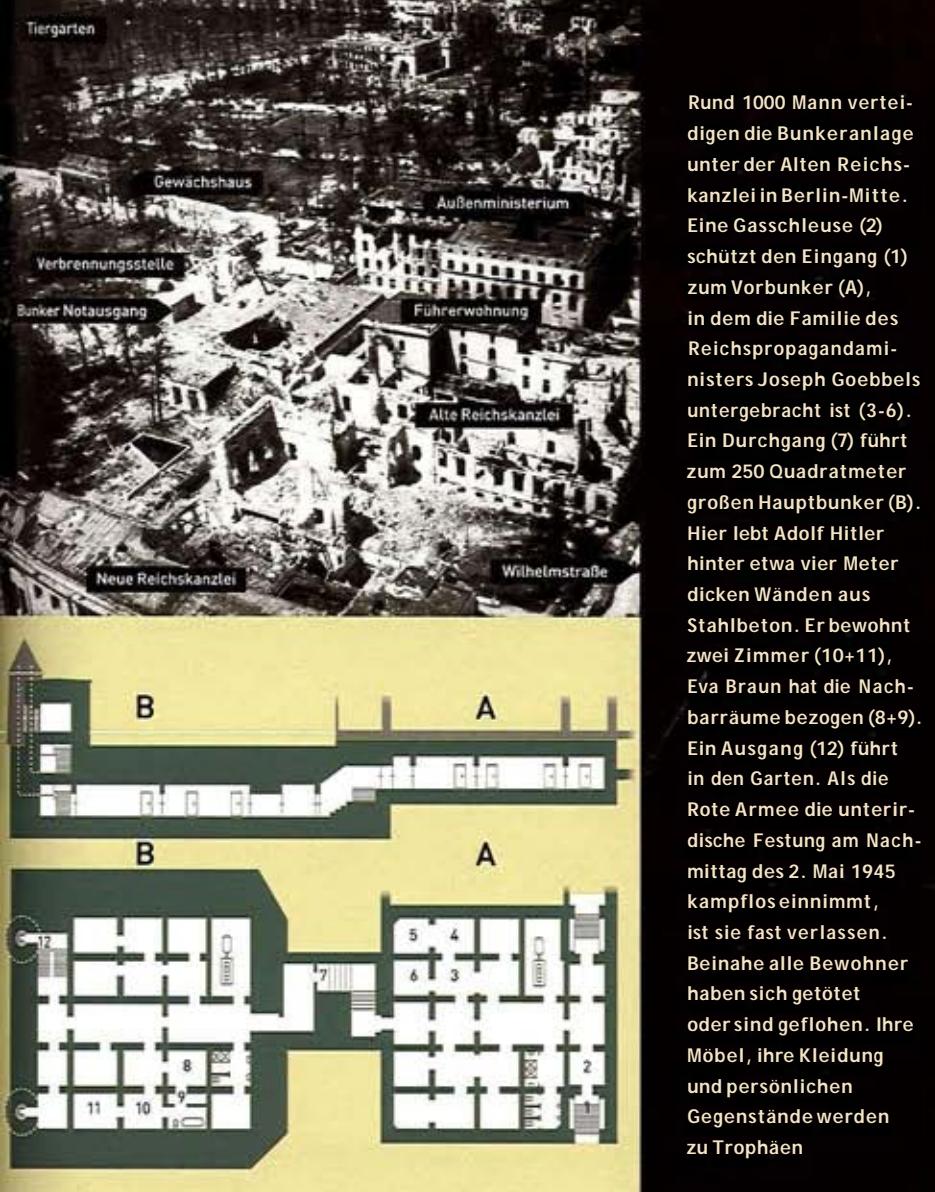
Speer ist noch immer Reichsminister für Rüstung und Produktion und hat Zugriff auf Flugzeug und Wagen. In der Nacht landet er mit einem „Fieseier Storch“ vor dem Brandenburger Tor auf



der Ost-West-Achse (heute Straße des 17. Juni), stoppt einen Wehrmachtswagen und lässt sich zur Reichskanzlei bringen. „Ich stieg über ein Gewirr verbrannter Balken, ging unter eingestürzten Decken hindurch und kam zu dem Wohnzimmer (*in der Alten Reichskanzlei; die Red.*), wo Bismarck getagt hatte und wo nun Hitlers Adjutant Schaub mit mir unbekannten Männern Weinbrand trank.“

Hitler empfängt ihn im Bunker. Er spricht gleichmäßig über das Ende: „Ich werde nicht kämpfen. Die Gefahr ist zu groß, dass ich lebend in die Hände der Russen falle. Ich möchte nicht, dass meine Feinde mit meinem Körper Schindluder treiben. Ich habe angeordnet,

Im Führerbunker
feiert Eva Braun mit Kuchen
und Konfekt



Rund 1000 Mann verteilen die Bunkeranlage unter der Alten Reichskanzlei in Berlin-Mitte. Eine Gasschleuse (2) schützt den Eingang (1) zum Vorbunker (A), in dem die Familie des Reichspropagandaministers Joseph Goebbels untergebracht ist (3-6). Ein Durchgang (7) führt zum 250 Quadratmeter großen Hauptbunker (B). Hier lebt Adolf Hitler hinter etwa vier Meter dicken Wänden aus Stahlbeton. Er bewohnt zwei Zimmer (10+11). Eva Braun hat die Nachbarräume bezogen (8+9). Ein Ausgang (12) führt in den Garten. Als die Rote Armee die unterirdische Festung am Nachmittag des 2. Mai 1945 kampflos einnimmt, ist sie fast verlassen. Beinahe alle Bewohner haben sich getötet oder sind geflohen. Ihre Möbel, ihre Kleidung und persönlichen Gegenstände werden zu Trophäen

Niemand steht mehr auf, wenn er vorbeikommt, überall wird geraucht und getrunken. Er selbst verfällt zusehends. Er kann das Essen kaum noch zum Mund führen, seine Uniform wird nicht mehr gereinigt.

„Wie Schatten irren wir durch die Räume“, schreibt Traudl Junge. „Manchmal schleichen wir hinauf ins Treppenhaus, warten auf eine Feuerpause der Artillerie und sehen mit Entsetzen, wie sich die Verwüstung immer mehr ausbreitet. Wir sind nur noch von Ruinen und Häuserresten umgeben. Auf dem Wilhelmplatz (*vor der Reichskanzlei; die Red.*) liegt ein totes Pferd. Aber ‚Kopf hoch, solange er noch dran ist!‘ heißt die Parole, und wir leben danach, starr und stumpf wie Marionetten. Wir wissen kein Datum mehr.“

AM MORGEN DES 25. APRIL eröffnet die Rote Armee den Angriff auf die Zitadelle. General Wassili Tschukow hat seinen Gefechtsstand in einem Haus beim Flugplatz Johannistal aufgeschlagen. Vom fünften Stock aus blickt er auf Berlin: „Vor mir lagen die Verteidigungsgürtel der Stadt, die entlang des Teltowkanals ausgebaut worden waren. Der Landwehrkanal und der Spreebogen mit ihren hohen betonierten Ufern lagen schützend vor der Reichskanzlei und dem Reichstag. Plötzlich begann der Boden unter meinen Füßen zu zittern. Tausende von Geschützen verkündeten den Beginn des Angriffs. Ich dachte, Hitler begeht hier das letzte Verbrechen gegen sein Volk. Weshalb schickt er sinnlos Tausende und Abertausende in den Tod? Für wen opfert er die Einwohner der Stadt - Kinder, Frauen und Greise?“

Niemand wagt es, diese Frage im Führerbunker zu stellen. Noch immer ist hier unten das Wort Kapitulation tabu. Hitler leitet den letzten Kampf seines Lebens persönlich. Er ernennt General Helmuth Weidling, Kommandeur des 65. Panzerkorps, am 24. April zum Kampfkommandanten des „Verteidigungsbereichs Berlin“. Zwei Tage zuvor wollte er ihn noch erschießen lassen, weil Weidling seinen Gefechtsstand angeblich nach Westen verlegt hatte. Unerschrocken begab sich der Panzergeneral ins Führerquartier und

dass ich verbrannt werde. Fräulein Braun will mit mir aus dem Leben gehen.“

„Ich hatte das Gefühl, mit einem bereits Leblosen zu sprechen“, notiert Speer später. „Ohne Händedruck gingen wir auseinander, gewohnheitsmäßig, als würden wir uns morgen wieder sehen.“

Bevor Speer die Betongruft verlässt, verabschiedet er sich von Eva Braun. Er kennt sie seit langem, sie mögen sich. „Wie wäre es mit einer Flasche Sekt zum Abschied?“, fragt sie. Der SS-Diener serviert Moët & Chandon, dazu Kuchen und Konfekt - der Führerbunker ist gut ausgestattet. Sie war von einer „fast heiteren Gelassenheit“, so Speer, „die einzige Todgeweihte in diesem Bunker, die eine bewundernswerte Ruhe zeigte“.

Speer tritt hinaus in die Nacht, steht noch einmal im verwüsteten „Ehrenhof“ der Neuen Reichskanzlei, die er vor sieben Jahren gebaut hat. „In größeren Abständen hörte ich die Detonationen russischer Granaten“, schreibt er. „dann verließ ich die Trümmerstätte nicht nur meines Baus, sondern auch der wertvollsten Jahre meines Lebens.“

Am Brandenburger Tor wartet der „Fieseier Storch“. Im Niedrigflug überquert er den Belagerungsring. „Dorthin, wo der Ring aufblitzender Geschützfeuer eine Lücke ließ, nahmen wir unseren Kurs.“ Er kommt raus aus dem Kessel.

Im Bunker breitet sich Endzeitstimmung aus. Um Hitler ist es leer geworden. Ruhelos schlurft er durch den Korridor.



Die Straßen Berlins sind mit Leichen übersät



Ein toter deutscher Soldat liegt auf den Stufen eines Berliner Hauses. Viele Gefallene können nicht sofort beerdigt werden, denn die Gefechte dauern an. Völlig erschöpft ruhen sich Kämpfer der Roten Armee, deren Tross hier Halt gemacht hat, direkt neben dem Toten aus. Manche von ihnen haben die Heimat seit vier Jahren nicht mehr gesehen

klärte den Sachverhalt. Hitler war beeindruckt und übergab ihm das Festungskommando. „Hätten Sie mich doch erschießen lassen“, sagt Weidling zum Generalstabschef Krebs.

Seine Streitmacht ist das letzte Aufgebot der deutschen Wehrmacht. Den Kern stellt Weidlings Panzerkorps mit rund 15 000 Mann. Es verfügt noch über 40 einsatzfähige Panzer. Die Waffen-SS unter Mohnke stellt weitere 6000 Mann. Der Rest sind Volkssturmmänner, Hitlerjungen und zusammengewürfelte Truppeneinheiten, darunter die Trümmer ausländischer Freiwilligenverbände - insgesamt 60 000 Mann.

Diesem verlorenen Haufen stehen auf russischer Seite 1,6 Millionen Mann, 3827 Panzer, 4520 Panzerabwehrgeschütze und 15 654 Feldhaubitzen gegenüber.

Weidling ist Soldat, und nur Soldat. Er hat einen Befehl, und den führt er aus. Der Befehl lautet, Berlin zu halten. Am Abend meldet er sich zur Lagebesprechung im Bunker: „Der Führer saß wieder hinter seinem Tisch mit den Karten. Die Lage der eigenen Truppen trug ich anhand des Stadtplans von Berlin vor. Ich, ein einfacher Soldat, stand hier an dem Ort, von dem aus früher das Schicksal des deutschen Volkes bestimmt worden war. Sollte ich in diesem Kreis ausrufen: „Mein Führer, das ist doch Wahnsinn! Eine so große Stadt wie Berlin kann man nicht mit unseren Kräften verteidigen. Bedenken Sie das Leid der Bevölkerung.“ Ich war so erregt, dass ich mich nur mit Mühe beherrschte, diese Worte nicht herauszuschreien.“

Nein, er schreit sie nicht heraus. Er weiß, dass es Irrsinn ist, aber er gehorcht.

Goebbels hat unterdessen einen letzten blutrünstigen Aufruf erlassen: „Berlin wird bis zum Letzten verteidigt! Kampft mit fanatischer Verbissenheit um eure Frauen, Kinder und Mütter! Provokateure oder aufsässige Ausländer sind sofort festzunehmen und unschädlich zu machen. Häuser, die weiße Fahnen hissen, haben kein Recht mehr auf Schutz und werden entsprechend behandelt. Die Hauptstadt darf nicht in die Hände der Bolschewisten fallen!“

Die Stunde des Mordgesindels ist gekommen. „Fliegende Standgerichte“ durchkämmen die Ruinen auf der Jagd nach „Drückebergern“ und Deserteuren. Verdächtige, gleich welchen Alters, werden auf der Stelle erschossen oder erhängt, mit einem Pappschilde um den Hals: „Ich war feige“ oder „Ich bin ein Schwein“ oder „So geht es Verrätern“.

Ein Hitlerjunge aus Oranienburg im Norden Berlins berichtet später: „Wir wurden durch Polizei aus den Häusern geholt. Dann wurden wir der SS und dem Volkssturm zugeteilt. Die meisten von uns wurden von Infanteriefeuer getötet. Oranienburg wechselte viermal den Besitzer. Und dabei gingen fast alle von uns drauf. Mein Jungzugführer, der sich weigerte, wurde von ein paar SS-Männern und einem SA-Mann am nächsten Baum aufgehängt. Er war ja auch schon 15. Da ging dann der Rest von unserem Fählein, acht Mann, mit - früher waren wir 120.“

DIE FÜNF-TAGE-FRIST, die Stalin seinen Marschällen gesetzt hatte, ist mittlerweile vorbei, und noch immer weht das ruhmreiche Banner der Sowjetunion nicht über Hitlers Zitadelle. „Je tiefer unsere Truppen in Berlin eindrangen, desto heftiger wurde der Kampf“, schreibt Marschall Iwan Konjew, der mit der 1. Ukrainischen Front von Süden her angriff:

„Der Feind verfügte über große Mengen von Panzerfausten, die zu einer gefürchteten Waffe wurden. Ich muss bekennen: Diese Panzerfaustschützen kämpften bis zum Ende sehr gut. Sie streckten die Waffen nur dann, wenn es wirklich keinen anderen Ausweg mehr gab. Das Gleiche gilt auch für die Offiziere, wenn auch der alte Kampfgeist verschwunden war. Sie hatten jede Hoffnung aufgegeben. Nur eine erbitterte Ausdauer bestimmte ihren Kampf, den sie so lange fortsetzen wollten, bis sie den Befehl zur Kapitulation erhielten.“

Eine Art Todesrausch ergreift ganze Einheiten, nicht nur die Waffen-SS. Die Hoffnung auf ein Wunder ist endgültig verflogen. „Jetzt brach das System der Täuschungen zusammen“, schreibt

Hitler-Biograf Joachim Fest. „und wie immer, wenn die Schleier zerreißen und die Realität die Macht zurückerobert, breite sich eine Stimmung selbstmörderischer Lebensverachtung aus.“

Die Russen kommen nur noch schrittweise voran. Sie verlieren Hunderter von Panzern. Die gefürchtetste Waffe der Verteidiger, außer der Panzerfaust, sind die 12,5-Zentimeter-Geschütze auf den Flaktürmen, 36 Meter hohen Betonkolosse, in denen Tausende von Verwundeten liegen.

Die Zivilbevölkerung ist nur ein störender Faktor, für die eine wie für die andere Seite. Ein Panzeroffizier der Division Müncheberg notiert am 26. April in sein Tagebuch: „Brandrote Nacht, schweres Artilleriefeuer. Angriffe mit Panzern und Flammenwerfern. Rückzug zum (*U-Bahnhof: die Red.*) Anhalter Bahnhof. In Nischen und Winkeln drängen sich Frauen und Kinder. Sie horchen auf den Lärm der Kämpfe. Die Einschläge erschüttern die Tunneldecke. Betonstücke brechen herab. Pulvergeruch und Rauchschwaden in den Schächten. Plötzlich spritzt Wasser in unseren Gefechtsstand. Schreie, Weinen. Flüche. Gurgelndes Wasser flutet durch die U-Bahn-Schächte. Die Massen stürzen über die Schwelle, lassen Kinder und Verwundete zurück. Menschen werden zertreten. Das Wasser steigt einen und mehr Meter hoch, bis es sich langsam verläuft. Noch stundenlang entsetzliche Panik. Viele Ertrunkene. Ursache: Pioniere haben die Schottenkammern des Landwehrkanals gesprengt, um die Schächte zu überfluten. Während der ganzen Zeit schwere Kämpfe über der Erde.“

Eine zusammenhängende Front gibt es nicht mehr, nur noch Kampfgruppen, die keine Verbindung untereinander haben. Manche Kommandeure rufen über das normale Telefonnetz, das erstaunlicherweise immer noch funktioniert, bei Privatleuten an und fragen „ob die Russen schon bei Ihnen sind“.

„Ja. an der Ecke stehen drei Panzer“, heißt es dann vielleicht. „Na dann viel Glück!“, kommt der Gruß zurück.

Vom Leid der Bevölkerung dringt nichts zu Hitler durch

Der Ring um die Reichskanzlei wird enger. Der Potsdamer Platz, keine 1000 Schritt vom Führerbunker entfernt, ist Hauptkampflinie, der Luftschutzbunker der Neuen Reichskanzlei wird zum Feldlazarett. Der kleine OP-Raum im Keller war nicht für den Krieg gedacht. Jetzt werden pausenlos Verwundete eingeliefert. Es gibt nur einen OP-Tisch, zwei Krankenschwestern und zwei Ärzte, den Chirurgen Werner Haase und den Internisten Ernst Günther Schenck. Beide hat die Apokalypse hierher verschlagen.

Haase, Oberarzt an der Charité, schwer lungenkrank, war früher Begleitarzt Hitlers. Er kam am 20. April herüber, um den „Führer“ noch einmal zu sehen. Hitler, der seinen Wunderarzt Theodor Morell weggeschickt hatte, bat den Professor dazubleiben. Seitdem kampiert Haase neben dem OP-Raum auf einem Feldbett. Schenck, Ernährungswissenschaftler und Oberst-Arzt der Waffen-SS, ist Inspekteur für Truppenverpflegung der Wehrmacht und hat unter anderem im Konzentrationslager Mauthausen Ernährungsexperimente an Gefangenen durchgeführt. Kampfkommandant Mohnke hat ihn angefordert, um die Verpflegung der Zitadelle sicherzustellen. Schenck hat mehr als 150000 Essensrationen und Tonnen von Konserven und Lebensmitteln in die Reichskanzlei bringen lassen. Im marmornen Arbeitszimmer des „Führers“ stapeln sich jetzt Kartoffelsäcke.

Da Schenck danach nichts mehr zu tun hat, meldet er sich im Notlazarett und fragt, ob er helfen könne. Haase

reicht ihm Kittel und Mundschutz und drückt ihm eine Knochensäge in die Hand.

Sie operieren abwechselnd, ohne Unterbrechung. Amputierte Gliedmaßen werden im Garten aufgeschichtet. Leichen ebenfalls.

Medikamente und Verbandsmaterial werden knapp. Die Schwestern reißen den Toten die Verbände wieder ab, um die noch Lebenden zu versorgen. „Unsere Operationsmäntel konnten nicht mehr gewechselt werden“, schreibt Schenck, „sie waren steif durch geronnenes Blut. Die Mundtücher waren nass von Atem und Schweiß. Der Ventilator lief nicht mehr. Vor den Augen flirrte es, denn die Operationslampe heizte noch, die Pulse klopften in den Schläfen. Dunst, Blutgeruch und Gestank verdichteten sich zum Miasma eines Bresthauses.“

Irgendwann werden Verwundete in blauer Marineuniform eingeliefert - Seekadetten, die der Großadmiral Dönitz in den Kessel hat einfliegen lassen, blutjunge Burschen, frisch aus der Marineschule Flensburg-Mürwik.

Mit den Verwundeten strömen traumatisierte Zivilisten aus den umkämpften Straßenzügen der Umgebung in die Neue Reichskanzlei, alte Männer, Frauen mit Kindern. Das Haus des „Führers“ erscheint ihnen sicher. Die Posten lassen sie ein, bald sind die Schutzräume restlos überfüllt. Die Menschen schlafen apa-



Flüchtlinge irren durch die Straßen. Häuser brennen nach Granattreffern aus. Sicherheit bieten nur noch Keller und Bunker. In einem der größten von ihnen am Anhalter Bahnhof sind 12 000 Menschen auf 3600 Quadratmetern zusammengepfercht. Ihre Habseligkeiten passen oftmals in eine Aktentasche. Nur in den Feuerpausen können sie nach Lebensmitteln und Trinkwasser suchen, ständig in Angst vor dem nächsten Angriff



thisch auf dem Boden, während über ihnen die Granaten einschlagen. Die sanitären Zustände sind unbeschreiblich.

ALL DIES DRINGT nicht zu dem Mann durch, um dessentwillen hier gestorben und gelitten wird. Der Führerbunker ist von der Neuen Reichskanzlei durch lange Gänge und Kontrollschieulen hermetisch abgeriegelt. Hier ist es still. Hier gibt es kein Blut. Hier werden wie immer die vegetarischen Mahlzeiten für den „Führer“ gekocht, die er wie immer mit den beiden Sekretärinnen einnimmt, und hier werden noch immer die Lagekonferenzen zelebriert - bloß dass jetzt außer den subalternen Verbindungsoffizieren niemand mehr dabei ist.

Die Generäle Keitel und Jodl sind mit dem Oberkommando der Wehrmacht (OKW) nach Rheinsberg nördlich von Berlin ausgewichen, und auch dort werden sie nicht lange bleiben können. Die Russen sind ihnen hart auf den Fersen. Hitler ist nur noch ein Überbleibsel, Strandgut des Untergangs - ein Schattenherrscher in einem Schattenreich.

General Weidling schlägt vor, mit allen in Berlin befindlichen Truppen nach Westen auszubrechen. Krebs stimmt zu. Hitler, nunmehr ganz realistisch, sagt nein: Man käme dann nur von einem Kessel in den anderen. Er müsste dann „unter freiem Himmel oder in irgendinem Bauernhaus hausen und das Ende

abwarten“. Es sei das Beste, wenn er in der Reichskanzlei bleibe.

48 Stunden später platzt seine letzte Illusion, die „Armee Wenck“: Der General kämpft sich mit den Resten der 12. Armee nach Westen durch, um sie in amerikanische Gefangenschaft, statt in russische, zu führen. Es gibt keine Truppen mehr, die Hitler „raus hauen“ könnten.

Inzwischen wird vor der Reichskanzlei ge-

kämpft. Am 27. April stoßen russische Panzer zum Wilhelmplatz vor, doch Mohnkes Verteidigungsring leistet Widerstand. Die Panzer bleiben brennend liegen, die Russen wagen keinen zweiten Angriff. Am Pariser Platz hat Mohnke Feldhaubitzen in Stellung gebracht. „Jedes Rohr hat zwölf Schuss“, meldet er. „Sobald diese verschossen sind, kämpfen die Mannschaften infantaristisch.“

Hitler: „Ich möchte nur geweckt werden, wenn ein russischer Panzer vor meiner Schlafkabine steht, damit ich Zeit habe, meine Vorbereitungen zu treffen.“

Er redet nun offen über den Tod. Beim Essen erklärt er den beiden Sekretärinnen, wie man sich am besten umbringe, nämlich durch einen Schuss in den Mund. Er überreicht den Frauen je eine Zyankaliapsel. Himmler hat ihm einen ganzen Vorrat dagelassen. „Es tut mir leid“, sagt er, „dass ich Ihnen zum Abschied kein schöneres Geschenk machen kann.“

In die Untergangsatmosphäre platzt eine Nachricht: Die britische Nachrichtenagentur Reuters meldet, dass Himmler in Lübeck mit dem Vizepräsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, Graf Folke Bernadotte, Gespräche zur Vermittlung einer Gesamtkapitulation geführt habe. Tatsächlich glaubt der Reichsführer SS, die Alliierten würden ausgerechnet ihm - dem Herrn der Todeslager - die Hand reichen, um mit ihm den Kampf gegen den „Bolschewismus“ fortzusetzen.

Die Neuigkeit trifft Hitler noch tiefer als der vermeintliche Verrat Görings. Er verstößt Himmler aus der Partei und aus allen Ämtern - ein Akt, der außerhalb des Bunkers niemanden mehr interessiert.

Den Absprung Himmlers büßt ein anderer: der SS-Gruppenführer Hermann Fegelein, Verbindungsman Himmels im Führerhauptquartier und Schwager Eva Brauns. Fegelein, hochgradig unbeliebt wegen seiner nassforschen Art, ist seit zwei Tagen aus dem Bunker verschwunden. Hitler lässt ihn suchen.

Ein SS-Kommando stöbert den Gruppenführer in seiner Privatwohnung in der Nähe des bereits umkämpften Kurfürstendamms auf, volltrunken, mit einer unbekannten Frau im Bett. Die SS-Leute ent-

decken einen Koffer mit Geld, Schmuck und falschem Pass. Fegelein wird in die Reichskanzlei gebracht und - noch immer betrunken - von Gestapochef Heinrich Müller persönlich verhört. Als die Nachricht vom Verrat Himmlers bekannt wird, ist der Fall für Hitler klar: Fegelein steckt mit dem Reichsführer unter einer Decke und war im Begriff zu fliehen.

Hitler verlangt die sofortige Exekution. Mohnke nimmt die Degradierung des SS-Kameraden vor. Ein Kommando erschießt ihn im Garten des Auswärtigen Amtes. Eva Braun, deren Schwester Gretl ein Kind von Fegelein erwartet, ist tief betroffen, bittet Hitler aber nicht um eine Begnadigung ihres Schwagers.

DIE RUSSISCHEN SOLDATEN sind inzwischen zum Sturm auf den Reichstag getreten. Das monumentale Gebäude mit seinen meterdicken Steinmauern wird zum Schauplatz des letzten Gemetzels des europäischen Krieges. Für die Sowjets hat das deutsche Parlament höchsten Symbolwert: Der Reichstagsbrand von 1933 war das Signal zur Errichtung der Nazidiktatur und zur Zerschlagung der Kommunistischen Partei. Jetzt, zwölf Jahre später, kämpfen sich Stalins Soldaten von Stockwerk zu Stockwerk hoch, um die rote Fahne auf dem Dach des wilhelminischen Prachtbaus zu hissen.

Hitler schließt mit seinem Leben ab. Am Nachmittag des 28. April ruft er Traudl Junge zu sich und diktiert ihr sein politisches und sein privates Testament in den Stenoblock. Er ernennt Dönitz zum „Reichspräsidenten“ und Goebbels zum „Reichskanzler“ und stellt eine komplette Kabinettsliste für die neue Regierung zusammen.

Traudl Junge tippt die Texte mit dreifachem Durchschlag in die Maschine mit den extragroßen Lettern - „das letzte Blatt der Geschichte des Dritten Reiches“, wie sie sich später erinnert. „Meine Finger arbeiten fast mechanisch, und ich bin erstaunt, dass sie fast keine Tippfehler machen.“ Hitler hat es eilig. Er reißt ihr das letzte Blatt fast aus der Maschine: Die Testamente sollen noch in dieser Nacht auf den Weg zu Dönitz gebracht werden.

„Verwundert erfasse ich“, so Junge. „dass das letzte Schriftstück Hitlers ohne Korrektur, ohne gründliche Überarbeitung in die Welt hinausgehen soll.“

Wer die Papiere heute liest, ist verblüfft: keine pathetische Geste, kein Wort, das sich in Marmor hauen ließe als letztes Vermächtnis eines gescheiterten Weltoberers. Stattdessen ein zynisches Rechtfertigungspamphlet mit plumpen Lügen: „Es ist unwahr, dass ich oder irgendjemand anderer in Deutschland den Krieg im Jahre 1939 gewollt haben.“

Sein letztes Wort ist von dem Wahndiktat, der ihn zum größten Massenmörder der Geschichte werden ließ: „Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter der Völker, das internationale Judentum.“ Es ist die Sprache eines kranken Hirns.

Der Mann, der die bürgerliche Welt so verachtete, will am Ende bürgerliche Ordnung in sein Leben bringen. In der Nacht zum 29. April feiert er mit der Schattenfrau an seiner Seite Hochzeit. „Sie geht auf ihren Wunsch als meine Gattin mit mir in den Tod. Er wird uns das ersetzen, was meine Arbeit im Dienst meines Volkes uns beiden raubte“, erklärt er in seinem privaten Testament.

Beim Volkssturm treibt man einen Standesbeamten auf, der die Trauung vollzieht. Pflichtgemäß fragt er die Brautleute, ob sie arischer Abstammung seien. Pflichtgemäß antworten sie mit „Ja“. Kurz nach Mittemacht setzen sie ihre Unterschriften unter die Heiratsurkunde.

Im Lageraum ist der Tisch für eine kleine Feier mit den Trauzeugen Goebbels und Bormann gedeckt. Auch die beiden Sekretärinnen und die Diätköchin Constanze Manziarly sind geladen. Man stößt mit Sekt an. Zum letzten Mal.

Im Bunker greifen Auflösungsscheinungen um sich. „Jeder versuchte, seinen Jammer mit Alkohol zu betäuben“, schreibt Rittmeister Gerhard Boldt. „Die besten Weine, Liköre und Delikatessen wurden aus den großen Vorräten entnommen, während die Verwundeten in den Kellern und U-Bahn-Schächten



Häuserruinen, ausgebrannte Fahrzeuge, dazwischen ein Mensch: Der sowjetische Frontfotograf Georgij Petrusow hält viele solcher Szenen des Zusammenbruchs für die staatliche Zeitung »Iswestija« fest. Um Ordnung zu schaffen, wird bereits am 2U, April eine russische Verwaltung eingesetzt - noch bevor die Rote Armee die Stadt vollständig kontrolliert



Am 25. April schließen die Sowjetsoldaten den Ring um Berlin

nicht einmal den brennendsten Hunger und Durst stillen konnten."

Die sowjetischen Truppen sind inzwischen bis auf 200 Meter an die Reichskanzlei herangekommen. In der Ruine des Hotels „Kaiserhof“ liegen russische Scharfschützen, die den Zugang zum Führerbunker über die Alte Reichskanzlei unmöglich machen. Arthur Axmann, der seinen HJ-Gefechtsstand in der Wilhelmstraße hat, gelangt nur noch „durch die Trümmer des Auswärtigen Amts (*das neben der Alten Reichskanzlei liegt; die Red.*) und durch ein Labyrinth von Kellereingängen“ in den Führerbunker.

Aus dem Radio erfährt die Funkzentrale des Bunkers vom Tod Mussolinis. Partisanen haben den „Duce“ in seinem Versteck am Corner See aufgegriffen und erschossen, seine Leiche wurde in Mailand öffentlich zur Schau gestellt und grauenhaft zugerichtet - für Hitler der endgültige Anstoß, Schluss zu machen.

DIE LETZTE NACHT bricht an. Hitler lässt die beiden Ärzte aus dem Lazarett rufen, die Professoren Haase und Schenck. Sie nehmen zwei Schwestern mit. Hitler erwartet sie am Fuß der Treppe, die zum Führerbunker hinunterführt. Schenck hat ihn noch nie aus der Nähe gesehen. Er erschrickt: „Dieser Mann war nicht einmal ein Hauch dessen, den Millionen Bilder gezeigt hatten. Ich sah hinab auf einen gekrümmten Rücken, aus dem er den Kopf fast gequält hob. Das Auge, das er auf mich richtete, starre schmerhaft. Der Mund blieb geschlossen. Die Bewegung, mit der er meine Hand forderte und drückte, war Reflex. Der Mann lebte noch, aber als Wesen auf der untersten Sohle des Daseins. Fast tonlos sagte er, er wolle uns danken. Er stieg auf die Stufe, auf der auch ich stand. Zentimeternah vor mir die Mondlandschaft seines zerstörten Gesichts in fahlem Gelbgrau.“

Eine der Krankenschwestern bricht unter hysterischem Schluchzen zusammen, Haase packt sie am Arm. Hitler sagt: „Man soll sich seinem Schicksal nicht feige entziehen wollen.“ Er geht und winkt Haase, ihm zu folgen.

Schenck bleibt mit den Schwestern in einem Vorraum, wo die Generäle Krebs und Burgdorf beim Wein sitzen. Auch Eva Braun stößt dazu. „Sie unterhielt sich fast fröhlich mit den Männern über Alltägliches und hatte nicht teil an der Verwahrlosung, welche drüben (*in der Neuen Reichskanzlei; die Red.*) bereits alle befallen hatte und auch hier schon nach den Uniformen griff.“

Schenck kehrt an seinen OP-Tisch zurück. Während er einen Oberschenkel amputiert, kommt Haase aus dem Führerbunker zurück und flüstert ihm zu, dass Hitler gegen 15 Uhr aus dem Leben scheiden werde. Er habe das Zyankali an seiner Hündin ausprobiert.

Der Morgen dämmt herauf. Hitler trifft die notwendigen Anordnungen. Bormann beauftragt den Adjutanten Otto Günsche, ausreichend Benzin bereitzustellen. Eva Braun schenkt ihrer bayrischen Landsmännin Traudl Junge zum Abschied einen Silberfuchsmantel. „Versuchen Sie herauszukommen“, sagt sie. Dann wird noch einmal Mittag gegessen - ein „Gastmahl des Todes unter der Maske heiterer Gefasstheit“, so Junge. Danach verabschiedet sich Hitler vom engsten Kreis. „Er reicht jedem die Hand. Ich fühle seine Rechte warm in der meinen, er schaut mich an, aber er sieht mich nicht. Er sagt etwas, aber ich höre es nicht. Ich bin erstarrt.“

Eva Braun trägt ein schwarzes Kleid mit Rosen im Ausschnitt. Ihr Haar ist frisch gewaschen und frisiert. Dann folgt sie Hitler in sein Zimmer. Die schwere Eisentür fällt hinter ihr ins Schloss. Otto Günsche baut sich breitbeinig davor auf.

Der Bunker wartet. Die Minuten vergehen in quälender Langsamkeit. Jeder ist mit sich allein. Um 15.30 Uhr fällt der Schuss. „Der Schall pflanzte sich fort durch alle Räume“, schreibt die Sekretärin Traudl Junge.

SPÄTER WUCHERTEN die Legenden über Hitlers Tod. Doch das Ende war banal, sofern der Tod überhaupt banal sein kann. Ein Dutzend Menschen etwa haben die Szene gesehen, nachdem Otto Günsche die Tür zu Hitlers Zimmer wieder geöffnet hat. Arthur Axmann ist einer der Augenzeugen: „Hinter der



Tür blieben wir stehen und grüßten mit erhobener Hand. An der Wand uns gegenüber saß Hitler in der rechten Ecke eines kleinen Sofas. Sein Oberkörper war nach rechts geneigt, sein Kopf nach hinten gelehnt. Über beide Schläfen führte ein schmales Blutrinnsal nach unten. Auf dem Polster waren Blutspritzer. Die Pistole lag auf dem Teppich. Hitler hatte sich in den Mund geschossen. Neben ihm saß Eva Braun. Sie lehnte an Hitlers Seite, ihr Kopf ruhte auf seiner Schulter. Ihre Augen waren geschlossen, ihre Lippen leicht geöffnet.

Der Körper wies kein Zeichen gewaltsamer Einwirkung auf. Sie machte den Eindruck einer Schlafenden. Eva Braun hatte sich vergiftet.“

**Hitler schießt sich
in den Mund, Eva Braun
nimmt Zyankali**



Vom »Dritten Reich« kündet nur noch die Parole an der Hauswand; davor hat die Rote Armee einen Fernmeldeposten eingerichtet. Durch Kreuzberg rollen Ende April 1945 sowjetische Panzer. Der SS-Befehl, jeden zu erschienen, der sich er gibt oder mit Feinden kollaboriert, schreckt die Menschen nicht mehr. Sie wollen Frieden und hängen weiße Laken in die Fenster

Traudl Junge betritt den Raum unmittelbar nach dem Abtransport der Leichen: „Auf dem Tisch liegt Evas kleiner Revolver, daneben ein rotes Chiffontuch. Auf dem Boden sehe ich die Messinghülse der Giftampulle glänzen. Sie sieht aus wie ein leerer Lippenstift. Mir wird plötzlich übel. Der schwere Mandelgeruch (*des Zyankalis; die Red.*) widert mich an. Jetzt müsste man frische Luft atmen können. Wind spüren und Bäume rauschen hören.“

Die Toten werden, in Decken gewickelt, vor dem Bunkerausgang auf die Erde gelegt. Goebbels und Bormann sind mit heraufgekommen. Linge, Günsche und Kempka tränken die Decken mit dem bereitgestellten Benzin, Günsche entzündet es. Die kleine Gruppe hebt den rechten Arm, als die Flammen hochschlagen.

Die Verbrennung gelingt wegen des anhaltenden Artilleriefeuers nur unvollkommen. Die Überreste der Leichname werden schließlich in einen Granattrichter gelegt und mit Erde bedeckt. Das Leben des österreichischen Zöllnersohnes aus Braunau am Inn, der sich zum Herrn der Welt aufschwingen wollte, endet „zwischen Schuttbergen. Mauerresten, Betonmischmaschinen und verstreutem Unrat“ (Joachim Fest).

An diesem Abend hissen zwei Soldaten des 69. sowjetischen Gardeschützenkorps die rote Fahne auf dem Dach des Reichstagsgebäudes. Rechtzeitig zum 1. Mai kann Marschall Schukow dem Genossen Stalin melden, dass die Schlacht um Berlin praktisch zu Ende ist.

Doch die Reichskanzlei ist noch nicht besetzt - surrealistische Kommandostelle eines nicht mehr existierenden Staates. Für 24 Stunden ist der zum „Reichskanzler“ avancierte Goebbels Herr des Bunkers. In absurder Verkennung der Lage beschließt er, mit den Russen Verhandlungen aufzunehmen - in der Stunde des Untergangs entdeckt er seine Seelenverwandtschaft mit Stalins Staat: Generalstabschef Krebs soll einen Waffenstillstand unter Anerkennung der „Regierung Dönitz“ aushandeln.

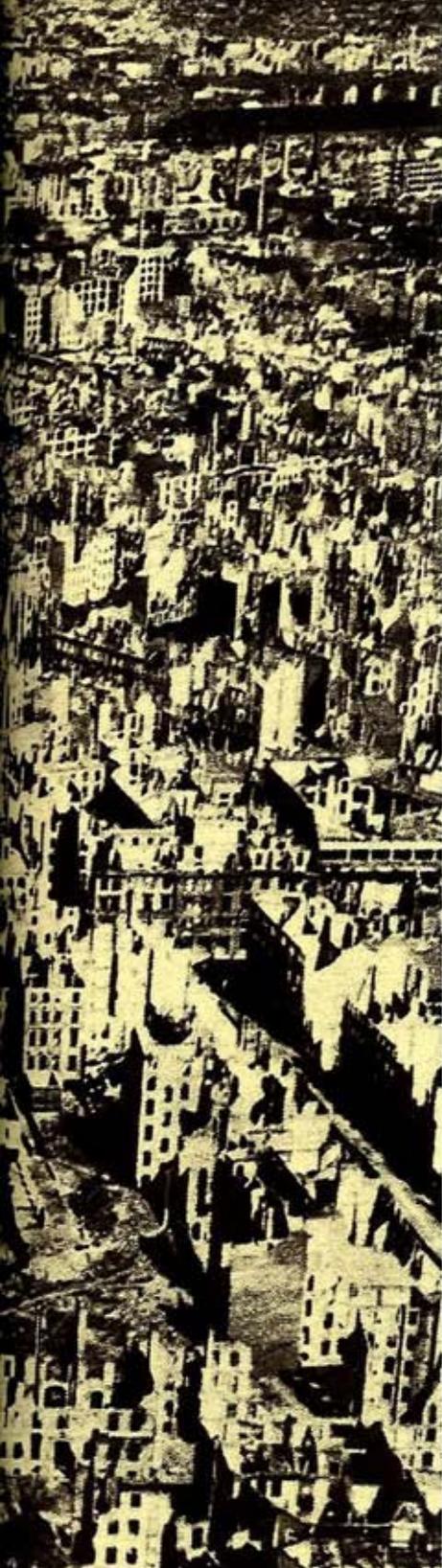
Krebs war vor dem Krieg stellvertretender Militärattaché in Moskau und spricht Russisch. „Es wurde auch kurz erwogen, ob Martin Bormann den Generalstabschef begleiten solle“, berichtet Arthur Axmann. „Doch Bormann selber riet davon ab. Er hielt es nicht für richtig, einen Mann der Partei ins sowjetische Oberkommando zu schicken.“

„Obwohl die Russen“, so Axmann, „nur wenige hundert Meter von uns entfernt lagen, war es für uns sehr schwierig, mit ihnen in Verbindung zu kommen. Es war nicht möglich, unser Telefonkabel an das ihrige anzuschließen. So versuchten wir es auf dem Funkwege. Erst kurz vor Mitternacht, zwischen dem 30. April und 1. Mai, gelang es, mit den Russen Kontakt zu bekommen.“

Um 3.50 Uhr trifft Krebs im Befehlsstand Tschuikows nah am Flughafen Tempelhof ein. Krebs - „mit einem Ritterkreuz um den Hals, mittelgroß, stämmig, kahler Schädel, Schmisse im Gesicht, Portweinnase“ (so Tschuikow) - teilt dem Russen (der seinen Namen nicht nennt) mit, dass Hitler tot sei, und über gibt ihm ein Schreiben von Goebbels: Der neue „Reichskanzler“ sei „bevollmächtigt, Verbindung mit dem Führer des Sowjetvolkes aufzunehmen, zwecks Friedensverhandlungen zwischen den beiden Staaten, die die größten Kriess-



Im Mai 1945 ist jede dritte Berliner Familie ausgebombt



Am Ende gleicht Berlin einem Trümmerfeld. 556 500 Wohnungen sind zerstört, nahezu eine Million Einwohner geflohen. Die Rote Armee hat die Hauptstadt des Deutschen Reiches in der größten Belagerung aller Zeiten niedergegerungen. Nie zuvor und nie danach sind so viele Soldaten mobilisiert, ist so viel Feuerkraft aufgeboten worden, um eine Stadt zu erobern.

Verluste zu verzeichnen haben". Ferner überreicht er Tschuikow die Kopie von Hitlers Testament mit der „Kabinettsliste“ der neuen Regierung.

Tschuikow ist perplex. Er ruft seinen Oberbefehlshaber Marschall Schukow an. Dieser lässt sich mit Stalin verbinden. Der Sowjeterrscher wird aus dem Schlaf geholt. „Der Schurke hat also ausgespielt“, sagt er zu Schukow. „Ich bedauere, dass wir ihn nicht lebend fangen konnten. Wo ist seine Leiche?“

Schukow sagt ihm, was er von Krebs weiß. Abschließend erklärt Stalin, dass es keinerlei Verhandlungen geben werde. Die Sowjetunion bestehe, wie mit den Alliierten vereinbart, auf bedingungsloser Kapitulation. Im übrigen möchte er jetzt nicht mehr gestört werden, denn in wenigen Stunden beginne die 1.-Mai-Parade auf dem Roten Platz.

Doch bei der politischen Führung der Roten Armee ist man hellwach. Schukow schickt seinen Stellvertreter, General Sokolowski (den späteren Militärgouverneur der Sowjetzone), zu Tschuikow. Gemeinsam nehmen sie Krebs ins Verhör: wie Hitler gestorben sei, wo Himmler, Dönitz und Göring steckten, was Goebbels wolle. Krebs beantwortet alle Fragen auf Russisch. Er schmeichelt den Siegern: „Ich glaube, dass es nur einen Führer gibt, der die Vernichtung Deutschlands nicht wünscht, das ist Stalin.“

Jede Antwort wird nach Moskau durchgegeben, von dort kommt die Rückantwort. Stunden vergehen. Tschuikow lässt Tee und belegte Brötchen servieren, auch für den deutschen General. „Ich bemerkte, dass seine Hände zitterten“, schreibt Tschuikow, „ich bot ihm Kognak an, er lehnte nicht ab.“

Sie tauschen Erinnerungen aus. Tschuikow fragt nach Heinz Guderian, dem Vorgänger von Krebs. Tschuikow hat den Panzergeneral 1939 kennen gelernt, als sich Deutsche und Russen bei der Teilung Polens am Bug die Hand reichten. Vor einem Monat ist Guderian von Hitler gefeuert worden, weil er nicht mehr an den Endsieg glaubte - aber das sagt Krebs nicht. Sondern erzählt, dass er 1941 bei der Mai-Parade auf der Balu-

strade des Lenin-Mausoleums stand, sieben Wochen vor dem Überfall auf die Sowjetunion. Dann reden sie über Stalingrad. „Sie waren damals Befehlshaber eines Armeekorps?“, fragt Krebs.

„Nein, einer Armee.“

„Wer sind Sie?“

„Tschuikow.“

„Tschuikow“, wiederholt Krebs. Jetzt weiß er, wen er vor sich hat.

Die Nacht neigt sich dem Ende zu. Auf Bitten von Krebs lässt Tschuikow durch einen russischen Fernmeldetrupp eine direkte Telefonverbindung zur Reichskanzlei herstellen. Krebs übermittelt Goebbels die Forderung der Russen: bedingungslose Kapitulation oder Kampf bis zum Ende. Goebbels lehnt ab.

Nach neun Stunden kehrt Krebs in den Bunker zurück. Für Goebbels bedeutet die Antwort der Russen das endgültige Aus. Ihm bleibt nur noch die Pistole. Doch zuvor werden Joseph und Magda Goebbels das grausigste aller Verbrechen begehen, das Eltern begehen können: Sie werden ihre Kinder ermorden.

SEIT NEUN TAGEN leben die sechs Geschwister in der Betongruft, ohne das Tageslicht gesehen zu haben. Die Jüngste ist vier, die Älteste zwölf Jahre alt. Sie ahnen nur dunkel, was um sie herum vorgeht. Doch alle anderen wissen, was ihnen bevorsteht. Die Frauen im Bunker kümmern sich um sie, bauen eine Lügenwelt um die Mordwelt, bringen ihnen Schokolade, lesen ihnen Geschichten vor, singen Lieder mit ihnen - „Die blauen Dragoner, sie reiten...“

Wenn es eine wahrhaft furchterregende Gestalt in diesem Inferno gibt, dann ist es die Henkerin dieser Kinder, ihre eigene Mutter: Frau Magda Goebbels, geschiedene Quandt. 44 Jahre alt, eine fanatische Nationalsozialistin, die in ihrer Unerbittlichkeit den sadistischen Ursprung des Hakenkreuz-Regimes verkörpert: Sie will ihre Kinder töten, weil „die Welt, die nach dem Führer und dem Nationalsozialismus kommt, nicht mehr wert ist, darin zu leben. Die Kinder sind zu schade für das nach uns kommende Leben, und ein gnädiger Gott wird mich

verstehen, wenn ich selbst ihnen die Erlösung geben werde." Dies schreibt sie drei Tage vor dem Mord an ihren Sohn aus erster Ehe, der sich in britischer Kriegsgefangenschaft befindet.

Selbst den SS-Offizier Mohnke dauern die Kinder. Er bietet Goebbels an, sie mit einem der letzten Panzer herauszu bringen. Goebbels lehnt ab: „Stalin wird sie in eine Parteischule stecken und zu hervorragenden Kommunisten drillen lassen. Und dann werden sie eines Tages womöglich gegen das eigene Vaterland

Arthur Axmann berichtet, dass Magda Goebbels nach vollbrachter Tat Kaffee kochte, sich dann zu ihm an den Tisch setzte und ihn aufforderte, Anekdoten aus der „Kampfzeit“ zu erzählen, nach dem Motto „Weißt du noch?“.

Gegen 20.30 Uhr verlässt das Ehepaar Goebbels den Bunker. Der genaue Her gang ihres Todes ist nie eindeutig geklärt worden.* Nach sowjetischen Angaben lag neben den Leichen je eine Pistole. Marke Walther. Die Toten waren mit Benzin Übergossen worden, aber nur oberflächlich verbrannt. Niemand hatte sich die Mühe gemacht, sie zu beerdigen.

Sie sind nicht die letzten Toten in dieser Totengruft. Als Goebbels gegangen ist, richtet auch General Krebs die Waffe gegen sich. Ihm in den Tod folgen General Burgdorf, der Militäradjutant Hitlers, und mehrere andere Offiziere.

Der Kommandant der Zitadelle, SS-Brigadeführer Wilhelm Mohnke, gibt noch nicht auf. Er beschließt den Ausbruch mit dem Rest seiner Prätorianergarde. „Nehmt ihr uns mit?“, fragen Traudl Junge und Gerda Christian. Mohnke nickt. Die SS-Männer geben den Frauen Uniform, Stahlhelm und Pistole. Schießen haben

sie in den letzten Wochen im Garten des Auswärtigen Amtes geübt. „Unsere Papiere haben wir alle vernichtet. Ich nehme kein Geld mit, keinen Proviant, keine Kleidung, nur viele Zigaretten“ (Junge).

Mohnke teilt seine Leute in Gruppen. Die erste, mit den Frauen, führt er selbst. Die Kämpfe haben nachgelassen, die Russen feiern den 1. Mai. Als die Nacht hereinbricht, überquert die Gruppe den Wilhelmplatz und verschwindet im U-Bahn-Schacht. Über die Leiber von

* Überhaupt lassen sich viele Details dieser letzten Tage nicht mit absoluter Genauigkeit rekonstruieren.

Toten und Halbtoten tasten sie sich vor bis zur Station Friedrichstraße. Dort müssen sie an die Oberfläche. Über die S-Bahn-Brücke gelangen sie ans andere Spreeufer. Hinter Mohnkes Gruppe bricht die Hölle los. Die anderen versuchen es über die Weidendammer Brücke, aber die wenigsten schaffen es. Auch Bormanns Leben endet dort.

Eine verlassene Bierbrauerei wird zur Endstation für die Gruppe Mohnke. Versprengte SS-Einheiten haben sich dort gesammelt. Im Morgengrauen umstellen russische Truppen das Areal und fordern die Übergabe. Traudl Junge: „Im Hof steht eine Kompanie SS steinern und regungslos bei ihren Fahrzeugen und wartet auf den Befehl zum letzten Angriff. Am anderen Ende des Hofes verteilen russische Soldaten schon Schnaps und Zigaretten an deutsche Soldaten, die ihre Waffen weggeworfen haben.“

Auch sie legt Stahlhelm und Pistole ab, zieht die Uniformjacke aus und geht mit Gerda Christian durch das Spalier der russischen Soldaten, „als wären wir unsichtbar. Dann sind wir außerhalb des Ringes, und endlich kann ich weinen.“

Doch es wird immer noch geschossen in Berlin. Und immer noch gibt es den Kampfkommandanten des „Verteidigungsbereichs Berlin“, General Weidling. Sein Befehlsstand ist der Bendlerblock, Sitz des Oberkommandos des Heeres, wo Stauffenberg und seine Mitverschwörer in der Nacht zum 21. Juli 1944 erschossen wurden.

Weidling hat keinen Oberbefehlshaber und keine Verbindung zur Außenwelt mehr. „Die Funkstellen der einzelnen Abschnitte (des „Verteidigungsbereichs“; die Red.) meldeten sich nicht mehr. Es bestand nur noch Funkverbindung mit dem Flabunker am Zoo, vor dem bereits zehn bis fünfzehn russische Panzer standen. Nach der Gesamtlage zu urteilen, war ein Ausbruch hoffnungslos.“

Weidling ist immer noch Kommandeur des 56. Panzerkorps (das keine Panzer mehr hat), doch er trifft ungern Entscheidungen auf eigene Verantwortung, dazu ist er nicht erzogen. Und so ruft er alle Soldaten des Bendlerblocks zu



In den frühen Morgenstunden des 2. Mai 1945 ist der Krieg für die Berliner vorüber. Auf dem Brandenburger Tor weht die Fahne der Sieger

agitieren und ihre Eltern verdammen. Es ist besser, wir nehmen sie mit.“

„Wir nehmen sie mit“ - Worte eines Geiselnehmers, der nach der Opferung von Millionen den eigenen Kindern das Leben raubt.

Hitlers neuer Begleitarzt Ludwig Stumpfegger hat einen Betäubungstrank gemixt, den ihnen die Mutter einflößt. Als sie eingeschlafen sind, träufelt sie ihnen Blausäure in den Mund. Am nächsten Tag finden russische Soldaten die Kinder tot in ihren Betten. Offenbar hat niemand mehr nach ihnen geschaut.

sammen, rund hundert Leute vom General bis zum Gefreiten, und erklärt ihnen, dass er keinen anderen Ausweg als die Kapitulation sehe. Wer anderer Meinung sei, solle es sagen. Niemand hebt die Hand.

Weidling lässt einen Funkspruch an den Gegner senden und fünfmal wiederholen: „Hier 56. deutsches Panzerkorps! Hier 56. deutsches Panzerkorps! Wir bitten, das Feuer einzustellen. Um 12.50 Uhr entsenden wir Parlamentäre auf die Potsdamer Brücke. Erkennungszeichen weiße Flagge vor rotem Licht. Wir bitten um Antwort. Wir warten!“

Die Nachrichtenabteilung der 79. russischen Gardeschützendivision fängt den Funkspruch auf: „Verstanden! Übermitteln Ihre Bitte dem Chef des Stabes.“

AM MORGEN DES 2. MAI 1945, gegen sieben Uhr, steht Weidling vor Wassilijs Tschukow, der zweite deutsche General in 24 Stunden, ein anderer Typus als Krebs: „Mittelgroß, hager und beherrscht. Er trug eine Brille und hatte die Haare sorgfältig zurückgekämmt.“

„Der Krieg ist also aus?“, fragt Tschukow.

„Meiner Meinung nach ist jedes weitere Opfer ein Verbrechen und ein Wahnsinn.“

„Richtig. Sind Sie schon lange bei der Armee?“

„Seit 1911. Ich begann als einfacher Soldat.“ Weidling bekommt einen Weinkrampf. Als er sich wieder gefangen hat, ersucht ihn Tschukow, einen Kapitulationsbefehl an seine Truppen zu verfassen.

Weidling schreibt: „Am 30. April 1945 hat der Führer Selbstmord begangen und damit alle, die ihm Treue geschworen hatten, im Stich gelassen. Getreu dem Befehl des Führers wart ihr, deutsche Soldaten, bereit, den Kampf um Berlin fortzusetzen, obwohl die Gesamtlage den weiteren Widerstand sinnlos mache. Ich ordne die sofortige Einstellung jeglichen Widerstandes an. Jede Stunde, die ihr weiterkämpft, verlängert die entsetzlichen Leiden der Zivilbevölkerung und unserer

Über Lautsprecherwagen wird die Kapitulation verkündet

Verwundeten. Im Einvernehmen mit dem Oberkommando der sowjetischen Truppen fordere ich euch auf, sofort den Kampf einzustellen. Weidling, General der Artillerie, ehemaliger Befehlshaber des Verteidigungsbereichs Berlin.“

Der Text ist nicht gerade das, was Tschukow sich gewünscht hätte - das Wort „Befehl“ hat Weidling nicht über sich gebracht, und die „Treue zum Führer“ klingt jetzt ziemlich deplatziert. Aber darauf kommt es nun auch nicht mehr an. Tschukow lässt das Papier abtippen. Weidling unterschreibt. Damit ist er Kriegsgefangener der Sowjetunion.

Der Kapitulationsaufruf wird durch Lautsprecherwagen verbreitet. Aus den Ruinen und Kellern kommen die Überlebenden hervor, zu Tode erschöpfte Gestalten, in zerschlissenen Uniformen. Tausende. In langen Kolonnen marschieren sie durch die zerstörte Stadt und treten, wie ihr Kommandeur, den Weg in die Gefangenschaft an. Die letzte Schlacht dieses Krieges ist zu Ende.

ZU EINEM STURM auf die Reichskanzlei kommt es nicht. Die Götterdämmerung endet vielmehr als Groteske.

Nach dem Ausbruch der Besatzung ist der Bunker leer. Ein einziger Mensch bleibt freiwillig zurück, ein Zivilist: der Maschinenmeister Johannes Hentschel. Er betreut den Generator, der den Bunker mit Strom und Frischluft versorgt. Die Maschine hat in der ganzen Zeit nie versagt. Hentschel will sie jetzt nicht im Stich lassen, denn sie versorgt das Notlazarett.

Am Morgen des 2. Mai hört der Maschinenmeister plötzlich Stimmen. Russische Stimmen. Weibliche Stimmen. Im Gang zur Neuen Reichskanzlei kommen ihm zwölf Soldatinnen entgegen.

Hentschel hebt die Hände hoch, aber die Frauen wollen nichts von ihm. Sie

sind auf der Suche nach Beute. Hentschel führt sie in das Zimmer von Eva Braun. Die Besucherinnen machen sich über die Schränke her. Hentschel ist froh, dass sie beschäftigt sind, und kehrt an seinen Arbeitsplatz zurück. Später

sieht er die Frauen lachend und schwatzend zurückkehren, „beladen mit Helmen, SS-Dolchen. Silberbesteck, einem Akkordeon und sogar einem Tischtelefon“.

Zwei Stunden danach wird es ungemütlich für den Maschinenmeister. Grölend kommt eine Gruppe junger Offiziere aus der Bunkerkantine, bis oben hin voll. Sie tanzen um den Deutschen herum und übergießen ihn mit Champagner. Schließlich drückt ihm einer die Pistole in die Rippen. Hentschel wird abgeführt.

Johannes Hentschel verlässt die Reichskanzlei durch das Hauptportal - als Gefangener. Er blinzelt in die Sonne, die er lange nicht gesehen hat. Sein Blick erfasst ein grauenvolles Bild: „Sechs oder sieben deutsche Soldaten baumelten an mehreren Laternenpfählen. An all diesen schlaffen Leichen steckten oder hingen Schilder: Verräter, Deserteur. Feigling. Sie waren so jung. Der älteste war vielleicht 20, der jüngste 16. Ich schauderte und sah weg. Ich schämte mich vor den russischen Soldaten.“

*

Die meisten Mitglieder der Bunkerbesatzung überlebten das Ende und kehrten nach langer Gefangenschaft in die Heimat zurück, darunter Mohnke, Günsche, Linge, Kempka, der Chef pilot Hans Baur und der Arzt Ernst Günther Schenck. Sie führten ein unauffälliges Leben in unauffälligen Berufen. Traudl Junge schrieb ihre Erinnerungen kurz nach Kriegsende nieder, doch sie interessierten niemanden.

Erst 58 Jahre später, kurz vor ihrem Tod, erschien ihr Bericht als Buch. Das Resümee ihrer Erfahrung in der Hölle: „Der Mensch soll auf die Stimme seines Gewissens hören. Es braucht nicht annähernd so viel Mut, wie es scheint, um Fehler zuzugeben und aus ihnen zu lernen. Der Mensch ist auf der Welt, um sich lernend zu wandeln.“





Der letzte Akt

Das »Dritte Reich« werde, so hat Adolf Hitler verkündet, die Welt dominieren. Doch nach zwölf Jahren Herrschaft ist das NS-Regime am Ende, politisch, militärisch, wirtschaftlich - und moralisch schon längst. Alliierte Truppen stehen im verwüsteten Land, und manche Größen der NSDAP versuchen in letzter Minute, den eigenen Hals zu retten. Nach dem Fall Berlins und Hitlers Selbstmord wird der Ort Mürwik bei Flensburg zu Nazi-Deutschlands letztem Regierungssitz, wird Admiral Dönitz dessen finaler Regent. Doch dem bleibt nur eine Option: die Kapitulation

VON OLAF MISCHER
UND JOSEF SCHMID

Tausend Jahre, so hatte Adolf Hitler verkündet, sollte sein Reich während. Gut sechs Jahre lang war er anfangs, scheinbar widerstandslos, von Erfolg zu Erfolg geeilt. Hatte im Inneren so gut wie alle politischen Gegner umbringen, einsperren oder ins Exil treiben lassen, hatte die Gewerkschaften zerschlagen und die Kirchen gedemütigt, hatte Juden. Homosexuelle. Sinti und Roma sowie psychisch Kranke verfolgen lassen. Hatte die nach der Barbarei des Ersten Weltkrieges etablierte internationale Ordnung zerschlagen, hatte die anderen Großmächte straflos verhöhnt und damit begonnen, sich Deutschlands Nachbarstaaten einzuverleiben.

Dann, wiederum fast sechs Jahre lang, hatte Hitler einen Krieg entfesselt, opferreicher als je ein anderer zuvor in der Geschichte. Hatte Deutschland in den Kampf geführt gegen Polen. Frankreich. Groß-

Menschen waren im Zweiten Weltkrieg in Europa und Nordafrika gestorben, mindestens sechs Millionen Menschen, vor allem Juden, in der gleichen Zeit vergast, erschossen, erschlagen worden.

Dann, endlich, war es genug. Tausend Jahre hielt das von Hitler geschaffene Reich nicht, sondern nur zwölf Jahre, drei Monate und eine Woche.

DIE LETZTE WOCHE des „Tausendjährigen Reiches“, dieser letzte Akt im Drama um ein Regime, das sich einmal die Welt unterwerfen wollte, spielt nicht in München, der „Hauptstadt der Bewegung“. Nicht in Nürnberg, der Stadt der Reichsparteitage. Und schon gar nicht in Berlin, das nach dem „Endsieg“ zur Weltmetropole Germania hätte ausgebaut werden sollen.

Nazi-Deutschland endet vielmehr irgendwo in der schleswig-holsteinischen Provinz. Und die Akteure in jenem Drama sind ein paar Männer, vor denen noch wenige Monate zuvor die halbe Welt gezittert hat und die jetzt

53-jährige Dönitz beobachtet Himmels Gesicht, das im fahlen Lampenschein etwas Eulenhaftes hat.

Der Großadmiral hat Angst. Er glaubt, der mächtige SS-Chef halte sich selbst für den Erben Adolf Hitlers. Vorsichtshalber hat Dönitz seine Browning-Pistole entsichert unter Papieren auf seinem Schreibtisch bereitgelegt.

Doch Himmler reagiert anders als erwartet. „Lassen Sie mich in Ihrem Staat der

ges werden im Frühjahr 1945 auf deutschem Boden geschlagen. Mehr als 150 Städte sind bereits weitgehend durch Bomben verwüstet. Berlin ist von der Roten Armee eingeschlossen, das Reich im Griff sowjetischer, amerikanischer, britischer und französischer Truppen.

Im Osten hat die Rote Armee bereits im März die Ostseehäfen Danzig-Gotenhafen, Kolberg und Pillau eingenommen. Nun, Anfang Mai,



Im Mai 1945 löst sich die Wehrmacht langsam auf

britannien, die Sowjetunion, die USA, gegen Norwegen. Dänemark, die Niederlande. Belgien. Luxemburg, gegen Bulgarien, Jugoslawien. Griechenland, gegen Kanada. Australien, Neuseeland, Südafrika, Brasilien, gegen 35 weitere Staaten. Und er hatte - in Auschwitz. Majdanek. Treblinka und anderen Lagern - den ersten industriell organisierten Völkermord befohlen. Fast 40 Millionen

nur noch die eigene Haut retten wollen.

„Bitte lesen Sie!“ Großadmiral Karl Dönitz reicht dem Reichsführer SS Heinrich Himmler ein Telegramm über den Schreibtisch seines Arbeitszimmers in der Kleinstadt Plön: „Anstelle des bisherigen Reichsmarschalls Göring setzt der Führer Sie als seinen Nachfolger ein“, steht darin - und adressiert ist es an den Großadmiral. Der

zweite Mann sein“, sagt er. Dönitz schaut sein Gegenüber regungslos an, die schmalen Lippen zusammengepresst.

Es ist Dienstag, der 1. Mai 1945, kurz nach Mitternacht. Vor knapp zehn Stunden hat sich Adolf Hitler das Leben genommen.

DIE LETZTEN GROSSEN europäischen Schlachten des sechs Jahre zuvor von Hitler entfesselten Zweiten Weltkrie-

sind dort in der Region nur die Stadt Breslau und ein paar Dörfer in der Hand der Wehrmacht. An der nördlichen Ostfront lösen sich die deutschen Truppen beim Rückzug nach Mecklenburg allmählich auf.

Im Westen haben die Amerikaner schon im Oktober 1944 Aachen erobert, dann Mitte April 1945 das Ruhrgebiet besetzt. Anschließend sind sie über den Harz bis an die Elbe vorgedrungen, wo

GIs bei Torgau mit sowjetischen Soldaten zusammengetroffen sind. Im Süden haben sie, flankiert von französischen Einheiten, die Wehrmacht bis hinter die Donau gedrängt. Stuttgart ist von Franzosen besetzt, die norddeutsche Metropole Bremen von Briten, die inzwischen bis kurz vor Hamburg gerückt sind.

Deutsche Truppen stehen zwar immer noch in Norwegen und Dänemark und halten

Regionen in den Niederlanden und Frankreich besetzt. Doch im Reich selbst kontrollieren sie nur noch zwei isolierte Gebiete: den Alpenraum im Süden und eine kaum noch zu verteidigende Region im Norden, nicht mehr als Ostfriesland, Schleswig-Holstein und Teile Mecklenburgs. Auch diese Gebiete können nicht mehr lange gehalten werden. Denn die deutsche Kriegsindustrie ist von den Alliierten weitgehend ausge-

schaltet worden, eine Reserve an Waffen, Munition und Treibstoff kaum mehr vorhanden.

Doch obwohl die Lage längst aussichtslos ist, kämpft das Regime weiter. Erst im April 1945 entgleitet Adolf Hitler die Kontrolle über sein Reich. Nun, im Untergang, zerfasert das Netz aus „Führerglauben“ und Terror, aus Parteidisziplin und Kadavergehorsam, in das Wehrmachtsoffiziere und Minister.

Polizisten und andere Funktionsträger verstrickt sind.

Angesichts der vorrückenden Roten Armee hat Hitler unmittelbar nach der Feier zu seinem 56. Geburtstag am 20. April Karl Dönitz als „Befehlshaber des deutschen Nordraumes“ ins schleswig-holsteinische Plön geschickt. Gleichzeitig sind die meisten Reichsminister ins benachbarte Eutin gereist.

Himmler ist zu diesem Zeitpunkt noch in Berlin -



Erste Gesamtkapitulation: Der Oberbefehlshaber der Westalliierten, US-General Dwight D. Eisenhower (kleines Bild, links), besteht darauf, dass die Deutschen an allen Fronten die Waffen strecken. Daraufhin unterzeichnen drei Wehrmachts-offiziere am 7. Mai im amerikanischen Hauptquartier in Reims die Kapitulation des Reiches. Sie tritt am 8. Mai in Kraft

und er will, obwohl er sich Hitler gegenüber stets loyal, ja unterwürfig verhalten hat, mit den Westalliierten auf eine Faust heimlich einen Waffenstillstand aushandeln: vor allem, um seine eigene Haut zu retten.

So trifft er sich nach Hitlers Geburtstagsfeier in den frühen Morgenstunden des 21. April konspirativ mit Norbert Masur, einem schwedischen Vertreter des Jüdischen Weltkongresses. „Willkommen. Herr Masur, in Deutschland“, begrüßt Himmler den Unterhändler. „Es ist Zeit, dass ihr Juden und wir Nationalsozialisten die Streitaxt begraben.“

Das bizarre, ja makabre Treffen hat Felix Kersten arrangiert, ein in Schweden lebender Deutschbalte mit finnischem Pass. Kersten, seit den 1920er Jahren ein in Europa bekannter Mediziner, ist seit 1939 Leibarzt Himmlers, zu dessen Behandlung er regelmäßig ins Reich fliegt. Ein anderer seiner Patienten, ein führendes Mitglied des Jüdischen Weltkongresses, stellt den Kontakt zu Masur her.

Kersten, der Himmler schon in der Vergangenheit dazu bewegen konnte, größeren Gruppen von Juden die Ausreise aus Deutschland zu genehmigen, hat den Reichsführer SS seit einiger Zeit zu direkten Gesprächen mit dem Weltkongress gedrängt. Doch erst jetzt, da der Krieg endgültig verloren ist, willigt Himmler ein - weil er glaubt, so seine Verhandlungsposition gegenüber den Alliierten zu verbessern.

Schon am Nachmittag des 19. April - während die Rote Armee bereits auf Berlin mar-

schiert - fliegen Kersten und Masur von Schweden aus in die deutsche Hauptstadt und werden von der SS auf einen Landsitz gefahren, der Kersten seit einigen Jahren gehört. Dort sehen sie Himmler. Es ist 2.00 Uhr morgens, der Reichsführer SS kommt direkt von Hitlers Geburtstagsfeier.

Um 5.00 Uhr verabschiedet sich Himmler - und entlässt die beiden Abgesandten mit der Zusage, rund 1000 als Geiseln festgehaltene Bürger verschiedener europäischer Länder sowie 1000 jüdische Frauen aus dem KZ Ravensbrück freizulassen.

Zwei Tage später, am 23. April, gibt er sich in einem Geheimtreffen im schwedischen Konsulat in Lübeck gegenüber dem Vizepräsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, Graf Folke Bernadotte, als Hitlers Nachfolger aus. Der „Führer“ sei tot, er, Himmler, habe nun freie Hand und könne mit Bernadottes Hilfe den Krieg mit den Westalliierten rasch beenden.

Danach, so hofft Himmler, würden britische und amerikanische Truppen über deutsches Gebiet an die Ostfront vordringen und gemeinsam mit der Wehrmacht die sowjetische Besatzung Deutschlands verhindern. Außerdem beabsichtigt Himmler, die NSDAP aufzulösen und eine neue Partei der „nationalen Einheit“ zu gründen. Seine SS hält er indes nach wie vor für einen „Ordnungsfaktor im mitteleuropäischen Raum“.

Als der Londoner Rundfunk am 28. April über Himmlers Konspiration berichtet, bekommt Adolf Hitler einen Tobsuchtsanfall. Entbindet Himmler von allen Ämtern





Deutsche Kriegsgefangene in einem Lager der 7. US-Armee, drei Wochen vor Ende der Kämpfe: Im April und Mai leistet die Wehrmacht an der Westfront kaum noch Widerstand - und im Osten versuchen manche Offiziere, ihre Truppen rasch zu verlegen, um sich Briten oder Amerikanern, nicht aber den Sowjetsoldaten ergeben zu können

und lässt ihn per Haftbefehl suchen. Ungeachtet dessen taucht der Reichsführer SS nach Hitlers Selbstmord und kurz vor dem Fall Berlins plötzlich bei Dönitz auf.

Doch der Großadmiral sieht in Himmler, dem Herrn über die Konzentrationslager - von denen die meisten inzwischen durch Alliierte befreit worden und deren Gräuel deshalb offenkundig geworden sind -, eine Belastung. Wie mächtig aber ist der Reichsführer SS noch?

Könnte Himmler, in der Götterdämmerung des „Dritten Reiches“, mithilfe einiger SS-Männer gegen den Großadmiral putschen? Dönitz hat deshalb die Pistole griffbereit.

Erst als Himmler die Autorität des Großadmirals widerstandslos anerkennt und um die zweite Position im Staate

will mit dem amerikanischen Oberbefehlshaber General Dwight D. Eisenhower „von Marschall zu Marschall“ über die deutsche Teilkapitulation verhandeln.

Und Joachim von Ribbentrop, bis zum 30. April Chef des Auswärtigen Amts, hält sich nicht nur für den rechtmäßigen, sondern auch, wegen seiner vermeintlich guten Kontakte zu britischen Politikern und Diplomaten, für den geeigneten Außenminister.

Dönitz lehnt auch diese beiden Kandidaten ab. Ex-Propagandaminister Joseph Goebbels, den Hitler testamentarisch zum Reichskanzler ernannt hat, will er schon gar nicht in seinem Kabinett haben. Der ehrgeizige und intrigante Goebbels, so fürchtet er, werde seine neue Au-

Die beiden Männer kennen sich nur flüchtig. Schwerin von Krosigk ist in den Jahren zuvor lediglich eine Art Verwaltungschef des Finanzministeriums gewesen: politisch ist er nur wenig hervorgetreten. Gleichwohl ist auch er an den Verbrechen des Nazi-Regimes beteiligt. So hat er sich mit Himmler darauf verständigt, dass die Erlöse aus dem Verkauf des von Juden geraubten Eigentums in die Staatskasse fließen.

Nachdem Schwerin von Krosigk mit den meisten anderen Mitgliedern der Reichsregierung Eutin erreicht hat, besucht er sofort Dönitz im nahe gelegenen Plön. Nach einem langen Gespräch ist der Großadmiral von der „klaren, klugen Beurteilung der Situation“ des 57-jährigen Aristokraten beeindruckt.

so spät wie möglich zu kapitulieren, damit noch Zeit bleibt, Flüchtlinge vor der heranrückenden Roten Armee zu evakuieren und in jene Gebiete zu schaffen, die voraussichtlich von Amerikanern und Briten besetzt werden.

Mit anderen Worten: Es geht nur noch um das *Wie* der Kapitulation, nicht mehr um das *Ob*.

AM NACHMITTAG des 2. Mai dringen britische Truppen bis in das 40 Kilometer von Plön entfernte Lübeck vor. Jetzt liegen auch die Straßen Holsteins unter Beschuss alliierter Jagdflieger. Gegen 21.00 Uhr beauftragt Dönitz Generaladmiral Hans-Georg von Friedeburg, seit kurzer Zeit Kommandierender General der Kriegsmarine, mit Briten und Amerikanern über die Teilkapitulation der Wehrmacht zu verhandeln - ein weiterer Verstoß gegen Hitlers politisches Testament, worin er seinen Nachfolger zur Fortsetzung des Krieges verpflichtet.

Dönitz, unter dessen Befehl etwa drei Viertel der 40000 U-Boot-Besatzungsmitglieder ums Leben gekommen sind und der lange Zeit an den „Endsieg“ des Reichen geglaubt hat, macht es sich erst jetzt zur Aufgabe, „so viele Menschenleben zu retten wie möglich“. Vielleicht ist ihm angesichts der näher rückenden Front die Aussichtslosigkeit der militärischen Lage bewusst geworden, vielleicht ist er - wie wohl fast alle Deutschen - einfach nur kriegsmüde.

Schon am 30. April, als er von seiner Nominierung zum Nachfolger Hitlers erfuhr, hat er gesagt: „Schluss machen.

Dönitz ignoriert Hitlers Willen - und gibt auf

bittet, statt Forderungen zu stellen, weiß Dönitz, dass er den Machtkampf gewonnen hat. Er erklärt seinem Besucher schroff, dass er keine Verwendung für ihn habe.

Himmler muss gehen.

DER REICHSFÜHRER SS ist nicht der einzige führende Nationalsozialist, der sich in diesen Stunden in maßloser Selbstüberschätzung um ein Amt oder als Unterhändler bei Dönitz bewirbt. Der drogensüchtige Generalfeldmarschall Hermann Göring etwa, der von Hitler vor wenigen Tagen aus der NSDAP verstoßen worden ist, unter anderem deshalb, weil auch er einen Separatfrieden mit den Westalliierten anstrebt,

torität als Reichspräsident gleich wieder untergraben. Zudem bezweifelt Dönitz Hitlers Urheberschaft für diese Personalentscheidung. Falls Goebbels die Flucht von Berlin nach Plön gelingen sollte, will Dönitz ihn verhaften lassen.

ALS NEUES Staatsoberhaupt fühlt er sich nicht mehr an Hitlers Weisungen gebunden. Er beauftragt am 2. Mai den nationalkonservativen, parteilos, seit 1932 amtierenden Finanzminister Johann Ludwig Graf Schwerin von Krosigk als Leitenden Minister mit der Bildung einer Geschäftsführenden Reichsregierung und ernennt ihn gleichzeitig zum Außenminister.

Ganz realistisch ist die Lagebeurteilung des neuen Außenministers freilich nicht. In einer Rundfunkansprache anlässlich seiner Ernennung warnt Schwerin von Krosigk die USA und Großbritannien vor einem dritten Weltkrieg, den die Sowjetunion entfesseln werde, und fordert kaum verholen die Westalliierten auf, mit Deutschland gemeinsam gegen den Bolschewismus zu kämpfen.

Doch ob sie nun Illusionen hegen oder nicht, Dönitz und seinen Ministern ist klar, dass sie in ihrer gegenwärtigen Lage nur noch eine realistische Option haben: Im Westen so schnell wie möglich Frieden zu schließen, um das Sterben zu beenden - im Osten jedoch

Heldenkampf ist genug gekämpft." Vielleicht aber sieht er sich auch außerstande, den Krieg ohne Hitler fortzusetzen. Manches deutet darauf hin. Einmal notierte er etwa: „Die ungeheuere Kraft, die der Führer ausstrahlt, hat sehr deutlich gemacht, dass wir alle miteinander sehr arme Würstchen sind im Vergleich* (zu Hitler).

Während von Friedeburg mit einer kleinen Delegation zum Hauptquartier des briti-

schen Feldmarschalls Bernard Law Montgomery nach Häcklingen bei Lüneburg aufbricht, verlegt Dönitz seine Befehlsstelle in den Ort Mürwik bei Flensburg. Denn die Briten werden schon bald Plön erreichen. Gegen 21.00 Uhr brechen der Reichspräsident und Schwerin von Krosigk mit dem Auto in Plön auf.

Unterwegs trifft Dönitz seinen Emissär von Friedeburg auf der Levensauer Hochbrücke über dem Kaiser-

Wilhelm-Kanal, um ihm letzte Instruktionen für seine Mission zu geben. Auf der Weiterfahrt müssen sich Dönitz und Schwerin von Krosigk mehrfach vor Jagdbomben verbergen, welche die Straßen mit Scheinwerfern ausleuchteten und auf Fahrzeuge schießen. Erst um 2.00 Uhr nachts erreichen sie das 100 Kilometer nördlich von Plön gelegene Mürwik.

In Mürwik befindet sich die zentrale Ausbildungsstätte

für alle Marineoffiziere. Doch da der Ort zur Stadt Flensburg gehört und in dieser wiederum eine starke dänische Minderheit lebt, haben die Alliierten aus Rücksicht auf die Dänen darauf verzichtet, die Stadt, wie so viele andere, zu bombardieren.

Nach einigen verwirrenden Stunden beziehen Dönitz und seine Männer im Sporttrakt der Marineschule ihre Diensträume: Im Erdgeschoss werden Wachen und Besleit-



Karl Dönitz (Mitte) wird von Hitler zum Nachfolger ernannt. Doch der Großadmiral und seine Mitarbeiter, wie General Alfred Jodl oder Minister Albert Speer (beide hinter ihm), geben den Kampf auf. Sie werden am 23. Mai 1945 von den Alliierten festgenommen und später verurteilt: Dönitz und Speer zu Haft, Jodl zum Tode



Zweite Gesamtkapitulation: Stalin fordert, dass Deutschland auch vor seinen Generälen demonstrativ die Waffen streckt. So unterzeichnen Wehrmachtsoffiziere im sowjetischen Hauptquartier in Berlin-Karlshorst erneut die Kapitulation. Es ist kurz nach Mitternacht am 9. Mai 1945

kommandos stationiert, im ersten Stock richtet sich Dönitz in Raum 101 ein, Schwerin von Krosigk nimmt ein paar Räume weiter Quartier.

In der zweiten Etage, unter dem Dach, kommandiert Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel die Reste der Wehrmacht. Das Kabinett tagt in Raum 111 - einem Klassenzimmer. Der Tisch dort ist mit Ölfarbe gestrichen, die Stühle sind von irgendwoher zusammengetragen. An die Industrie- und Handelskammer Flensburg ergeht die Anweisung, „Büromaterial“ und „Wasch-Reinigungsmittel“ zu liefern - und irgendwie ein Dienstsiegel herzustellen.

Für 21 Tage wird dieser Ort im Norden der letzte

Regierungssitz des Deutschen Reiches sein.

ALS AM MORGEN des 3. Mai keine britischen Jagdflugzeuge am Himmel zu sehen sind, hofft Dönitz, dass dies ein erster Erfolg der Verhandlungen von Friedeburgs im britischen Hauptquartier sei. Tatsächlich hat Montgomery einige schon startbereite Flugzeuge zurückhalten lassen, als er hört, dass der deutsche Unterhändler nach Häcklingen unterwegs ist.

Hamburger Parlamentäre hatten im Auftrag des Oberkommandos der Wehrmacht (OKW) den Briten in der

Nacht zuvor die kampflose Übergabe der Stadt angekündigt - sowie den Besuch der hochrangigen deutschen Delegation. Trotz eines Unfalls auf der nächtlichen Fahrt nach Hamburg kommen von Friedeburg und seine Begleiter rechtzeitig in der Hansestadt an, um sich verabredungsgemäß um 8.00 Uhr morgens dem dortigen Stadt-kommandanten Alwin Wolz auf seinem Weg zum Befehlshaber der 7. britischen Panzerdivision, Generalmajor Lewis Owen Lyne, anzuschließen.

Als sie die feindlichen Linien bei Hittfeld. 20 Kilome-

ter südlich der Elbe, passiert haben, geleiten britische Offiziere von Friedeburg und sein Gefolge weiter zu Montgomery, dem sie schließlich um 11.30 Uhr in dessen provisorischem Hauptquartier - einem Lager aus Wohnwagen und Zelten - in der Lüneburger Heide gegenüberstehen.

Montgomery genießt seinen Triumph und lässt sie zunächst ein paar Minuten warten, bevor er sich von Friedeburgs Kapitulationsangebot überhaupt anhört. Er weiß, dass es bereits gegen alliierte Absprachen verstößt, auch nur eine Teilkapitulation auf höherer Ebene zuzulassen. Aber er ist selbstbewusst genug, dies zu ignorieren und den Deutschen britische Bedingungen für einen solchen Akt zu nennen: Die Kapitulation solle für Nordwestdeutschland, die besetzten Niederlande und Dänemark gelten, nicht aber - wie von den Deutschen gewünscht - für die Truppen, die der Roten Armee im Norden gegenüberstehen.

Doch mündlich fügt er an, deutsche Soldaten würden automatisch zu Kriegsgefangenen gemacht, wenn diese „mit erhobenen Händen auf meine Front“ zukämen. Zudem lässt er der Regierung Dönitz einen gewissen Spielraum: vor allem, da er auf die Besetzung der Gebiete nördlich der Kieler Förde verzichtet. Dies ist ganz im Sinne des britischen Premiers Winston Churchill, der die deutschen Befehlsstrukturen nutzen will, um so die eigene Besatzungspolitik zu erleichtern - und der sich zudem die Möglichkeit offen hält, deutsche Soldaten bei einem von ihm befürchteten Durchmarsch der Sowjet-

truppen an den Atlantik gemeinsam mit den Briten gegen die Russen kämpfen zu lassen (siehe Seite 132).

Von Friedeburgs Delegation nimmt Montgomerys Bedingungen zur Kenntnis, reist zurück nach Flensburg und holt sich dort das Einverständnis von Dönitz.

Bei ihrer Rückkehr am folgenden Tag, dem 4. Mai 1945, ist alles vorbereitet. Für die Zeremonie steht ein besonders geräumiges Zelt bereit, das eigens mit Mikrofonen und Kabelanschlüssen für die Kriegsberichterstatter ausgerüstet worden ist.

Montgomery verliest zunächst auf Englisch den Text der Kapitulationsurkunde. Danach erklärt er der deutschen Delegation, der Kampf werde weitergehen, sollten sie nicht ohne Einwände und sofort unterschreiben. Um 18.20 Uhr unterzeichnen von Friedeburg, General Eberhard Kinzel und andere Offiziere die Teilkapitulation der Wehrmacht gemäß den britischen Bedingungen. Immerhin ein Ziel haben die Deutschen erreicht: Im Nordwesten schweigen die Waffen.

Doch noch ist das Sterben nicht vorbei.

GENERAL EISENHOWER hat in der Zwischenzeit per Telegramm den sowjetischen Staatschef Josef Stalin über bevorstehende Kapitulationsgespräche im eigenen Hauptquartier im französischen Reims informiert. Er will unbedingt neuerliche Misstöne zwischen Washington und Moskau vermeiden und versichert, dass er letztlich nur einer Gesamtkapitulation zu-

Oberitalien gegenüber den Westalliierten kapituliert. Und diese haben akzeptiert - obwohl die Sowjetführung Vorbehalte dagegen hatte.

Der sowjetische Generalstabschef Alexej Antonow bedankt sich nun bei Eisenhower für die sofortige Benachrichtigung und schickt den Chef der sowjetischen Militärmision in Frankreich, Iwan Susloparow, nach Reims.

Nach der Teilkapitulation von Häcklingen fliegt von Friedeburg am 5. Mai nach

Jodl muss am 7. Mai im Beisein von sowjetischen und britischen Vertretern die Gesamtkapitulation der Wehrmacht erklären. Sie tritt am 8. Mai um 23.01 Uhr mitteleuropäischer Zeit, 9. Mai 0.01 Uhr deutscher Sommerzeit, in Kraft.

Doch auch das ist noch nicht das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa.

Denn die Sowjetführung besteht darauf, dass die Kapitulation auch in ihrem Hauptquartier vollzogen wird. Sta-

Am 7. Mai scheitert Dönitz' letzter Plan

zustimmen gedenke, nicht aber einer Teilkapitulation der Wehrmacht im Westen.

Stalin hegt seit längerem den Argwohn, seine westlichen Partner würden es nicht ungern sehen, wenn sich Deutsche und Sowjets gegenseitig zerfleischten. Er befürchtet gar, Briten und Amerikaner könnten sich doch noch mit den Deutschen arrangieren und in Europa eine neue Ordnung aufzubauen. Denn bereits am 29. April haben deutsche Truppen in

Reims ins Hauptquartier der Westalliierten - mit der Illusion, Dönitz' Plan könne noch aufgehen, mit den Westalliierten ein separates Bündnis zu schließen.

Doch Eisenhower lässt sich auf keine Verhandlungen ein, er fordert die bedingungslose Kapitulation an allen Fronten. Auch Generaloberst Alfred Jodl, den Dönitz zur Unterstützung von Friedeburgs nach Reims geschickt hat, kann Eisenhower nicht umstimmen.

lin will seinen Triumph vor den Augen der Weltöffentlichkeit in Berlin, „dem Zentrum der Nazi-Aggression“, feiern. Am 8. Mai gegen 12.00 Uhr werden Keitel von Friedeburg und Generaloberst Hans-Jürgen Stumpff als Vertreter der Luftwaffe auf dem Flughafen Berlin-Tempelhof von einem Abgesandten des sowjetischen Oberbefehlshabers Marschall Georgij K. Schukow empfangen, der Keitel ein Exemplar der Kapitulationsurkunde aushändigt.

WISSEN AUF DVD & VIDEO DAS GRÖSSTE FILMPROGRAMM DER WELT



Über 600 Dokumentarfilme von den besten Produzenten (u.a. BBC, DISCOVERY, WGBH, Channel 4, ZDF, ARD, ORF).

DIE SACHGEBIETE:

Astronomie, Raumfahrt, Technik, Wissenschaft, Geschichte, Natur & Tiere, der Mensch/Anatomie, Länder, Entdeckungen, Grenzwissenschaft, Religionen (alle Filme in deutscher Sprache).

IN 1 STUNDE WISSEN SIE MEHR!

Kostenloser Katalog bei:

Verlag KOMPLETT-MEDIA
Robert-Koch-Straße 38
82031 Grünwald
Tel.: 0 89/6 49 22 77
Fax: 0 89/6 49 22 60
www.komplett-media.de



Im Westen zu sein bedeutet noch nicht die Rettung:
Vor allem den Amerikanern ergeben sich in den letzten Kriegs-
tagen so viele Deutsche, dass die US-Armee überfordert
ist. Allein in diesem Lager am Rhein leben mehr als 160 000
Gefangene. Deren Versorgung ist zeitweise katastrophal





Anschließend fahren sie nach Berlin-Karlshorst, wo sie zu einer Villa direkt neben einer Kaserne geleitet werden. Dort müssen Keitel und seine kleine Delegation warten. „Wir waren ganz unter uns. Gelegentlich erschien ein Reporter, es wurden Fotos von uns gemacht, bisweilen besuchte uns ein russischer Dolmetscher-Offizier“, erinnert sich Keitel später.

Gegen 15.00 Uhr servieren russische Ordonnanzen einen Imbiss. Gegen 17.00 Uhr werden die Deutschen in ein anderes Gebäude geleitet, wo sie abermals bewirtet werden. Sonst geschieht nichts. Kurz vor Mitternacht wird die Delegation in das Kasino der Karlshorster Kaserne geleitet. Der Saal ist hell erleuchtet. Vorsitzender Marschall Schukow eröffnet das Treffen. Rechts und links von ihm sitzen die Bevollmächtigten Großbritanniens und der USA.

In drei Sprachen wird Keitel und seinen Begleitern die Kapitulationsurkunde vorgelegt. Schukow fragt, ob sie den Vertrag gelesen hätten und autorisiert seien, ihn zu unterzeichnen. Keitel bewahrt Haltung, sein „Ja“ auf beide Fragen ist gedämpft. Er überreicht Schukow eine von Großadmiral Dönitz unterzeichnete Vollmacht. „Ich fordere die deutsche Abordnung auf, an diesen Tisch zu kommen“, befiehlt Schukow: „Hier werden Sie die Urkunde über die bedingungslose Kapitulation Deutschlands unterzeichnen.“ Nacheinander treten Keitel, Stumpff und von Friedeburg vor. Zuerst setzen sie und dann die Vertreter der Siegermächte ihren Namen unter die Urkunde.

Es ist genau 0.16 Uhr am Morgen des 9. Mai 1945, als der Zweite Weltkrieg in Europa endgültig beendet wird.

„DIE NSDAP ist verschwunden. Die Einheit zwischen Staat und Partei besteht nicht mehr“, erklärt Dönitz bereits am Mittag des 8. Mai in einer Rundfunkansprache an die Deutschen. „Die Grundlagen, auf denen das Reich aufgebaut war, sind zusammengebrochen. Mit der Besetzung Deutschlands ist die Macht an die Okkupationsarmeen übergegangen.“ Im übrigen aber tut er so, als sei nichts vorgefallen. Denn noch zwei Wochen lang darf der Großadmiral, in einer Art absurdem Nachspiel zum Weltendrama, in Mürwik so tun, als würde er ein Land regieren.

Dönitz, der „Reichspräsident“, lässt vor seinem Amtssitz die Reichskriegsflagge weiterhin hissen (was ihm die Alliierten allerdings schon am 10. Mai verbieten). Täglich finden sich die sechs Minister der Regierung - unter anderem Albert Speer (Wirtschaft), Wilhelm Stuckart (Inneres) und Julius Dorpmüller (Verkehr) - und deren Staatssekretäre um 10.00 Uhr zur Kabinettsitzung ein: ausnahmslos Männer mit NS-Vergangenheit. Weder Dönitz noch Schwerin von Krosigk kommen auf die Idee, frühere demokratische Parlamentarier oder Gewerkschafter um Mitarbeit zu bitten.

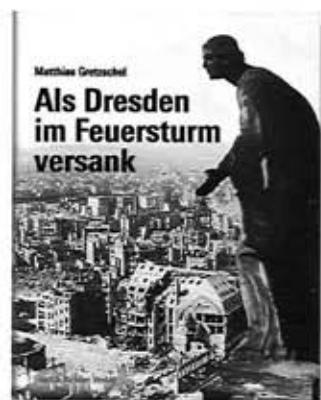
Nach den Sitzungen ziehen sich die Minister in ihre Amtsräume zurück, verfassen Memoranden und erarbeiten fantastische Zukunftspläne, die sie später dem Kabinett vortragen. Verkehrsminister



240 Seiten mit 150 Abb., € 24,95
ISBN 3-8319-0195-3
In Zusammenarbeit mit GEO



280 Seiten mit 204 Abb., € 24,95
ISBN 3-8319-0173-2
In Zusammenarbeit mit GEO



152 Seiten mit 110 Abb., € 19,95
ISBN 3-8319-0175-9

Die reich bebilderten Bände vereinen Beiträge von Zeitzeugen, Historikern und Schriftstellern zu einem neuen Blick auf den Zweiten Weltkrieg und die Folgen.

Dorpmüller (der durch die Bereitstellung von Transportzügen für die Deportation von Juden in ganz Europa mitverantwortlich ist) entwickelt einen Plan, mit dem er das völlig zerstörte deutsche Verkehrs- und Transportwesen innerhalb von sechs Wochen wiederherstellen will - vorausgesetzt, man ließe ihm in jeder, vor allem in personeller Beziehung freie Hand.

Trotz dieser „harten Regierungsarbeit“ (Schwerin von Krosigk) sind Dönitz und seine Minister schon wegen der militärischen Besetzung Deutschlands machtlos (Dorpmüllers ehrgeiziger Plan etwa kann auch deshalb nicht umgesetzt werden, weil die Alliierten die Reichsbahn im Mai übernommen haben).

Angesichts dessen denkt Dönitz bald nach der Kapitulation an Rücktritt. Doch der gelernte Jurist Schwerin von Krosigk ersucht ihn, im Amt zu bleiben - mit folgender juristischer Spitzfindigkeit: Kapitulierte habe ja nur die Wehrmacht, der deutsche Staat dagegen bestehe fort. Und der Rücktritt des Reichspräsidenten sei nur möglich, wenn für einen Nachfolger gesorgt sei. Andernfalls würde man die deutsche Souveränität aufgegeben.

Die NS-Führer erwarten Haft oder Tod

Zumindest im letzten Punkt seiner Argumentation irrt Schwerin von Krosigk: Die Existenz eines Staates ist unabhängig vom Schicksal eines seiner Funktionsträger - und sei es der höchste Repräsentant. Staats- und Völkerrechtsexperten sind sich in der

bewegt, im Amt zu bleiben - für die reale Politik ist sie irrelevant.

TROTZ DER MACHTLOSIGKEIT der Mürwiker Regierung (die britische Parlamentarier als „Verwaltung Dönitz“* bezeichnen) überwachen die Alliiert-

ten seit dem 11. Mai deren Tätigkeit durch eine Kontrollkommission, die auf dem ehemaligen deutschen Passagierschiff „Patria“ in der Flensburger Förde untergebracht ist.

Doch vor allem Stalin will sich nicht länger mit der

Existenz einer eigenständigen deutschen Regierung abfinden und drängt auf die Beseitigung der „militärisch-faschistischen Dönitz-Clique“. Der britische Premier Churchill laviert, nennt Dönitz das „ernannte“ Staatsoberhaupt, was auch die



Ende eines Massenmörders: SS-Führer Heinrich Himmler, der sich als einfacher Feldwebel ausgeben wollte, wird von britischen Soldaten in der Nähe von Lüneburg verhaftet. Beim ersten Verhör am 23. Mai tötet er sich mit einer Giftkapsel

Reichsregierung als formelle Anerkennung interpretiert.

Er rechtfertigt sich gegenüber Kritikern seiner Deutschland-Politik gewohnt pragmatisch: „Wollen Sie einen Stock haben, mit dem Sie dieses besiegte Volk lenken können, oder wollen Sie Ihre Hände in einen aufgeschreckten Ameisenhaufen stecken?“

Doch unterdessen hat sich gezeigt, dass Churchills Hoffnung, die Existenz einer deutschen Regierung würde die alliierte Besatzungspolitik erleichtern, sich nicht erfüllen wird. Zudem wächst der öffentliche Druck, etwa in der amerikanischen und britischen Presse. Ein Kommentator der Londoner „Times“ schreibt, die Zusammenarbeit von Dönitz mit den Alliierten

könne nicht länger geduldet werden. Und so werden Dönitz, Jodl und von Friedeburg schließlich aufgefordert, sich am 23. Mai um 9.45 Uhr auf der „Patria“ einzufinden.

Dort werden sie von dem amerikanischen Chef der Alliierten Kontrollkommission Generalmajor Lowell W. Rooks, dem britischen Brigadegeneral E. J. Foord und dem sowjetischen Generalmajor Truskow empfangen. Ohne jede Höflichkeitsfloskel erklärt Rooks: „Ich habe vom Obersten Alliierten Befehlshaber, General Eisenhower, den Befehl erhalten. Ihnen mitzuteilen, dass Sie sich als Kriegsgefangene zu betrachten haben.“

Zur gleichen Zeit rücken alliierte Infanteristen und Panzer nach Mürwik ein, um die Militärpolizei bei der Verhaftung der letzten Reichsregierung zu unterstützen. Kurz nach Beginn der Kabinetsitzung stürmen die Soldaten das Regierungsgebäude, brüllen „Hände hoch! Ausziehen!“ und nehmen Minister, Staatssekretäre und hohe Offiziere des Oberkommandos der Wehrmacht fest.

Erst zwei Wochen später, am 5. Juni 1945, geben die Siegermächte bekannt, dass sie die oberste Regierungsgewalt in Deutschland übernommen haben.

HEINRICH HIMMLER, der mit einem makaberen Menschenhandel in den letzten Kriegstagen sein Leben retten wollte (deshalb 2000 KZ-Häftlinge freigelassen hat) und sich von Dönitz einschüchtern ließ, vergiftet sich am 23. Mai in britischer Gefangenschaft. Militärpolizisten hatten ihn in

der Uniform eines Feldwebels bei Lüneburg verhaftet.

Johann Ludwig Graf Schwerin von Krosigk wird 1949 wegen der Plünderung jüdischen Eigentums zu zehn Jahren Haft verurteilt und bereits 1951 begnadigt.

Hans-Georg von Friedeburg vergiftet sich nach seiner Verhaftung in Mürwik.

Die Generäle Alfred Jodl und Wilhelm Keitel werden 1946 in Nürnberg unter anderem wegen Kriegsverbrechen und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Tode verurteilt und hingerichtet.

Hermann Göring wird dort wegen Verschwörung gegen den Weltfrieden, Entfesselung eines Angriffskriegs, Verstößen gegen das Kriegsrecht und Verbrechen gegen die Menschlichkeit zum Tode verurteilt. Er nimmt sich am 15. Oktober 1946 kurz vor der Vollstreckung des Urteils mit Zyankali das Leben.

Großadmiral Karl Dönitz jedoch, der letzte Staatschef Nazi-Deutschlands, kommt mit dem Leben davon. Er wird am 1. Oktober 1946 vom alliierten Militärtribunal in Nürnberg wegen Verbrechen gegen das Kriegsrecht und Entfesselung eines Angriffskriegs zu zehn Jahren Haft verurteilt. 1958, zwei Jahre nach seiner Entlassung, veröffentlicht er sein erstes autobiografisches Buch. Hitlers Nachfolger stirbt 1980 im Alter von 89 Jahren. •



Olaf Mischer, 46, ist Historiker und der verantwortliche Dokumentar von *GEOPOCHE*. Dr. Josef Schmid, 42, ist Historiker, wissenschaftlicher Mitarbeiter der Forschungsstelle für Zeitgeschichte in Hamburg und Fachberater dieses Heftes. Zum Ende des „Dritten Reiches“ ist im Verlag Ellert & Richter in Kooperation mit GEO gerade erschienen: „Kriegsende in Deutschland“. 240 Seiten, 24,95 Euro.

SPHINX
Geheimnisse der Geschichte

Sphinx - Staffel VII DVD 1
Laufzeit: ca. 180 Min.
Best.-Nr.: 82876 66600 9

AB SOFORT AUF DVD!

GEFANGEN IM REICH DES SHOGUN

DIE LETZTE SCHLACHT DER KELTEN

IMHOTEP - MAGIER DER PHARAONEN

DSCHINGIS KHAN - DER APOKALYPTISCHE REITER



Sphinx - Staffel VII DVD 2
Laufzeit: ca. 180 Min.
Best.-Nr.: 82876 67699 9

AB 14. MÄRZ AUF DVD!

DIE RACHE DES REGENGOTTES

LUDWIG II. - TOD EINES MÄRCHENKÖNIGS

KREUZZUG IN DIE HÖLLE - DIE TEMPELRITTER

MARIE ANTOINETTE - VOM THRON ZUM SCHAFT

SASSENBERG

universum film

zdf video

BESTELL-
HOTLINE

All DVDs erhalten Sie im Handel oder über die telefonische Bestell-Hotline unter 01805 - 80 59 99 (0,12 €/Min.).

KONZENTRATIONSLAGER

DEN TOD



Bei ihrem Vormarsch befreien die Alliierten auf den Tod geschwächte Lagerinsassen, wie diesen Mann in Buchenwald

Anfang Mai 1945 nähern sich amerikanische Truppen
dem einzig noch nicht befreiten großen Konzentrations-
lager: Mauthausen in der Nähe von Linz an der Donau.

VORAUGEN

Rund 100 000 Häftlinge sind hier
bereits getötet worden. Und
wer jetzt noch lebt, wird ein letztes

Mal gepeinigt: Denn quälend ist die Ungewissheit, ob
die ersehnten Alliierten rechtzeitig eintreffen - oder ob die
SS noch eine letzte Mordaktion unternehmen wird



Nach einem Regenguss schimmert der zertrümmerete Granit matt. Und es regnet oft im Frühjahr 1945. Es ist Anfang Mai, und schon seit Stunden hören die wartenden Menschen auf der Bergkuppe über den Steinbrüchen ein deutliches Grollen. Manchmal ist es nur schwach, so wie das Rauschen einer fernen Brandung. Doch wenn der Wind aus Westen weht, von dort, wo die Stadt Linz und 85 Kilometer dahinter die Grenze zu Bayern liegen, schwellt es an zum Brausen.

In solchen Stunden schöpfen die Menschen Hoffnung. Denn das Brausen, das ihnen langsam, zum Verrücktwerden langsam, aus dem Westen heranzukriechen scheint, bedeutet Leben. Überleben. Am östlichen Horizont jedoch, wo die Donau in Richtung Wien verschwindet, herrscht Stille. Und für all die ausgezehrten Gestalten in ihren gestreiften Lumpen ist es die Stille des Todes und der Massengräber.

So warten sie, warten auf ihre Befreier wie auf den Erlöser. Und es sind Tausende, Abertausende, die sich auf der granitenen Kuppe über dem Steinbruch drängeln. Gerippe mit seltsam in die Länge gezogenen Schädeln und eingesunkenen Augen. Skelette, bespannt mit bleicher Haut. Viele gleichen mehr Leichen als Lebenden. Ein beißender Gestank aus Kot und Urin hüllt diese Menschen ein. Ihr Gang ist stockend, ruckartig, fast mechanisch. Ihre entkräfteten Körper fallen immer wieder vornüber. Und weil solche Bewegungen die Aufseher der SS offenbar an Muslime beim Gebet erinnern, verhöhnen sie die halb verhungerten Gefangenen als „Muselmänner“.

Aber wie lange kann man warten zwischen Leben und Tod - ohne wahnsinnig zu werden? Und warum kommen die Befreier nicht? Was hält sie noch auf, dort an der Donau im Westen? Wo es doch morgen bereits zu spät sein kann. Denn es ist das Konzentrationslager Maut-

hausen, das den Hügel über den Steinbrüchen füllt. Und seit ein paar Stunden schon, seit deutlich hörbar das Grollen von Westen her hinüberweht, beherrscht vor allem eine Angst die Häftlinge. Die Angst, dass die SS sie alle im letzten Moment ermorden könnte.

MAUTHAUSEN LIEGT an einer Schleife der Donau in Oberösterreich. und es ist das erste KZ außerhalb der Grenzen des „Altreichs“. Den Standort haben Heinrich Himmler und Oswald Pohl gewählt. Der eine ist der Reichsführer der SS, der allgegenwärtigen Schutzstaffel. Der andere ist der Chef des Wirtschaftsverwaltungshauptamts in Berlin. Am 29. April 1938, sieben Wochen nach dem „Anschluss“ von Österreich, gründen die beiden die „Deutsche Erd- und Steinwerke GmbH“. Wie viele Unternehmen im Umfeld der Konzentrationslager gehört die Gesellschaft der SS, und es ist die Schutzstaffel, welche die beiden Steinbrüche von Mauthausen pachtet.

Ein Heer von Häftlingen soll dort den Granit für die Prachtbauten der Nationalsozialisten brechen. Nicht nur die Reichshauptstadt braucht Treppenstufen, Säulen, Sockel, Quader. Das Bauprogramm ist gewaltig - und Albert Speer, der Leibarchitekt von Adolf Hitler und spätere Reichsminister für Rüstung und Kriegsproduktion, deshalb ein viel beschäftigter Mann.

Im Januar 1941 verhängt SS-Obergruppenführer Reinhard Heydrich, der Leiter des Reichssicherheitshauptamts, jedoch die „Lagerstufe III“ über Mauthausen. „Für schwer belastete, unverberliche und asoziale, das heißt kaum noch erziehbare Schutzhäftlinge.“

In der Sprache der Nationalsozialisten bedeutet das vor allem eines: Primäres Ziel ist die Ermordung der Gefangenen und nicht ihr ökonomischer Nutzen. Und Mauthausen ist das einzige KZ mit der Lagerstufe III.

Einer jener über 80000 Häftlinge, die im Frühjahr 1945 zwischen Hoffnung

auf baldige Befreiung und Angst vor der Hinrichtung im letzten Augenblick schwanken, ist Edmund Richard Stantke. Der ehemalige Kaufmann aus Kassel - „Größe 1,61, blaue Augen, Gestalt: mittel, Stirn hoch“, wie es in den Akten steht - wird in jenen Frühlingstagen 47 Jahre alt. Fast ein Viertel seines Lebens hat er bereits in den Gefängnissen und Lagern des NS-Regimes verbracht.

Stantke wird am 15. August 1934 in Berlin zu fünfthalb Jahren Zuchthaus verurteilt. Warum, das ist heute nicht mehr eindeutig nachweisbar. Die Kartekarte aus einem Lager hat die Wirren der Zeiten überstanden. Auf ihr ist als Grund der Verurteilung genannt: „Diebstahl im Rückfall, Betrug“. Zudem habe der Verurteilte bereits insgesamt drei Jahre Haft an Vorstrafen gehabt. (Er müsste demnach bereits zu Zeiten der Weimarer Republik mit dem Gesetz in Konflikt gekommen sein.) Stantke selbst wird allerdings später angeben, er sei Mitglied in der radikal-pazifistischen „Liga für Menschenrechte“ gewesen und deshalb in die Fänge der NS-Justiz geraten.

Wie auch immer: Stantke verbüßt einige Jahre Haft. Doch bevor er seine Strafe abgesessen hat, wird er, wohl noch 1940, für unbegrenzte Zeit ins KZ Mauthausen verlegt.

Konzentrationslager: Das gleicht, und das weiß jeder Mensch im Reich, einer Hinrichtung auf Raten.

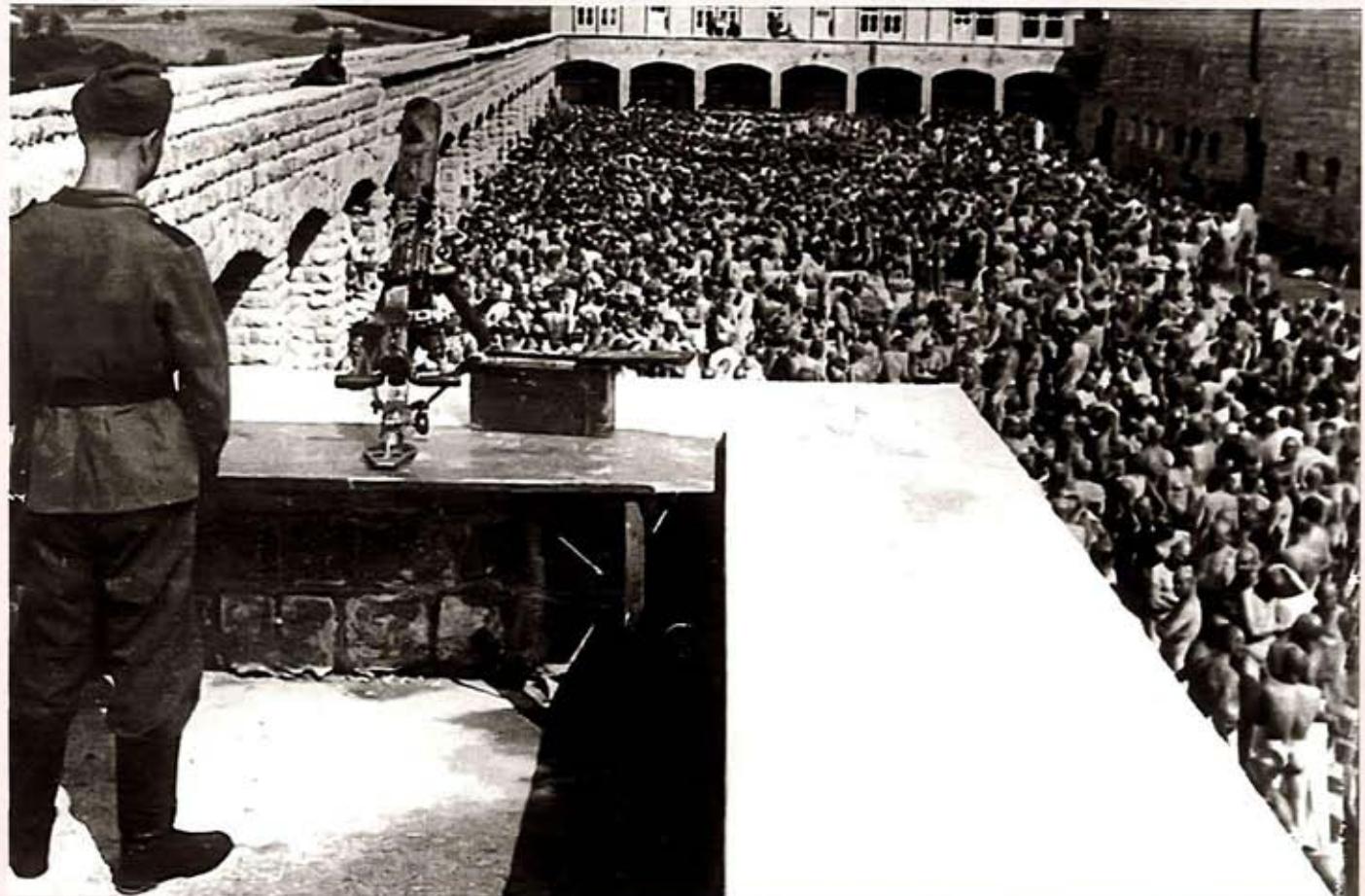
SEIT IM MÄRZ 1933 in der stillgelegten Munitionsfabrik bei Dachau die ersten „Schutzhäftlinge“ interniert wurden, stehen die Konzentrationslager im Mittelpunkt des nationalsozialistischen Terrors. Ausnahmslos gehören sie zum Imperium der SS, die das System der Lager von 1934 an perfektioniert und planmäßig ausbaut.

Jahr für Jahr entstehen neue Lager. 1936 Sachsenhausen, 1937 Buchenwald, 1938 Flossenbürg. Bald gibt es überall im Reich und nach Kriegsbeginn auch in den besetzten Ländern Konzentrations-



Nach der Ankunft in Mauthausen müssen die Häftlinge ihre Zivilkleidung ablegen - und auch ihren Namen. Mit der Eintragung in die Lagerlisten endet die Einweisung. Fortan dürfen die Gefangenen ihren Namen nicht mehr nennen, nur noch ihre Nummer

Im Sommer 1941 lässt die SS unter dem Vorwand einer Typhusinfektion 6000 Insassen nackt antreten. Es ist eine von vielen Schikanen - wie auch die stundenlangen Zählappelle im Freien, bei denen geschwächte Gefangene durch Hitze oder Kälte sterben



lagen. Während des Krieges steigt ihre Zahl auf 25 so genannte Stammlager und insgesamt etwa 1200 Nebenlager, die von den Stammlagern aus verwaltet werden. Ihre Namen lesen sich wie ein Ortsverzeichnis halb Europas. Manchmal sind die KZ-Dependancen an Ortsrändern untergebracht, manchmal in Städten. Auf Fabrikhöfen, in alten Schulen, auf dem Gelände der Reichsbahn, entlang belebter Straßen.

So gut wie jeder Erwachsene im Deutschen Reich und im okkupierten Europa weiß, was ein KZ ist und was es bedeutet, „abgeholt“ zu werden. Und dass vor einer Denunziation bei der Gestapo, der Geheimen Staatspolizei, so gut wie niemand sicher ist. Denn genau das beabsichtigen die Nationalsozialisten mit den Lagern: die Einschüchterung der Bevölkerung und die Verbreitung von Angst und Schrecken.

Nach und nach verwandeln sich die Konzentrationslager in ein Universum des Terrors: Zwischen 1933 und 1945 werden etwa zwei Millionen Menschen hinter Stacheldraht und Wachtürmen gefangen gehalten. Die Hälfte von ihnen überlebt diese Haft nicht. Für noch viel mehr Opfer - mehrere Millionen, unter ihnen 5,6 Millionen Juden - sind die KZ nichts anderes als durchindustrialisierte Hinrichtungsstätten. Die dorthin Deportierten werden, oft noch innerhalb der ersten Stunde ihrer Ankunft im Lager, in den Todesfabriken von Auschwitz-Birkenau, von Treblinka und Sobibor, von Chelmo, Belzec oder Majdanek ermordet.

Die Lager sind Instrumente der Macht, der absoluten Macht und der Vernichtung von „Asozialen“ und „Volksschädlingen“, von „rassisch Unerwünschten“ und „Politischen“.

In den Konzentrationslagern geht es um die physische Vernichtung durch Hunger und Gewalt. Und durch Arbeit. So ist auch das KZ Mauthausen mit seinen Steinbrüchen und Rüstungsbetrieben eine Kolonie des Todes. Und für viele der Gefangenen gibt es nur einen Weg nach draußen: den Kamin des Krematoriums.

Am 8. August 1938, gut drei Monate nach der Pacht der Steinbrüche von der





Dass Morde von der SS regelrecht inszeniert werden, ist die Ausnahme: Eines der Häftlingsorchester von Mauthausen begleitet den zum Tode Verurteilten Hans Bonarewitz zu seiner Hinrichtung. Im Juni 1942 war der Österreicher, in einer Kiste versteckt, dem Lager entkommen. Doch die SS hat ihn bald wieder gefasst - und will mit seiner Exekution andere Fluchtwillige abschrecken

Stadt Wien durch die SS, treffen die ersten 300 Häftlinge in Mauthausen ein. Aus Dachau und mit 80 Aufsehern, allesamt vom Totenkopf verband der SS. Nach dem Modell von Dachau, dem Vorbild aller nationalsozialistischen Konzentrationslager, beginnen die 300 Deutschen und Österreicher mit dem Aufbau des KZ. Und das bedeutet: Sie müssen sich selbst einmauern auf dem Hügel. Mit dem Granit, den sie brechen.

Ende 1938 meldet Mauthausen 994 Gefangene. Mit Kriegsbeginn steigt die Zahl der Häftlinge. 1940 sind es 8200, ein Jahr später schon 15 900.

Im Lauf der Zeit entstehen mehr als 40 Nebenlager. Das größte und wichtigste, Gusen, ist nicht einmal fünf Kilometer entfernt und ebenfalls bei einem Steinbruch gelegen. Doch das Lagersystem von Mauthausen erstreckt sich von Salzburg im Westen bis nach Wien im Osten, von Passau im Norden bis in den Bezirk Klagenfurt im Süden. Überall dort, wo Bedarf an billigen Arbeitskräften besteht, werden Dependancen eröffnet. Für SS-Firmen, für staatliche Rüstungsbetriebe, für private Unternehmer. Zum Kraft-

werkbau. Zur Panzerfertigung. Zum Brotbacken. In den Außenlagern Gusen, Ebensee und Melk müssen die Häftlinge lange Stollen in den Fels graben, unterirdische Produktionsstätten für die Wunderwaffen Hitlers. Im März 1945 verzeichnen die Listen von Mauthausen und seinen Außenabteilungen 84472 männliche und 1043 weibliche Gefangene.

Das Hauptlager formt ein Rechteck auf der Bergkuppe, zweieinhalf Hektar groß. Mauern und Stacheldraht, geladen mit Starkstrom, schließen es mit seinen bis zu 20000 Häftlingen hermetisch ein. Es gibt einen Torbau, Wachtürme und dahinter den Appellplatz, schnurgerade Straßen und zunächst fünf Reihen zu je fünf Baracken, jede 52,60 Meter lang und 8,20 Meter breit.

Jede der Baracken ist in zwei Stuben aufgeteilt, dazwischen ein Klosett und ein Waschraum. Zwei Personen teilen sich eine Schlafstelle in den hölzernen Stockbetten. Täglich müssen die Häftlinge Fußböden und Wände polieren. Bis Herbst 1944 herrscht im ganzen Lager peinlichste Sauberkeit, und manche Baracke lässt die SS mit einem Blumenbeet

umgeben, während Schilder versprechen: „Es gibt einen Weg in die Freiheit. Seine Meilensteine heißen Gehorsam, Fleiß, Ordnung, Sauberkeit, Ehrlichkeit, Opfermut und Liebe zum Vaterland.“

Aus der Feme gleicht das KZ mit seinem Torbau und den Granitmauern einer Burg. An drei Seiten fällt die Bergkuppe sanft ab. Im Nordwesten aber und ein Stück vor dem Haupttor klafft ein gewaltiges und tiefes Loch: einer der beiden Steinbrüche. Die Schlucht des Todes.

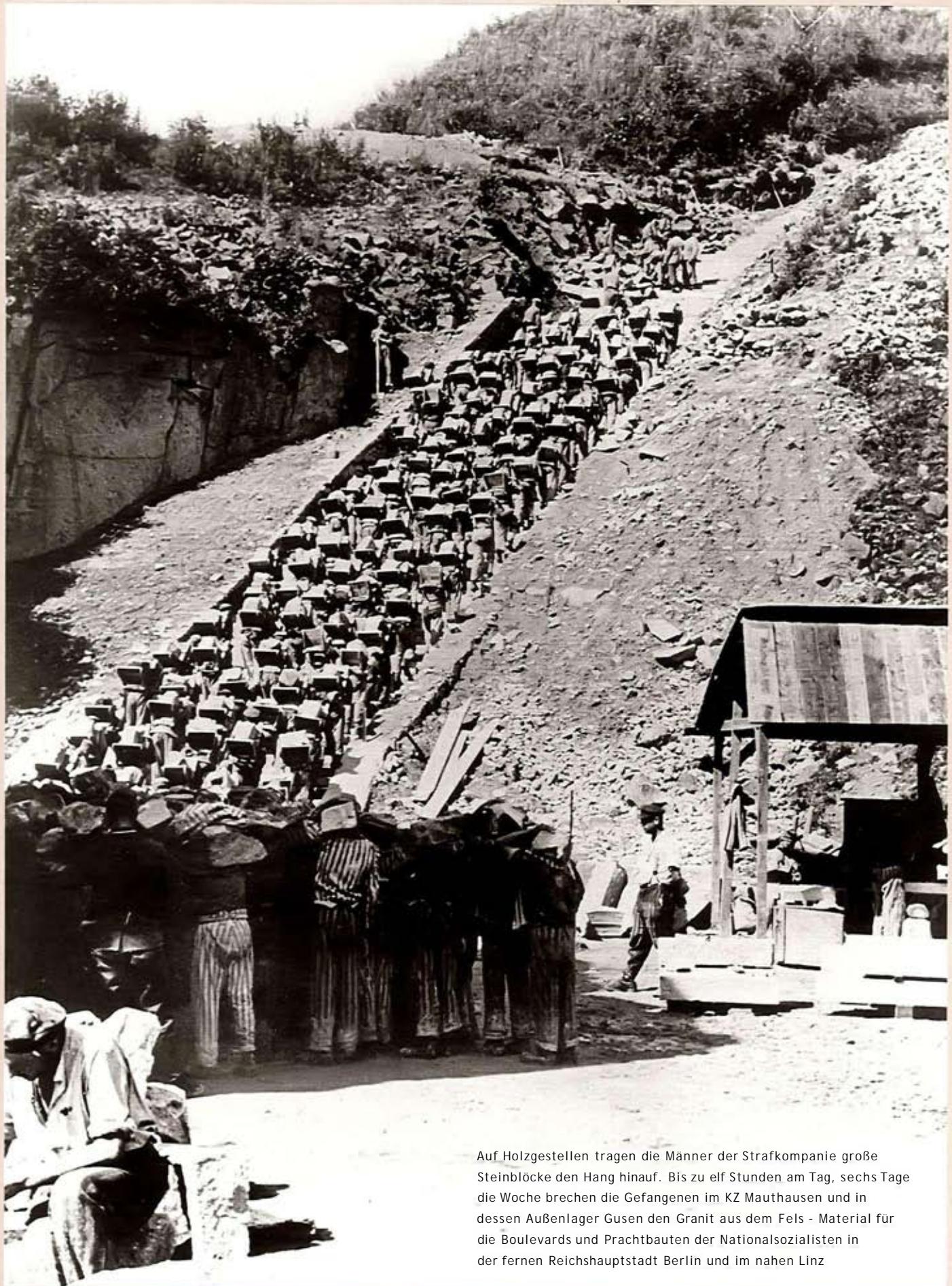
Im KZ Mauthausen gibt es die Großküche, die Wäscherei, das Krankenrevier, die Desinfektionsbaracke, das Gefängnis, das Quarantänelager, mehrere Lagerbordelle. Und ein Krematorium, ganz in der Nähe der Gaskammer und der „Genickschussecke“ - eines Kellerverlieses, in dem Häftlinge einzeln exekutiert werden.

Die Transportwege der Toten ins Feuer der Öfen von Mauthausen sind kurz: Wird ein Gefangener die Treppe zur „Genickschussecke“ hinuntergeführt, ermordet und anschließend von anderen Häftlingen zum Leichenraum getragen, so dauert dies kaum zwei Minuten. Mauthausen ist nicht nur eine Hölle des Massenmordes, sondern auch der Zweckmäßigkeit. Nur noch übertroffen von den Todesfabriken in Polen. Dort lässt die SS stets nur so viele Insassen am Leben, wie für den stockungsfreien Lauf der Tötungsmaschinerie notwendig sind. Dort werden die zumeist jüdischen Gefangenen mit industrieller Effizienz vernichtet: durchorganisiert, arbeitsteilig, zeitsparend. Von der Selektion bis zur Verbrennung. Und dort werden das Haar und die Goldzähne der Opfer verwertet, so als seien sie nichts als Rohstoffe. Auch aus Mauthausen werden 24,5 Kilogramm Zahngold an das Wirtschaftsverwaltungshauptamt geschickt.

Wie die meisten KZ-Häftlinge tragen die Insassen der österreichischen Lager ihre Nummer auf einer Blechmarke am Handgelenk oder um den Hals, dazu links auf der Jacke und rechts auf dem Hosenbein. Ein farbiges Dreieck zeigt an, weshalb sie hier sind. Rot für politische Gefangene, Grün für Kriminelle, Schwarz für Sinti, Roma und „Asoziale“. Violett für Zeugen Jehovas, Rosa für Ho-



Viele Frauen und Kinder kommen erst in den letzten Kriegswochen nach Mauthausen. Sie gehören zu den 20 000 Juden, die aus Ungarn gen Westen getrieben worden sind



Auf Holzgestellen tragen die Männer der Strafkompanie große Steinblöcke den Hang hinauf. Bis zu elf Stunden am Tag, sechs Tage die Woche brechen die Gefangenen im KZ Mauthausen und in dessen Außenlager Gusen den Granit aus dem Fels - Material für die Boulevards und Prachtbauten der Nationalsozialisten in der fernen Reichshauptstadt Berlin und im nahen Linz

mosexuelle, Gelb für Juden. Im Dreieck von Ausländern verrät ein Buchstabe die Herkunft. Das „JP“ zum Beispiel steht für Polen, das „S“ für Spanien und das „T“ für Tschechoslowakei.

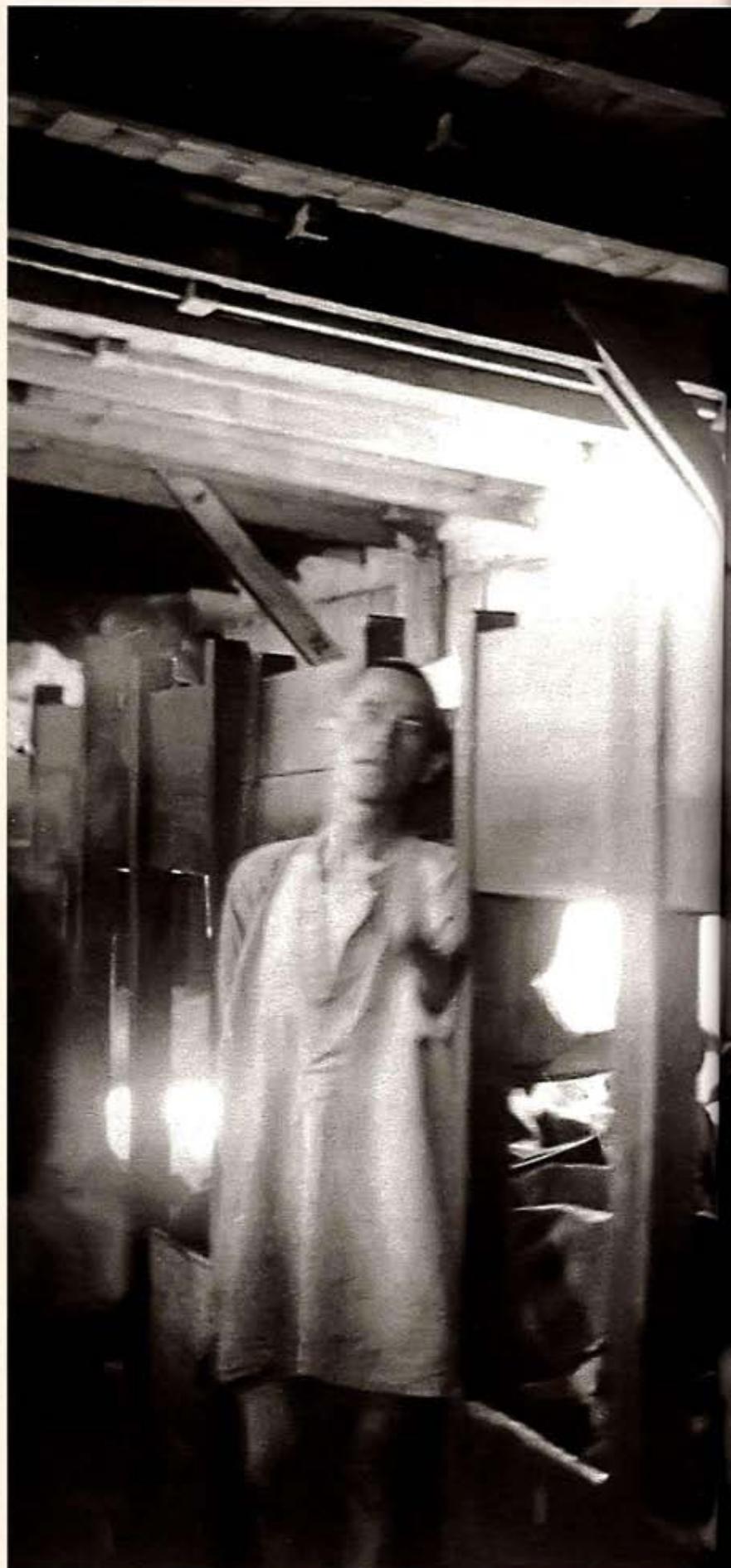
Edmund Richard Stantke, der Kaufmann aus Kassel, erhält bei seiner Einweisung die Nummer 2784 und das grüne Dreieck der Kriminellen. In den Listen der SS wird er als „B Ver“ geführt, im Lagerjargon stehen die Buchstaben für „Berufsverbrecher“.

In Mauthausen, wo auch Sowjetrussen, Ungarn, Franzosen, Dänen, Balten, Holländer, Italiener, Jugoslawen, Türken und sogar einige Ägypter, Inder und Chinesen eingesperrt sind, sieht man viele Buchstaben. Angehörige der Strafkompanie erkennt man am schwarzen Punkt, Fluchtverdächtige an den rot-weißen Zielscheiben auf dem Rücken und auf der Brust.

So ist dem Häftling das Schicksal, das ihn erwartet, buchstäblich auf den Leib genäht. Denn das Dreieck signalisiert den Wert, den die SS seinem Leben gibt. Und auch in Mauthausen entscheidet vor allem die Farbe darüber, wie viel ein Gefangener essen darf, ob er in den Werkstätten des Lagers arbeitet oder im Steinbruch zu Tode geschunden wird, ob er zum „Bindenträger“ bestimmt wird oder zum „Fallschirmspringer“.

Gewöhnliche Kriminelle und politische Häftlinge haben beispielsweise noch die besten Chancen, einer etwas weniger gefährlichen Arbeit zugewiesen zu werden, etwa der auf einer Schreibstube. Homosexuelle, Zeugen Jehovas (die von der SS „Bibelforscher“ genannt werden) Sinti oder sowjetische Gefangene dagegen erwarten die mörderische Schuftelei im Steinbruch. Am Ende der fürchterlichen nationalsozialistischen Wertskala stehen die Gelben, die Parias des KZ.

Die Zwangsarbeit, die Gewalt und das Morden organisiert die SS, der Motor des NS-Terrors unter der Führung von Heinrich Himmler. Aus der einstigen Schutzstaffel für Parteigrößen ist längst eine der einflussreichsten Organisationen der Nationalsozialisten geworden, und im SS-Freundeskreis finden sich die



Die Häftlinge in den Baracken von Mauthausen und seinen Außenlagern gleichen Anfang Mai 1945 Todgeweihten. Als die Amerikaner am 5. Mai dort eintreffen, finden sie zudem Tausende unbeerdigter Leichen vor. Bis zuletzt hat die SS weitergemordet, doch das Krematorium hat sie nur noch genutzt, um Todeslisten und belastende Akten zu vernichten



In Mauthausen und anderen KZ sind Häftlinge Sklaven der Wirtschaft oder der »Forschung«: so auch in der Chemiefabrik bei Auschwitz. Eigentümer ist der Konzern IG Farbenindustrie AG, der auch das werkseigene KZ Monowitz betreibt. Das Unternehmen profitiert von den billigen Zwangsarbeitern, die es ohne Rücksicht ausbeutet. Kaum einer der dort schuftenden Insassen überlebt länger als einige Monate



Wunden bedecken die Körper dieser Kinder. Sie gehören wahrscheinlich zu einer »Versuchsreihe« des SS-Arztes Josef Mengele in Auschwitz-Birkenau. Wer diese Tortur überlebt, wird durch eine Giftinjektion oder in der Gaskammer getötet. Etwa 350 Mediziner sind an solchen Versuchen und der Ermordung von Patienten beteiligt, doch nur 23 werden 1946 in Nürnberg angeklagt



Die erste Gaskammer im Stammlager von Auschwitz errichtet die SS im Herbst 1941. Bis zum Kriegsende werden dort und in den anderen fünf polnischen Vernichtungslagern etwa 2,7 Millionen Juden mit dem Schädlingsbekämpfungs-mittel Zyklon-B vergast - davon allein eine Million in Auschwitz-Birkenau





Vorstandsmitglieder der meisten größeren Industriebetriebe und Banken. Die Wachmannschaften der Lager gehören zur Abteilung der Waffen-SS, und nicht nur der Aufbau, auch das Verwaltungsschema der Lager ist überall gleich: An der Spitze steht die Kommandantur. Ihr unterstehen die politische Abteilung für die Personalangelegenheiten der Häftlinge; die Schutzhaftlagerführung für Verwaltung und Bewachung; die Verwaltung für wirtschaftliche Belange; und der SS-Standortarzt für das Sanitätswesen.

Zeitweise sind mehr als 5500 SS-Männer in Mauthausen und seinen Dependance stationiert. Ein Teil von ihnen lebt auf dem Areal vor dem Haupttor des Stammlagers, in einer eigenen Siedlung mit Lazarett, mit Sportplatz, Kino und Kasino. Kommandant von Mauthausen ist der SS-Standartenführer Franz Ziereis, Jahrgang 1905, ein gelernter Kaufmann aus München. Er ist ein fanatischer Nationalsozialist und Rassist. 1924 hat er sich als Soldat für zwölf Dienstjahre verpflichtet. Danach trat er der SS bei. Seit Februar 1939 ist er Kommandant von Mauthausen.

Seine Männer von der Lager-SS aber sind alles andere als eine verschworene, nationalsozialistische Elite. Es gibt beflissene Befehlsempfänger unter ihnen, Karrieristen, Bestechliche und solche, die allemal lieber im KZ dienen als an der Front.

Es gibt Technokraten, die sich mit dem effizienten Töten von Menschen befassen, und Pragmatiker, die ans Geldverdienen denken. Und es gibt Sadisten, die Lust empfinden beim Quälen. Etwa jener SS-Aufseher, der Brotstücke unter die Häftlinge wirft, um die erbitterten Kämpfe der Verhungerten zu verfolgen.

Wie in jedem Konzentrationslager gibt auch die SS von Mauthausen einen Teil ihres täglichen Dienstes an „Bindenträger“ ab. Das sind Gefangene, die den Alltagsbetrieb im Lager und bei der Arbeit aufrechterhalten: Kapos, Block- und Stubenälteste, Schreiber und Rapportführer.

Diese „Funktionshäftlinge“ - deutsche und österreichische Kriminelle mit dem grünen Dreieck zumeist - haben das Recht zum Prügeln und auch zum Töten. Sie halten Wache in den Steinbrüchen und bei den Zählappellen. Sie arbeiten als Häftlingsärzte und Pfleger im Krankenrevier. Als Bedienungspersonal der SS. Ihnen unterstehen die Werkstätten, die Magazine, die Wäschereien, die Apotheken und die Küchen. Sie haben Macht und Zugang zu Nahrung und Kleidung. Einige von ihnen halten sich jugendliche Gefangene. Als Sexsklaven. An andere gibt die SS Berechtigungsscheine für die Lagerbordelle aus, wo seit Sommer 1942 deutsche und polnische Frauen als Zwangsprostituierte arbeiten.

Dafür hat ihnen die SS die baldige Freilassung versprochen. Eine Lüge, wie sich herausstellt.

Die Bindenträger leben in einer bizarre Welt, irgendwo zwischen SS und Häftlingen. Und manche pflegen inmitten der Verhungernden und Sterbenden einen grotesken Lebensstil. Wie Josef Leitzinger.

Der Schreiber des Stammlagers von Mauthausen ist ein wegen Hochstapelei verurteilter „Grüner“ aus Wien. Jahrelang erhält er die gleiche Kost wie die SS-Männer und sogar Alkohol. Täglich lässt er sich rasieren, jeden Sonntag die Haare schneiden. Er trägt maßgeschneiderte Hosen, uniformartige Sakkos, dazu weiße Handschuhe. Edmund Richard Stantke und seine Mithäftlinge haben Leitzinger einen Titel verliehen: „Kaiser von Mauthausen“.

Und gleich einer surrealistischen Erscheinung stolziert der „Kaiser“ auch durch das Elend. Leitzinger hat Macht. Eine furchtbare Macht. Denn er stellt täglich die Arbeitskommandos zusammen. Wer ihm nicht passt, verschwindet. Einfach so.

Leitzinger lässt Häftlinge über den Boden kriechen, manche prügelt er tot. Brutalität gegenüber den Mitgefangenen zahlt sich aus für die Bindenträger. Doch sie bleiben Häftlinge. Auch sie können jederzeit ermordet werden. Und so herr-

Während des Krieges steigt die Zahl der Konzentrationslager auf 25 Haupt- und rund 1200 Nebenlager. Das KZ-Imperium der Nationalsozialisten reicht von den Niederlanden bis zur sowjetischen Grenze und von der Ostsee bis nach Österreich. Etwa zwei Millionen Menschen sind dort inhaftiert, die Großghettos und Vernichtungslager nicht mitgerechnet

sehen Unsicherheit und Misstrauen in den Baracken.

Mit dieser Strategie will die SS verhindern, dass sich im Lager Häftlinge heimlich zum Widerstand organisieren. Niemand kann sich unter den Augen der Kapos den Zählappellen entziehen. Denn im Gegensatz zur SS sind sie permanent und in jedem Winkel des KZ anwesend.

Gezählt werden die Gefangenen im KZ Mauthausen immerfort. Manchmal stundenlang. Besonders an frostkalten und windigen Wintertagen, denn dann erfrieren die Unterernährten, die Ausgemergelten und oft Barfüßigen in ihren dünnen Lumpen zu Dutzenden. So nutzt die SS selbst alltägliche Prozeduren zum Morden.

Es wird gezählt beim Appell im Morgengrauen, beim Appell am Mittag, beim Appell am Abend. Jede Nummer wird aufgerufen. Dann zählen die Kapos der Häftlingsbaracken durch, melden den Blockführern den Häftlingsstand, die SS-Männer zählen nach, und die Rapportführer vergleichen das Ergebnis mit ihren Listen. Damit das Resultat stimmt, müssen die Sterbenden auf der Krankenstation und die Toten des Tages mitgerechnet werden.

Die Buchhaltung des Terrors ist perfekt.

Im Stammlager von Mauthausen sterben die Menschen vor allem im Steinbruch. Tausende von Häftlingen schlagen hier über sechs Jahre lang Granitblöcke aus dem Fels, tragen sie auf den Schultern und im Laufschritt über Treppen den Hang hinauf zur Verladestation, angetrieben von den Stöcken, den Prügeln und den Peitschen der Kapos. Elf Stunden am Tag im Sommer, acht bis neun Stunden im Winter.

Oft muss der „Grüne“ Stantke zusehen, wie die SS-Wachen insbesondere Juden die geschulterten Blöcke auf der letzten Treppenstufe abnehmen - und wieder in den Steinbruch hinunterwerfen. Anderen laden die Kapos zentnerschwere Quader auf den Rücken. Brechen die Gefangenen zusammen, werden sie mit kaltem Wasser übergossen.





Die meisten Lager werden früher als Mauthausen befreit. Am Tor des KZ Dachau etwa erwarten Häftlinge Ende April 1945 amerikanische Soldaten. Das zynische Versprechen »Arbeit macht frei«, das in großen Lettern nicht nur hier, sondern auch an der Einfahrt zum Stammlager von Auschwitz prangt, haben die Nazis niemals eingelöst. Kein Insasse hat je aufgrund seiner Leistungen die Freiheit erlangt

sen. Und selbst wer eine Schicht überlebt, ist noch nicht gerettet. Nicht einmal für den Tag. Besonders nicht, wenn er ein „Gelber“ ist. Denn wenn es den Wachen gefällt, kommandieren sie Juden an den oberen Rand des Steinbruchs. „Fallschirmspringen“ nennt die SS den anschließenden Sturz in den Tod.

IM JANUAR 1945 aber kommt Unruhe in das KZ Mauthausen und seine Außenlager. Kommandant Ziereis muss Platz schaffen, viel Platz. Wegen der Neuankömmlinge.

Allein aus Auschwitz sind - kurz vor der Befreiung des Lagers durch die Rote Armee am 27. Januar - noch etwa 9000 Häftlinge nach Mauthausen deportiert worden. Und Tag für Tag treffen neue Häftlinge ein: aus Buchenwald, aus Ravensbrück, aus Sachsenhausen, aus Mittelbau-Dora. Aus Konzentrationslagern, die nach und nach aufgelöst werden, weil sich die Armeen der Alliierten unaufhaltsam nähern. Mauthausen aber liegt im toten Winkel zwischen amerikanischen und sowjetischen Truppen.

Zusätzlich treibt die SS Kolonnen von „Südostwallarbeitern“ aus Ungarn nach Mauthausen und von dort gleich weiter in das Außenlager Gunskirchen: Juden, die mit Schaufeln eine Barriere gegen die Rote Armee errichten sollen. Tausende, die nicht mehr weiterkönnen, werden am Wegrand erschossen. Es sind apokalyptische Szenen, die sich abspielen auf diesen Todesmärschen.

Manchmal müssen die Gefangenen requirierte Kühe schlachten. Dann essen sie gemeinsam mit ihren Aufsehern, die sogleich danach wieder Häftlinge am Straßenrand erschießen. Die Zahl der Opfer dieser Gewaltmärsche ist nicht bekannt. Doch man schätzt, dass im Frühjahr 1945 von den 20000 ungarischen Juden, die nach Mauthausen gehetzt werden, 8000 erschlagen oder erschossen werden oder an Hunger und Krankheit sterben.

Bald sind das KZ und seine Nebenlager hoffnungslos überfüllt. Niemand macht sich die Mühe, die Südostwallarbeiter überhaupt noch zu registrieren.

Es gibt so gut wie keine Lebensmittel mehr für die Gefangenen. Die Verhungerten verschlingen Laub, Gras, Papier, Stücke von Kohle, Erde, Sand. Und manche auch das Fleisch von Leichen. Nachts liegen die Menschen dicht an dicht auf den Holzpirschens und auf dem Boden der Baracken, zusammengepresst bis zur Reglosigkeit.

Edmund Richard Stantke, der bereits 1940 in das Stammlager von Mauthausen verlegt wurde, ist zu diesem Zeitpunkt Häftling in der nahen Dependance Gusen. Dort bauen die Gefangenen kilometerlange Stollen für die Rüstungsindustrie. Stantke aber kommt an einen Arbeitsplatz in der Küche. Durch Beziehungen. Er ist einer der wenigen, die nicht so sehr Hunger leiden.

Irgendwann im April rücken auch die Arbeitskommandos nicht mehr aus zu den Steinbrüchen. So wie sonst nur in den Zeiten der Ruhr oder des Flecktyphus, wenn die SS das ganze Lager abriegelte und einfach wartete, bis die Seuche abklang und die Toten verbrannt waren.

Nun hocken viele der Häftlinge einfach auf dem Boden ihrer Baracken. Halbverhungert und entkräftet. Und sie warten. Warten und warten. Auf die Amerikaner. Auf die Sowjetsoldaten. Oder auf den Tod. Und mancher mag denken: So ist das eben, wenn man das Pech hat, gleich auf zwei Befreier warten zu müssen. Am Ende kommen vielleicht sogar beide. Aber ein jeder zu spät.

Andere Gefangene sind hysterisch oder leiden an Halluzinationen, ausgelöst von Hungerpsychosen. Wieder andere sind völlig apathisch. Mauthausen hat ihre Körper zerstört, ihre Seelen, ihr Gedächtnis und ihre Identität, und manche haben sogar ihren Namen vergessen. Gruppenweise verharren sie in ihrer Lethargie vor dem Krankenrevier oder den Baracken.

Und warten auf den Gaswagen.

Zwei Lastwagen gehören zum KZ, beide pendeln die fünf Kilometer zwischen dem Hauptlager und Gusen. In das geschlossene Innere des einen werden Auspuffabgase geleitet, in das des anderen das Gift Zyklon B. Jeder Lastwagen fasst 30 Menschen.

Stundenlang kauern die Gefangenen vor den Baracken, bis auch sie an der Reihe sind, ermordet zu werden. Denn obwohl langsam alles aus den Fugen gerät in Mauthausen und das „Dritte Reich“ endgültig in Scherben fällt: Das Morden im KZ geht weiter. Kommandant Ziereis will Platz schaffen für immer neue Häftlinge. Oftmals sitzt er selbst am Steuer des Wagens, aus dessen Laderaum am Ende der Fahrt nur Leichen entladen werden.

Pausenlos sind die Gaskammern in Betrieb, pausenlos mordet das Exekutionskommando. Im Krankenrevier werden reihenweise Häftlinge von SS-Ärzten mit Benzininjektionen „abgespritzt“. Direkt ins Herz.

Nachts tauchen hoch auflodernde Flammen aus dem Kamin des Krematoriums den ganzen Hügel in ein gespenstisches Licht. Es stinkt nach verbranntem Fleisch, und die Aschehalden wachsen. Allein im April 1945 sterben auf der Kuppe über den Steinbrüchen und in den Nebenlagern von Mauthausen mehr als 11 000 Menschen. 500 Meter nördlich des Lagers wird ein Massengrab angelegt, obwohl mittlerweile drei Öfen ohne Unterlass brennen.

TAG FÜR TAG NIMMT das Chaos im Lager nun zu. Vermutungen, Parolen, widersprüchliche Befehle schwirren durch die Luft. Und ein wenig ist es wie in Jurek Beckers, Jakob der Lügner“.

Während der Jakob im Roman jedoch den Besitz eines Radiogeräts nur vortäuscht, um mit Lügen über die baldige Befreiung durch die Sowjets die Hoffnung der Menschen im Ghetto zu nähren, gibt es in Mauthausen und seinen Nebenlagern tatsächlich mehrere illegale Radioapparate. Und auch jene Häftlinge, die als Reinigungskräfte in der SS-Kommandantur, im Kasino und in den Wohnungen der SS-Aufseher putzen, können gelegentlich Nachrichten abhören.

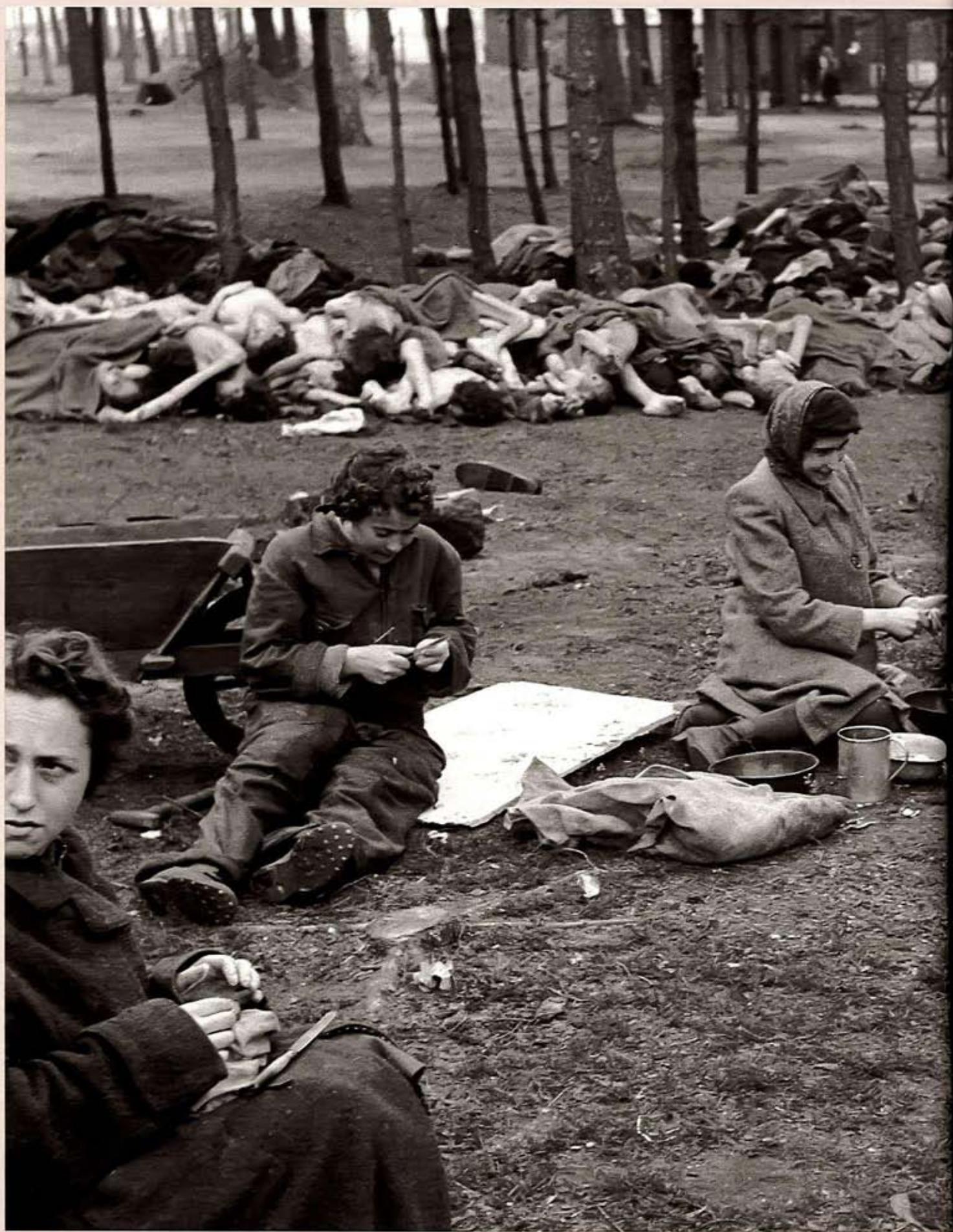
Sie flüstern ihr Wissen weiter. Denn seit 1943 gibt es, allem Terror der SS zum Trotz, konspirative Zirkel unter den Häftlingen: meist kleine Gruppen mit gleicher politischer Überzeugung oder gleicher Nationalität. So helfen einander



Zu den Wachen gehören auch Frauen: KZ-Aufseherinnen aus Bergen-Belsen werden im April 1945 verhaftet. Einige gelten als besonders grausam, etwa Irma Grese (2. v. r.). Sie wird zum Tode verurteilt. Herta Bothe (r.) dagegen erhält sechs Jahre Haft

Bürger von Ludwigslust betrachten am 6. Mai 1945 die Toten des KZ Wöbbelin. Besuche wie diese sind eine Erziehungsmaßnahme der Amerikaner. Viele Menschen, die in der Nähe der Lager lebten, ignorierten diese Anlagen - oder halfen der SS gar. Entflohen aufzuspüren







Am 15. April erreichen Briten Bergen-Belsen. Weil .
-Seuchengefahr besteht, evakuiieren sie die Häftlinge nur-
nach und nach. So warten noch am 18. April ehemalige ^
Gefangene neben den unbeerdigten Leichen von KZ-Opfern,
auf den Transport in ein Auffanglager der Alliierten

etwa die in Mauthausen eingespererten Spanier, die einst gegen Franco kämpften, nach dem Sieg der iberischen Faschisten nach Frankreich flohen und dort in die Fänge des NS-Regimes gerieten.

Deshalb sind die Männer im April 1945 weitgehend im Bild über den Frontverlauf. Sie wissen, dass „Onkel Josef“ - so nennen sie Stalins Rote Armee - bereits Ende März die österreichische Grenze überschritten und Mitte April Wien erobert hat. Sie wissen, dass die Amerikaner das KZ Buchenwald befreit haben. Und danach das Lager Ravensbrück. Sie wissen, dass sich die Sowjet-soldaten im Norden zum Sturmangriff auf Berlin rüsten und die Amerikaner irgendwo in Oberfranken nahe Bayreuth stehen. Und all das gibt Hoffnung.

Mit der Hoffnung jedoch wächst im April 1945 auch die Angst, die Todesangst, und sie erfasst ganz Mauthausen. Denn was werden der Fanatiker Ziereis und seine Männer von der Lager-SS nun tun?

Werden sie uns alle noch ermorden?, fragt sich Edmund Richard Stantke, der „Grüne“, der im Außenlager Gusen in der Küche arbeitet. Treiben sie uns vielleicht in die Stollen von Gusen, Melk oder Ebensee? Um dann die Eingänge zu sprengen und uns so lebendig zu begraben?

Gerüchte verbreiten sich. Und mehr noch als andere Gefangene beginnen die Kapos, die Hilfsaufseher, die Schreiber, sich jetzt Sorgen zu machen. Wird die SS sie liquidieren? Als Erste vielleicht sogar? Weil sie Geheimnisträger sind und zu viel wissen?

Immer haben die Häftlinge mit dem Tod gerechnet. Und manchmal auch gehofft auf ihn. Aber jetzt noch sterben? Jetzt, wo die Truppen der Amerikaner das Haupt- und die Nebenlager von Mauthausen jeden Tag. jede Stunde erreichen können. Erreichen müssen.

Im Hauptlager allerdings beobachten die Häftlinge nun seltsame Dinge. Am Abend des 19. April 1945 - am Vorabend des „Führergeburtstags“ - teilt Ziereis seinen engsten Mitarbeitern mit, dass er Häftlinge an die Amerikaner übergeben werde. Noch in dieser Nacht. Es ist Teil

jenes Menschenhandels, den Heinrich Himmler mit Vertretern des Roten Kreuzes abgeschlossen hat: Die SS gibt Häftlinge frei - im Gegenzug hoffen die Mörder, nach Kriegsende mit dem Leben davonzukommen (siehe Seite 30).

Und tatsächlich geschieht etwas für die Häftlinge schier Unglaubliches: Eine Kolonne von Lastwagen taucht in Mauthausen auf. Und es sind keine Exekutionskommandos der SS, die den Wagen entsteigen. Es sind Mitarbeiter des Internationalen Roten Kreuzes aus Genf. Mit ihnen verlassen 756 weibliche Häftlinge, Französinnen und Belgierinnen vor allem, das Lager in Richtung Schweiz.

In den Tagen nach dem Auftauchen der Genfer Delegation jedoch geht das Morden im KZ Mauthausen weiter. Einige SS-Männer töten vom 21. bis zum 25. April 1945 allein in der Gaskammer 650 Häftlinge.

Auch der Gusener SS-Arzt Dr. Hermann Richter führt seine grausamen Experimente fort. Er entnimmt Häftlingen Organe, um zu sehen, wie lange ein Mensch ohne Magen, ohne Leber, ohne Nieren überleben kann.

Andere SS-Männer scheinen mit einem Mal an das Danach zu denken und an die Folgen ihres Mordens. Wie wird etwa Dr. Herbert Ferdinand Heim den „Tischschmuck“ erklären, den er aus präparierten Totenschädeln gebastelt hat? Aus Schädeln von Häftlingen, die er nach seinen Versuchen an ihnen eigenhändig durch Injektionen ins Herz umgebracht hat. Wie werden sie alle sich rechtfertigen können?

Und so besorgen sie sich Zivilkleider, falsche Papiere und verabreden Fluchtwiege. Einige SS-Männer suchen gar den Kontakt zu den heimlichen Gruppen der Gefangenen, indem sie politische Häftlinge ansprechen.

Manche übergeben Pistolen, Patronen und Handgranaten. Zur Selbstverteidigung - falls Ziereis den Befehl zur Liquidierung des ganzen Lagers doch noch ausgeben sollte.

Auch Kommandant Franz Ziereis verhält sich jetzt seltsam. Demonstrativ zeigt er sich in Begleitung eines etwa zehnjährigen Jungen. Ziereis hat das Kind in einen Maßanzug gesteckt und ihm ein gewaltiges Modellflugzeug anfertigen lassen. Und so führt der SS-Lagerkommandant den kleinen Juden mit dem großen Flieger vor. Als könne er irgendjemanden mit diesen grotesken Auftritten täuschen.

Am 28. April werden noch einmal Häftlinge in der Gaskammer ermordet. 33 Österreicher, bekannte Antifaschisten allesamt.

Am 29. April lässt Ziereis die technischen Einrichtungen der Gaskammer von Häftlingen der Schlosserei abmontieren. Sie ist nun nichts als ein harmloses Duschbad. Am selben Tag erreichen US-Truppen das KZ Dachau.

Nun gehören die Gefangenen von Mauthausen zu den letzten KZ-Häftlingen, die noch auf ihre Befreiung warten.

Am 1. Mai wälzen sich die Panzerdivisionen des 12. US-Korps in breiter Front über die bayerisch-österreichische Grenze. Und aus dem Westen ist nun ein fernes Grollen zu hören, das unaufhaltsam, Tag für Tag, Stunde um Stunde näher rückt.

Immer noch zieht Rauch aus dem Kamin des Krematoriums. Dieses Mal aber riecht es nicht nach verkohltem Fleisch. Es ist Papier, das brennt, ein Berg aus Papier. Bis zum 2. Mai vernichten die SS-Männer der Kommandantur systematisch die Zugangsbücher des KZ, die Todeslisten, die Karteikarten - alles belastendes Material.

Doch sie wissen nicht, dass einige der in den konspirativen Gruppen organisierten Häftlinge längst damit begonnen haben, die Akten des Grauens heimlich aus den Schreibstuben zu entwenden, um sie irgendwo zu vergraben. Als Beweise für das, was in Mauthausen geschehen ist.

Als Zeugnisse für später.

In der Nacht vom 2. auf den 3. Mai, als am Horizont schon die Artilleriefeuer der

Front aufblitzen, verschwinden die ersten SS-Männer in Zivilkleidung aus dem Lager. Am Morgen des 3. Mai sind auch die letzten von ihnen fort. Franz Ziereis hat sich zusammen mit den höheren SS-Chargen abgesetzt. Statt der SS übernimmt nun eine Truppe der Wiener Feuerschutzpolizei unter dem Kommando eines Hauptmanns die Bewachung des Lagers. Die Zeit des Terrors ist vorbei.

Am 5. Mai 1945, einem sonnigen Frühlingstag, ist gegen zwölf Uhr in Mauthausen ein lautes Motorengeräusch zu hören. Und dann sind ein weißer PKW und zwei amerikanische Panzerspähwagen zu sehen. Das Konzentrationslager Mauthausen, das den Hügel über den Steinbrüchen an der Donau füllt, ist frei. Das Warten hat ein Ende.

„Hunderte und Hunderte“, berichtet ein Überlebender, „strömten in wilden Haufen zu den Fahrzeugen. Die meisten waren halb nackt, nur mit Lumpen bedeckt, manche ohne jede Bekleidung, halb verhungerte Geschöpfe, lebende Skelette. Es war, als hätte sich ein Massengrab geöffnet.“

Edmund Richard Stantke wird am späten Nachmittag im Nebenlager Gusen befreit. Hunderte von Häftlingen sind in die Lagerzäune geklettert, Hunderte auf die Dächer der Baracken. Keiner will die Ankunft der Amerikaner verpassen. Und dennoch, als ein Panzer die beiden Holztore niederreißt, können es viele der Gefangenen kaum glauben.

IN MAUTHAUSEN und seinen mehr als 40 Nebenlagern wurden insgesamt rund 200000 Menschen interniert. Etwa 100000 Häftlinge wurden ermordet oder sind durch Hunger, körperliche Erschöpfung und Seuchen umgekommen. Manche haben auch Selbstmord begangen, meist am Elektrozaun des Lagers. 1200 Häftlinge versuchten zu entkommen. Die Flucht aber ist nur wenigen gelungen. Die meisten wurden von der SS wieder eingefangen. Nicht zuletzt, weil ihr die Bevölkerung der umliegenden Orte dabei half.



Im Konzentrationslager teilt die SS aus ganz Europa verschleppte Juden in jene ein, die arbeiten müssen - und jene, die sofort ermordet werden

Ich bin im Gefängnis volljährig geworden. In Zelle 21, Gebäude C des Gefängnisses in Saint-Paul in Lyon, habe ich meinen 21. Geburtstag gefeiert. Am Tag darauf, dem 11. August, bin ich deportiert worden. Ich war jung, schön (zumindest in den Augen meiner Mutter), unerfahren in Liebesdingen, Idealist und gläubig.

Wenn ich an meine Ankunft zurückdenke, mit Laternen aus alten Reifen an den Füßen, schaudert es mich erneut. In Grenoble hatte ich einen Kerl ausfindig gemacht, der Sandalen aus alten Reifen schnitt, die erwerweiß woher hatte. Und in ihnen bin ich verhaftet worden.

Gestapo. Prügel. Badewanne. Aufenthalt in der zum Gefängnis umgewandelten Kaserne von Bonne, Überfahrung nach Lyon, Beginn der großen Reise. Und in Saint-Paul hat das Rote Kreuz mir eine Jacke gegeben. Schuhe? Kein Gedanke!

Auschwitz

1944 wird Joseph Bialot aus Frankreich nach Auschwitz deportiert. Erst 60 Jahre später findet er die Kraft, über jenen Ort zu schreiben, den er als einer von wenigen überlebt hat

Und an dem wunderbaren Tag der Aufnahme in Birkenau lässt mich eine meiner „Sandaletten“ im Stich. Jeder neue Häftling betritt das Lager nackt, nur mit dem Gürtel seiner Hose und seinen Schuhen. Sonst ist nichts erlaubt. Verstoßt man gegen diese Bestimmung, gibt es nur eine Strafe: den Tod. Aber ich bin nackter als die anderen, weil ich nichts mehr an den Füßen habe.

Schur. Kein Haar zu viel darf die deutsche Ordnung stören. Schädel, Achselhöhlen, Schamdreieck, nichts wird ausgelassen. Dusche.

Desinfektion der rasierten Regionen. Das Desinfektionsmittel brennt auf den Hoden. Aushändigung der Garderobe: der blauweiß gestreifte „Pyjama“ oder seine grauweiße Variante und die Mütze für den Kopf. Ich erhielt obendrein noch ein prächtiges Paar Schuhe aus Leinen mit Holzsohlen. Aber der sympathische Pole. Häftling auch er, der mir meine Schuhe in die Fresse schleudert, ist schlecht gelaunt und gibt mir – „Schnell! Schnell!“ – keine Schnürsenkel.

Von Birkenau nach Auschwitz sind es ungefähr drei Kilometer. Bei jedem Schritt

knicke ich um. In Fünferreihen marschieren die Kameraden des Zugs auf ein Lager aus roten Ziegeln zu. Und ich habe einen blutigen Fuß.

Stammlager

Ich trage endlich Schuhe mit Schnürsenkeln. Aber die Holzsohlen peinigen mich. Ich sehe einen Lastwagen im Schritttempo über die Hauptstraße des Lagers fahren, gerammelt voll mit Schuhen aus den Lagerbeständen. Den Schuhen der Toten.

Ich bin in Auschwitz. Ich weiß es, ja, aber ich habe es nicht bis in die letzte Konsequenz verstanden. Man tritt nicht aus dem Leben eines Durchschnittsmenschen heraus, um ohne eine Anpassungszeit lebendig und wach in einen Albtraum einzutauen.

Und die Gleichung ist simpel: sich anpassen oder sterben. Eine andere Lösung gibt es nicht.

Ein Tag im September

Über Hunderte von Metern, bis zur Linie der Wachtürme, wälzt sich die Baustelle im Staub. Es ist heiß. Die Sommersonne brennt unbarmherzig.

Ein Teil der Männer hackt die braune Erde mit Spitzhaken auf, andere schaufeln das Geröll weg, die Kapos schlendern umher, den Schlagstock in der Hand. Die Wachen träumen von ihrem letzten Urlaub in Paris oder Amsterdam, als das Leben süß war, und trösten sich mit dem Gedanken, dass sie Übermenschen sind. Und das stimmt, da der „Führer“ es gesagt hat.

Plötzlich brüllt der Posten ohne sichtlichen Grund. Der Mörder (*ein SS-Mann; die Red.*) verlässt sein Schilfhäuschen und beginnt ein Verhör, von dem Samy nichts versteht. Er spricht kein Deutsch. Die Sprache Goethes ist ihm herzlich

gehört. Auch die Schaufeln stehen still.

„Halt deine Hände ruhig“, flüstert ihm einer zu, der unmittelbar in seiner Nähe steht. Ein anderer wiederholt es, ein Zweiter, dann ein Dritter nehmen es auf. Ein Kirchengebet, der Gesang eines Psalmisten, ein Insektenflug: „Halt deine Hände ruhig! Halt deine Hände ruhig!“ Der Pyjama hört nicht mehr, versteht nicht mehr, selbst das Französische ist weg durch die Panik. Und der SS-Mann drischt wieder los. Brutales Einschlagen auf einen Sandsack. Linke ... Rechte ... die Fäuste schließen sich, treffen unter die Gürtellinie. Samys Panik nimmt ozeanische Dimensionen an. Er macht eine Angriffsbewegung. Der Soldat weicht einen Schritt zurück. Das in Anschlag gebrachte Gewehr gleicht plötzlich einer riesigen Faust, rechte Wange ... linke Wange ... Und es knallt.

„Wo kommst du denn her? Bist du jetzt auch ein Pipel geworden?“

Ich zucke die Achseln. Der Pipel ist im Lagerjargon ein Sexobjekt und Lakai eines hohen Tiers. Hier kommen die Schergen der SS in diesen „Genuss“. Es handelt sich um nichts anderes, als auf den Strich zu gehen, um am Leben zu bleiben. Seit damals glaube ich, dass derjenige, der sich verkauft, um zu leben, ehrenhaft handelt.

Ein Pipel zu sein ist weniger traumatisch als das Leben, dass die Jungs in der „Maurerschule“ führen. Eine Gruppe frühzeitig verwäister Jugendlicher, die eines Tages von ihrer Familie getrennt worden sind, welche seitdem nicht mehr existiert. Kinder, die aus der Wohlbehütetheit des Familienlebens im Schtetl herausgerissen und in einen brodelnden Kessel geworfen wurden. Schläge, Vergewaltigungen, das Fehlen von Orientierungspunkten werden die Kriterien für ihre Erziehung sein. Sie dienen nur dazu, die Fantasien gewisser Kapos zu befriedigen.

Ich bin ihnen begegnet, und ich habe niemals ihren Blick wilder Tiere vergessen.

Nein, sie waren nicht einmal mehr wilde Tiere. Diese jungen Burschen bestanden nur noch aus Reflexen; sie waren vollständig zerstört worden durch das, was sie in drei Jahren Lager gesehen und erlebt hatten.

Weihnachten

Die Nazis, die voller Widersprüche stecken, haben einen riesigen Weihnachtsbaum auf dem Appellplatz aufgestellt. Es spielt keine

Rolle, dass die christliche Welt die Geburt eines Juden feiert, der den gutwilligen Menschen den Frieden auf Erden gewünscht hat, und dass seine Nachkommen hier brennen. Weihnachten ist Weihnachten.

Ich schleiche um die Küche herum. Ein Wunder! Ich entdecke eine Rübe. Ich hebe das rötliche und gefrorene Ding auf und verschlinge es auf der Stelle. Köstlich! In der Nacht Koliken. Eine Rübe ist etwas Gutes, aber sie kann einen auch umbringen. Und am 28. Dezember halte ich es nicht mehr aus und gehe in den KB (Krankenbau; die Red.).

Ich bin nackt. Ein Krankenpfleger schreibt mit einem Tintenstift meine Kennnummer in riesigen Ziffern auf meine Brust. Ich bin wirklich zu einem Tier geworden. Ein paar erklärende Worte des Kollegen Häftling zu seinem SS-Kollegen, und das Urteil steht fest: „Einweisung in Block 19, in die Durchfallstation“. Abteilung Ruhr, Koliken und Dünnschiss aller Art.

Die Abteilung Dünnpfiff-Scheiße-und-Leichen mit ihren dreistöckigen Pritschen beruht auf dem immer gleichen Prinzip. Diejenigen, deren Zustand sich bessert, schlafen oben. Die Mitte ist den Häftlingen zugeteilt, die dem Tod von der Schippe gesprungen sind. Unten: die Sterbenden, diejenigen die nicht mehr aufstehen können und ihren Darm ins Bett entleeren. Die Männer entleeren sich in rasender Geschwindigkeit, verflüssigen sich, sterben.

I.Januar 1945

Ein paar Burschen schütteln sich die Hände. Ich habe

Die Kapos holen sich junge Männer ins Bett

egal. Man hat ihm nicht beigebracht, dass sie unentbehrlich ist, wenn man in den Lagern überleben will.

Der SS-Mann spricht. Samy bleibt stumm. Und die Hände, die Fäuste, die Füße dreschen auf ihn ein. Der Häftling schützt sich, indem er sein Gesicht, seinen Kopf, seinen Bauch bedeckt. Er ballt die Fäuste. Und der andere brüllt: „Halte deine Hände ruhig!“ Samy versteht kein Wort, kein einziges. Die Sträflinge um ihn herum haben mit dem Hacken auf-

Ein nasser Fleck breitet sich auf der schmutzigen Häftlingskluft aus, eine rote Rinne zieht ihre Bahn auf dem abgewetzten Stoff.

Ja, Deutschkenntnisse sind lebenswichtig.

Block 8

Jacques, mein Schlafgenosse (das war noch eine glückliche Zeit, als die für eine Person gedachten Pritschen nur zwei „Gäste“ aufnehmen mussten, die Kopf an Fuß schliefen - es gab eine Zeit, da man zu viert auf derselben Matratze „schlief“), schaut mich verblüfft an.

keine Erinnerung an Glückwünsche. Jemandem im Lagerein gutes neues Jahr zu wünschen grenzt an Provokation. Oder wenn schon, dann auf eine ganz neue Art, da der Zynismus noch immer ein Mittel ist, sich zu schützen, etwa so: „Ein gutes neues Jahr, gutes Scheißen, krepier schnell, dann stinkst du weniger.“

Ich begegnete hier den bleichen Männern, aus denen

Russen greifen in der Region an. Der 17. Januar markiert den Anfang vom Ende des Planeten Auschwitz und seiner Satelliten. Die Evakuierung wird beginnen. Kommando für Kommando, Block für Block.

Wie die anderen drehe ich in den Gängen meine Runden, wie auf einem Karussell von Gespenstern, im Hemd, mit herausstehenden Knochen, rasierten Schädeln und

Weihnachten steht eine Tanne auf dem Appellplatz

der letzte Rest Leben gewichen war. Typen mit irrem Blick, Häftlingen, die ihre Umgebung nicht mehr wahrnahmen, lebendigen Toten.

Ich habe Menschen gesehen, die vor sich hin brabbelten, die in Wirklichkeit mit sich selbst sprachen, weil sie die anderen nicht mehr hörten und ihnen nicht antworten konnten. Ich habe gehört, wie C., ein Kamerad, während einer der körperlichen Züchtigungen brüllte: „25 auf den Arsch!“

Eine einfache Bestrafung. Der Mann liegt mit heruntergelassenen Hosen über einem Hocker und erhält 25 Schläge mit einem Schaufelstiel auf den Hintern. Wenn der Blockführer nicht zu fest schlägt, wenn das Holz nicht ausrutscht und die Wirbelsäule nicht bricht, wenn das Becken standhält, dann wird man ihn wiedersehen. Aber ich habe niemals einen Mann weinen sehen, außer eines Abends Simon.

Block 19

Um den 12. Januar hat sich die Nachricht verbreitet: Die

nackten Ärschen. In einem stummen Tanz von Skeletten inmitten eines unaufhörlichen Getöses von Fragen ohne Antwort.

Nichts Genaueres, nur die Kommandos, die eines nach dem anderen, manchmal in recht großen Abständen durch das Tor gehen.

*

Als die sowjetische Armee am 27. Januar 1945 das KZ befreit, leben noch etwa 7500 Häftlinge in Auschwitz und seinen Nebenlagern. Joseph Bialot ist einer von Ihnen: „Heimkehr... Ich bin so alt wie die Welt und noch immer unerfahren in der Liebe; ich habe das Ideal zum Teufel geschickt und Gott auf einen Spaziergang in den Wolken aus menschlicher Asche, die über Osteuropa liegen.“

Joseph Bialot, Jg. 1923, stammt aus einer jüdischen Familie. Während der Besetzung Frankreichs schlosser sich dem kommunistischen Widerstand an, wurde verhaftet und 1944 nach Auschwitz-Birkenau deportiert. Seine Erlebnisse im Lager veröffentlichte er in dem Buch „Im Winter werden die Tage länger. Wie ich Auschwitz überlebte“, Goldmann Verlag.

Franz Ziereis, der Lagerkommandant von Mauthausen, wurde am Abend des 23. Mai 1945 von einem amerikanischen Offizier, drei Soldaten und zwei ehemaligen Häftlingen des KZ Mauthausen festgenommen. Im Dorf Spital am Pyhm, wo er sich zusammen mit seiner Frau in seiner Jagdhütte versteckt hielt. Ziereis versuchte zu fliehen. Dabei wurde er durch mehrere Schüsse verletzt und anschließend in das US-Militärkrankenhaus nach Gusen transportiert. Dort wurde er am 24. Mai verhört. Er bestätigte, der Kommandant von Mauthausen gewesen zu sein. Und auch, dass es dort eine Gaskammer gegeben habe. Die Zahl der ermordeten Häftlinge schätzte er auf 65 000 - was etwa der Zahl der registrierten Toten entspricht. Doch die Hauptschuld am Morden in Mauthausen schob er auf seine Vorgesetzten. Auf die „Orders from Berlin“. Kurz nach dem Verhör erlag Ziereis seinen Verletzungen.

Josef Leitzinger, der „Kaiser von Mauthausen“ mit den weißen Handschuhen, verlor ganz offensichtlich seine Protektion und wurde bereits im Januar 1945 von der SS in Gusen „auf der Flucht“ erschossen.

Edmund Richard Stantke beobachtete die Befreiung vom Dach einer Baracke aus. Doch nicht nur Jubel erfüllte das KZ Gusen an jenem 5. Mai 1945. Auch Schmerzensschreie. Nachdem die Amerikaner das Lager befreit, dort aber noch keine Soldaten dauerhaft stationiert hatten, wurden mehr als 100 Kapos, fast alle aus Deutschland und Österreich, gelyncht. Von Häftlingen.

Stantke fand wenig später Unterschlupf bei einem Bauern im bayerischen Weßling. Seine Erlebnisse im KZ veröffentlichte er bereits ein Jahr nach der Befreiung unter dem Titel „Mordhausen“.

Seither fehlt von Edmund Richard Stantke, geboren am 6. April 1898, Mauthausen-Häftling Nummer 2784, jede Spur.

Als der Berliner Autor und Reporter Walter Salier, 48, nach Oberösterreich aufbrach, las er Hannah Arendts „Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen“. Ein Muss für jeden, der auch nur im Ansatz begreifen will, warum so etwas wie das KZ Mauthausen Wirklichkeit werden konnte.



Zwischen Sorge



und Hoffnung

Mit gemischten Gefühlen erwarten Deutsche die Alliierten in Berlin. Und nicht nur dort. Zwar empfinden die Menschen überall im besiegten Reich Erleichterung - weil sie den Bomben entkommen sind und der Gestapo. Doch fürchten sie auch die Rache der Sieger. Sie schämen sich für ihre Niederlage oder für die nun offensichtlichen Verbrechen des NS-Regimes. Auszüge aus Briefen, Tagebüchern, Notizen ergeben eine Collage von Stimmen zur »Stunde Null«



Die Front kommt auf uns zu. Die deutschen Truppen werden unaufhaltsam zurückgedrängt. Unser Herz gehört ihnen, die sinnlos geopfert werden. Es gehört ihnen, die leiden und sterben müssen, nicht ihren Uniformen. Warum werfen sie ihre Waffen nicht weg, damit das Töten und Sterben ein Ende habe? Sie tragen ihre Waffen nicht aus Liebe, sondern aus Gehorsam. Von wem haben wir Deutschen gelernt, gehorsam zu sein bis in den Tod? Unseren Soldaten gehört unsere Liebe; sie gehören zu uns. Auf die Amerikaner richtet sich unsere Hoffnung. Zwei widersprüchliche Haltungen in unseren Herzen.

Fritz Bauer. Jg. 1913. Domkaplan in Würzburg, Tagebuch. 25.-31. März 1945

Nur, dass ich dir Lebewohl sage. Oh, meine Frau, ich liebe dich sehr. Aber nun muss ich dich allein lassen. Es ist, weil ich nicht weiß, wie wir nach dem noch leben sollen. Sie haben Flugblätter abgeworfen, mit Fotos (*aus dem KZ Auschwitz; die Red.*). Wie ist es möglich, dass all das geschehen konnte. Was haben wir getan?

Brief eines 29-jährigen Unteroffiziers von der Westfront an seine Frau. 28. März

Aber ich bin trotz der wirklichen Trostlosigkeit unseres Lebens sehr hoffnungsvoll, denn ich glaube, dass der Krieg diese Woche noch zu Ende geht. Ja, diese Woche noch, es geht ja nun wirklich nicht mehr weiter. Allem menschlichen Wahn ist ja eine Grenze gesetzt, und diese Grenze ist erreicht.

Heinrich Boll. Jg. 1917. 3. April. aus einem Brief des späteren Schriftstellers

Da brüllte inmitten des Lärmes jemand mit überlauter Stimme: „Ruhe!“ Wir entdeckten einen kleinen verdreck-

ten Soldaten, an der Uniform beide Eiserne Kreuze und das Deutsche Kreuz in Gold. „Auch wenn es euch nicht passen sollte! Hört endlich auf zu jammern! Wir müssen diesen Krieg gewinnen. Denn wenn die anderen siegen und die Russen, Polen, Franzosen und Tschechen nur zu einem kleinen Prozent das mit unserem Volk machen, was wir sechs Jahre lang mit ihnen gemacht haben, dann lebt in wenigen Wochen kein einziger Deutscher mehr.“ Es war ganz still geworden im Zug.

Dieter Borkowski. Jg. 1928. Luftwaffenhelper, späterer Schriftsteller. Tagebuch. 15. April. Berlin

Hitlers Geburtstag! Parteigrößen begehen Selbstmord, weit mehr als die Hälfte Deutschlands ist besetzt. Die Ostfront rückt unaufhaltsam vor. Tag und Nacht Bomben auf alle Gebiete, selbst auf friedliche Dörfer, auch in unserer Nähe. Und Goebbels redet, als stünden wir kurz vor dem Sieg.

Ursula von Kardorff. Jg. 1911. Journalistin. 20. April, in der Nähe von Ulm

Jeder schlepppte Pakete, deren Inhalt sicher unserem ähnelte. Jeder war nervös, verstört, schweigsam. Was gab es auch zu sagen?! Wer glaubte noch an den „Endsieg“? „Defätisten werden ohne Gnade erschossen“, hatte es geheißen. Und einige, die dennoch „volksverrätische Bemerkungen“ gemacht hatten, röchelten ihren letzten Atemzug an einem Laternenpfahl aus, an dem sie einige Tage zur Abschreckung hingen, mit einem Schild um den Hals: „Ich war ein Volksverräter.“

Inge Deutschkron. Jg. 1922. Jüdin, lebte versteckt in Potsdam. 20. April

In den weitläufigen Gebäuden des Tempelhofer Flughafens herrschte ein riesiges Durcheinander. Hunderte von jungen Stabshelperinnen der Luftwaffe irrten umher und hofften auf den Abtransport. Die Mädchen hatten panische Angst vor den Russen. In den Kellern des Flughafens spielten sich nachts gespenstische Orgien ab. Auf den Feldbetten vergnügten sich Soldaten und Offiziere mit den Stabshelperinnen. Deren Schutzbedürfnis und ihre verzweifelte Hoffnung, sich mithilfe irgendeines Offiziers oder Feldwebels noch aus Berlin retten zu können, ließ alle Hemmungen schwinden. Die letzte Nacht, bevor die ersten

Granaten der russischen Fernartillerie in den Straßen Berlins einschlugen, ähnelte in Tempelhof einem Tanz auf dem Vulkan.

Lothar Loewe. Jg. 1929. Flakheller, späterer Intendant des SFB. 20. April. Berlin

Die Sender der Welt spielen Tanzmusik. Alle! Zu den Tragödien - Jazz. Die Franzosen scheinen näher zu rücken. Wenn ich unsere Soldaten sehe, werde ich traurig. Was sollen sie machen? Sie werden fallen oder gefangen genommen werden. Etwas anderes bleibt ihnen nicht, wenn sie nicht raffiniert genug sind, sich in Zivil selbstständig zu verdrücken.

Ursula von Kardorff. 21. April

Ehe die Amerikaner kamen, gab es eine kurze Zeit, die ich als unheimliche Stille empfunden habe: Man wartete, man horchte, man überlegte, wann der richtige Zeitpunkt gekommen war, um die weiße Fahne auf die Hecke zu hängen.

Hanna Brenner. Jg. 1899. bei Bonn

iNachmittags fünf Uhr. Vorhin kam eine Frau in den Garten gestürzt: „Sie sind schon am Bahnhof, auf der Kirche weht die weiße Fahne.“ Wir gingen mit Wetzeis auf den Boden und hissten ebenfalls ein Bettluch. Nun kommen also die neuen Herren. Ob wir nie frei werden? Eben erscheint Frau Wetzel: „Zu früh die Freude. Die Fahnen müssen wieder herein.“ Pfarrer. Bürgermeister, Gendarm und Ortsgruppenleiter von der SS verhaftet und abgeführt. Die SS ist jetzt der schlimmste Feind, bedrohlicher als die Amerikaner, die uns erobern.

Ursula von Kardorff

Zugehen tut's in unserem Städtchen, ich finde keinen Ausdruck dafür. Die Leute sind wie toll. Jeder will noch ergattern und einkaufen, was zu haben ist. Am frühen Morgen schon standen sie Schlange vor den Bäcker- und Lebensmittelgeschäften. Sie wollen alle noch Brot vor allem, denn es soll in nächster Zeit kein Brot mehr geben. Alles rennt und läuft und hetzt.

20-jährige Frau. 24. April. Aichach

Fast alle deutschen Halbwüchsigen gehören zur Hitlerjugend. Manche - wie diese beiden gefangenen Jungen, kämpfen sogar bei der SS für »Führer und Vaterland«. Die Amerikaner verspotteten das letzte Aufgebot als »Baby-Divisionen«

Am 24. April abends, der letzte Soldat im Keller: „Wir ziehen ab. In einer halben Stunde werden die Russen da sein.“ Größere Angst als in jener unendlichen Wartezeit zwischen den Fronten, den Welten, kann niemand haben vor dem Ungewissen, dem allzu Gewissen. Die ersten Soldaten, Kampftruppen, das ging noch. Aber dann. Wo sich bloß verstecken? Wohin mit den Müttern, den Schwestern? Nirgendwo ist es sicher.

Arnulf Baring. Jg. 1932. Berlin: späterer Historiker und Publizist

Beim Tross sind ja auch viele von der Luftwaffe (Bodenpersonal). Die sind völlig durcheinander, weil sie fünf Jahre lang gut gelebt haben, während die anderen in der Scheiße lagen. Mehrere von ihnen sind auch schon heimlich abgehauen, sie werden automatisch zum Tode verurteilt, wenn es entdeckt wird, beim Morgenappell wird es verkündet. Wenn sie geschnappt werden, hängt man sie an den nächsten besten Baum.

Klaus Granzow. Jg. 1928. 25. April. Krci> Hoyerswerda

Es gab eine wunderbare Melodie über uns. Es waren die amerikanischen Bomber, die ihr Zerstörungswerk verrichteten. Wer weiß, vielleicht würden wir morgen schon frei sein? Eine ungestüme Kraft regte uns an und lenkte uns von unserem Hunger ab.

Alben Manische. Jg. 1898. jüdischer KZ-Häftling. Landsberg am Lech

In der Stadt war kein Widerstand mehr, auch nicht in den Seelen. Für mehrere Stunden roch es überall nach versengtem Stoff, das verursachten die Fahnen und Armbinden mit dem Hakenkreuz, die man in die Öfen getan hatte, zu den brennenden Hitler-Fotografien, die bis gestern noch Schmuck gewesen waren an vielen Wänden.

Rolf Schneider. Jg. 1932. im März: späterer Schriftsteller

Habe soeben eine Hand voll Parteiabzeichen, die mir Messerschmitteleute verstohlen gaben, in die Mindel versenkten.

Ich empfinde es als einen feierlichen Akt - seit Jahren habe ich mir etwas Derartiges heiß ersehnt. Von den Nazis sind wir nun befreit, keine Gestapo kann uns mehr vorladen, beunruhigen, verhaften, quälen oder verfolgen.

Ursula von Kardorff

Es war ein seltsamer Schwebezustand. Einige Tage war die Wehrmacht nicht mehr, die sowjetische Armee noch nicht da. Als einige weiße Laken und Handtücher aus dem Fenster hängten, gab es, wohl durch eine Patrouille, ein paar Schüsse. Also wurden die Zeichen leiner Friedfertigkeit schnellstens wieder eingezogen.

Egon Bahr. Jg. 1922. Berlin. Ende April: späterer SPD-Bundesminister

Von allen Seiten kamen deutsche Soldaten - mit erhobenen Händen - aus ihren dreckigen Löchern, um sich zu ergeben. Die Amerikaner gaben uns Zeichen zurückzubleiben, aber wir hörten auf niemanden. Wir rannten auf sie zu. Als sie uns von der Nähe sahen, erstarrten sie vor Schreck. Sie fragten sich, ob der Jüngste Tag gekommen sei und die Toten auferstanden. Dann kamen sie lächelnd heran, um uns zu begrüßen. Sie boten uns Schokolade, Bonbons und Bier an. Zum ersten Mal seit zwei Jahren sprach ich als freier Mann mit einem freien Mann.

Alben Menasche. 27. April

Die SS hat eine weiße Fahne gehisst. Ungläubig, mit Augen voller Hoffnung und Erwartung - aber doch auch voller Misstrauen - starren wir auf diese nicht einmal besonders saubere, kleine weiße Fahne, die in dem heftigen Wind knattert und flattert. Nein: SS bleibt SS - bis zu ihrer Vernichtung. Es war genau 5.28 Uhr, als sich das große Tor öffnete. Die SS-Männer im Torgebäude und in den Wachtürmen wurden von den Amerikanern heruntergeholt und niedergeknallt. Wir hörten die Schüsse - und wir sahen sie fallen.

Nico Rost. Jg. 1896. niederländischer Schriftsteller. 29. April. KZ Dachau

Hier kommt uns am Spätnachmittag tastend, zögernd, misstrauisch eine Gruppe von drei jungen deutschen Soldaten ohne Gewehr entgegen. Alle drei haben gute Gesichter. Sie möchten in der Richtung auf Landsberg durch, sie möchten nicht gefangen werden. Die geduckten

Ein Häftling des KZ Mittelbau-Dora. den amerikanische Soldaten im Frühjahr 1945 befreien. Die Konzentrationslager schockieren alliierte Politiker und Militärs so sehr, dass sie eine harte Behandlung aller Deutschen befehlen

und hilflosen drei Soldaten waren wie eine Allegorie des verlorenen Krieges. Und so leidenschaftlich wir den Verlust des Krieges ersehnt haben und so notwendig dieser Verlust für Deutschland ist (und wahrhaftig für die Menschheit) - die Jungen taten uns doch leid.

Victor Klemperer. Jg. 1881. 29. April: der Romantik-Professor jüdischer Abstammung schlug sich gemeinsam mit seiner Frau mit falschem Pass in Deutschland durch

Wir sitzen eingeschlossen im Führerbunker in der Reichskanzlei und kämpfen um unser Leben und um unsere Ehre. Wie dieser Kampf ausgehen wird, das weiß nur Gott allein. Ich aber weiß, dass wir nur mit Ehre und Ruhm lebend oder tot daraus hervorgehen werden. Ob wir uns jemals wiedersehen werden, das steht bei Gott. Wenn nein, dann sei immer stolz darauf, zu einer Familie zu gehören, die dem Führer und seiner reinen, heiligen Sache auch im Unglück bis zum letzten Augenblick treu geblieben ist.

Joseph Goebbels. Jg. ! 897. Brief an Iarald Quandt. Sohn seiner Frau aus erster Ehe. 28. April. Berlin

Am Freitag ist Mutter erzählt worden, dass im deutschen Wehrmachtsbericht der Führer selbst gesprochen habe, nur kurz, aber es war genug. Er sei von allen seinen Getreuen verlassen worden und kämpfe jetzt mit nur noch einigen Hitlerjungen. Als ich das hörte, da war für mich alles aus. Ich hatte bis dahin immer noch geglaubt, sie könnten uns doch nicht so belügen, es käme doch noch die Geheimwaffe, aber jetzt ist alles aus.

Edelgard B.. Jg. 1930. Schülerin und BDM-Mädchen aus Siegen. Tagebuch. 29. April

Nur erst die Pest los sein. Es ist, als seien einem seit zwölf Jahren die Füße in den Schlingpflanzen eines Ursumpfes





gefangen. Kriegt man die frei, dann muss man eben schwimmen; vielleicht erreicht man das Ufer. - Noch ist die Gestapo, noch die SS, noch die ganze Partei da, noch wagt keiner das mindeste. Wie lange sollen wir noch in dieser grauenhaften Angst sitzen?! Aufatmen dürfen, vor Jubel die Wände hochgehen - kann man, darf man sich das vorstellen?! W. meint, bis Montag sei der Krieg zu Ende. Aber erleben wir den? Oder nur als Bettler?

Marie-Luise Sollnitz. Jg. 1899. Lehrerin. Tagebuch. 1. Mai. Hamburg

Hitler ist tot. Das also ist der Moment, den ich seit Jahren glühend herbeisehnt, um den ich flehentlich gebetet habe. Und nun? Als das Deutschlandlied gespielt wurde, ergriff es mich zum ersten Mal seit vielen Jahren wieder. Aber wir werden es schaffen. Wir werden arbeiten, genügsam sein, bescheiden - und gläubig. Vielleicht gibt es eines Tages wieder ein neues, liebenswertes Deutschland. Der Tod so vieler Gefallener und Gehängter - ist er umsonst gewesen? Oder gibt es einen Sinn?

Ursula von Kardorff. 1. Mai

Das Ableben Hitlers geht mir nach. Ich bin erleichtert, dass Hitler nicht in Feindeshand gefallen, sondern einen seinem Wesen und Leben entsprechenden Tod gefunden hat, sei es im Kampf auf den Barrikaden Berlins, sei es durch eigene Hand. Noch weiß man nichts Näheres über seinen Tod; die Art seines Ablebens wird bedeutsam für den Mythos sein, der sich in den kommenden 100 oder 200 Jahren um seine Person bilden wird.

Theodor Spitta. Jg. 1873. bis 1933 Zweiter Bürgermeister Bremens. Tagebuch. 2. Mai

Es geht dem Ende zu. Die tollsten Gerüchte schwirren herum. Man glaubt, dass der Amerikaner unsere Gefangenen

freilässt und wieder bewaffnet, um die Bolschewisten aus Deutschland herauszuwerfen. Denn die Heimat muss doch einmal wieder befreit sein. Einige von uns hoffen noch auf einen neuen Angriff, die meisten aber hoffen auf das Ende. Alle aber wollen sofort weitermachen, wenn sie mit dem Amerikaner gegen die Russen gehen können, egal, wie lange der Krieg noch dauert.

Klaus Granzow. 5. Mai. Löbau

Nun ist es aus, nun ist Friede, unser schönes Bayernland ist gerettet! Am liebsten wären sie sich alle um den Hals gefallen. Ich dachte immer nur: Jetzt wird's interessant. Und es wurde interessant. An der Brücke nach Ecknach haben Feldgendarmen einen Soldaten aufgehängt wegen Fahnenflucht. Auf dem Marktplatz großer Tumult. Sie verprügeln den Ortskommandanten, hieß es, der die Stadt verteidigen will. Vormittags zog die geschlagene deutsche Wehrmacht durch die Stadt, einzeln, müde und abgekämpft, viele ohne Gewehr. Plötzlich große Aufregung. Am Unteren Tor flatterte eine weiße Fahne. Einer forderte den anderen auf, es an seinem Haus ebenso zu machen, aber keiner traute es sich. Ein Stunde ungefähr hing die Fahne oben, dann war sie verschwunden. SS hatte sie entfernt. Um 15.30 Uhr das erste amerikanische Fahrzeug in der Stadt. Und abends kamen sie. Panzer um Panzer und Wagen um Wagen voller Soldaten. Der Krieg ist aus.

20-jährige Frau. Aichach

Wir haben schwere Zeiten hinter uns. Meine Frau war im September '44 einige Zeit im Gefängnis, ich war bis Ende November über drei Monate im Konzentrationslager und dann im Gestapogefängnis Brauweiler. Wenn der Vormarsch der amerikanischen Armee nicht so überraschend hier in unserer Nähe erfolgt wäre, würde ich wohl von der Gestapo verschleppt und umgebracht worden sein.

Konrad Adenauer. Jg. 1876. Rhöndorf* späterer Bundeskanzler

Der Artilleriebeschuss hörte auf. Da war dann draußen ein merkwürdiges Maschinengeräusch. Wir öffneten die Türen. Wir sahen zwei Schützenpanzer mit olivgrüner Farbe, mit dem weißen amerikanischen Fünfzack-Stern. Die Panzerbe-

satzung waren Schwarze, die uns mit Schokoladenriegeln bewarfen. Der Krieg ging zu Ende, und der Frieden begann mit Süßigkeit.

Roll" Schneider

Nun ist der Augenblick gekommen, nach dem wir uns nun Jahre hindurch gesehnt hatten: Es ist Frieden! Aber was für einer! Seit dem 1. Mai ist mittags 1945 Waffenruhe. Der 1. Mai sollte doch der Nationalfeiertag des deutschen Volkes sein - und nun; am 1. Mai haben wir den Krieg verloren und sind so total besiegt worden, wie lange kein Volk mehr. Das ist nun der zweite verlorene Krieg! Wer hätte das gedacht. Die ganzen Kriegsjahre hindurch haben wir uns den Augenblick, wo der Krieg zu Ende sein würde, vorgestellt mit Glockenläuten und Fahnenwehen, und jetzt so sang- und klanglos und - verloren!

Edelgard B.. 1.Mai

Der Kommandant und verschiedene russische Offiziere kamen in die Küche, und wir haben russischen 1. Mai gefeiert mit Wein und Wodka, Fisch und Fleisch, gleich nach dem Frühstück. Alles große Freundschaft. Händedruck und nette Reden. Gebildete, anständige Menschen.

Tagebuch eines Geschäftsmannes. Brandenburg. 1. Mai

Es war an einem Sonntagmorgen, als ich die erste direkte Bekanntschaft mit den amerikanischen Truppen machte. Ich war sehr unklugerweise in meinen Garten gegangen, um von dessen höchstem Punkte aus die Bewegungen der Amerikaner, die sich auf der linken Rheinseite befanden, zu beobachten. Plötzlich sah ich in einer Entfernung von 300 Metern eine Granate auf mich zufliegen. Ich warf mich sofort zu Boden. Wir wussten aus Erfahrung, dass die Amerikaner in der Regel drei Granaten nach demselben Ziel schossen; so wartete ich die beiden folgenden Granaten ab. Übrigens zeigten sich die amerikanischen Truppen im weiteren Verlauf sehr viel umgänglicher als bei dieser ersten Begegnung.

Konrad Adenauer

Nach der Befreiung des KZ Buchenwald verprügeln überlebende Häftlinge einige ihrer früheren Peiniger, wie diesen Wärter. Viele SS-Männer werden erst Jahre später für ihre Gräueltaten vor Gericht gestellt - wenn überhaupt

Wir hatten Angst davor, dass amerikanische Soldaten handgreiflich würden, falls sie etwas im Haus fänden, das auf irgendeine nationalsozialistische Vergangenheit hinwies. Wir hatten Kinderbücher, in denen Adolf Hitler abgebildet war; wir schnitten die Bilder heraus. Wir hatten Spielzeug mit Uniformen der führenden Kräfte von damals und vergruben das alles im Garten, selbst den Offizierssäbel meines gefallenen Onkels - und das nicht zu Unrecht, wie sich später herausstellte, da in Wohnungen, wo ein solcher Säbel gefunden wurde. Gemälde und Möbel aufgeschlitzt wurden.

Ingrid Schampel. Jg. 1931. Bonn

Wir wurden von Franzosen besetzt, das heißt, es waren überwiegend marokkanische und algerische Soldaten. In alle Häuser unserer Straße wurden Soldaten einquartiert. Wir mussten die Schlafzimmer zur Verfügung stellen und selbst im Keller schlafen, wo wir auf Strohsäcken die Nächte verbrachten. Da ich selbst Englisch und Französisch sprach, war schnell ein Kontakt zu einem unserer Einquartierten hergestellt, der sich für uns als Beschützer erwies, denn es geschah in jenen Tagen sehr häufig, dass junge Mädchen und Frauen vergewaltigt wurden, vornehmlich von marokkanischen Soldaten.

Zeitzeugin. Jg. 1929. aus Rheinzabern/Pfalz

Der erste Eindruck war Erleichterung, weil alles kampflos gegangen war. Der nächste war Schock und Enttäuschung, weil man Amerikaner erwartet hatte und zunächst nicht wusste, wer die französischen, hauptsächlich nordafrikanischen Soldaten waren, die irgendwie furchterregend aussahen. Ein nordafrikanischer Soldat nahm mein Fahrrad. Für mich war das eine Katastrophe, denn es war mein wertvollster Besitz und einziges Transportmittel. Ich versuchte, es im Keller wegzuschließen, konnte aber im Endeffekt nichts tun, weil der Marokkaner mit dem Gewehrkolben die Kellertür zertrümmerte und eine drohende Haltung einnahm. Er lud dann sein Gepäck auf das Fahrrad und zog damit ab. Einige

Zeit darauf kam ein anderer Soldat, offenbar ein Franzose, und brachte das Fahrrad zurück, das einen Platten hatte und wohl als Transportmittel nicht mehr zu gebrauchen war.

Karlsruher Zeitzeuge. Jg. 1929. Rehingen

Farbsatte Rechtecke an den Wänden erzählten uns, wie leicht Tapeten zu verschießen pflegen und wie groß die Hitlerbilder gewesen waren. In dem einen und anderen Zimmer standen die Hausväter vorm Rasierspiegel, zogen Grimassen und schabten, ohne rechten Sinn für Pietät, ihr tertiäres Geschlechtsmerkmal, das Führerbärtchen, von der Oberlippe.

Erich Kästner. Jg. 1899, Schriftsteller, dessen Bücher seit 1933 in Deutschland verboten waren:
Tagebuch. 4. Mai

Am Tag der endgültigen Einnahme der Stadt durch die Engländer sehe ich mich noch in der Küche an der Tür stehen, als die ersten britischen Soldaten vorbeikamen. In angespannter Haltung, das Gewehr mit dem Finger am Abzug in der Hand, über dem flachen Helm ein Tarnnetz. Irgendwie musste ich wohl eine Geste gemacht haben. Brüsk sprach mich ein Soldat auf Deutsch an: „Geh weg, ins Haus!“ Meine Reaktion war: „Ach, so ist das jetzt, nun werden wir einfach mit Du angesprochen - so ist das eben, wenn man besiegt ist.“

Annemarie Renger. Jg. 1919: spätere SPD-Bundestagspräsidentin

Ich erfuhr, der letzte Direktor des Gymnasiums, der Mensch mit der braunen Uniform und den knarrenden Stiefern, habe sich schon bald nach dem Einmarsch der Amerikaner in einem Klassenzimmer erhängt. Hiermit begann eine förmliche Selbstmordwelle: Schuldige, Verängstigte, über Hitlers militärische Niederlage Verzweifelnde strangulierten sich oder schluckten Gift, die als Bestattungsunternehmer tätigen Eltern meines Schulfreundes hatten reichlich zu tun.

Rolf Schneider

Der erste Besetzungstag ist vorübergegangen. Sehr zur Schande der Lübecker. Die Begeisterung der Bevölkerung ging ein bissl weit. In Scharen zogen die Mädel und Frauen der Obertrave zur Possehlstraße usw., überallhin, wo die kanadischen Panzer standen, um sich von

Vier Tage nach Kriegsende machen sich britische Kriegsgefangene auf den Weg zurück in die Heimat. U2 000 Briten waren während des Krieges in deutschen Lagern inhaftiert. Die meisten von ihnen haben diese Zeit überlebt

der Besatzung Schokolade und Zucker schenken zu lassen. Einige Frauen sollen sogar mit Wäsche und Felljacken abgezogen sein. Natürlich sind das Sachen, die die Kanadier der deutschen Bevölkerung abgenommen haben und hier nun als Köder verteilen.

Tagebuch einer jungen Lübeckerin. 3. Mai

Ich musste immer daran denken, wie wir den Führer geliebt und verehrt hatten. Alles, was der uns sagte, war Lüge! Was ist das denn gewesen, der Nationalsozialismus? Wir dachten doch immer, das sei etwas Schönes und Edles. Wieso war alles so grausam? Warum bringen die denn unschuldige Menschen um, die so hilflos sind? In dieser Nacht bin ich endgültig fertig geworden mit all dem, was ich für gut gehalten habe. Menschen sind widerliche Schweine alle, alle - ich eingeschlossen. Gut, dass wir einen so schweren Tag vor uns hatten! Da konnten wir wenigstens helfen und versuchen, ein bisschen wieder gutzumachen, was die SS angerichtet hat. Wie schäme ich mich in diesem Augenblick, Deutsche zu sein! Was haben wir angerichtet! Und meine Mutter glaubte nicht, dass Deutsche so etwas täten!

Elfie W.. damals 16. Schülerin, die auf Anordnung der Briten im Lager Sandbostel ehemalige KZ-Innassen pflegen musste: Tagebuch. Anfang Mai

Seit Ende April herrschten bei uns die Russen, und wir fürchteten, sie würden bleiben. Ihr Einmarsch war keine Befreiung gewesen, ganz im Gegenteil: Inferno, Hölle, völliges Ausgeliefertsein. Die ersten Tage nach der Eroberung durch die Russen erschienen uns als Steigerung des von Hitler inszenierten allgemeinen Untergangs. Jene Tage werden mein Albtraum sein, solange ich lebe.

Arnulf Baring





Und dann, dann hörte ich es ganz deutlich, saugte es in mich auf, lauschte immer wieder, um es glauben zu können, hätte schreien mögen vor Erleichterung - das Rasseln russischer Panzer. Mit einem glücklichen Lächeln empfing ich den ersten russischen Soldaten, der sich in unsere Siedlung traute. Am Nachmittag wagten sich andere russische Soldaten heran. Ich strahlte sie an. Ich suchte jemanden, der meine Freude mit mir teilte. Plötzlich trat einer von ihnen vor, riss mich am Mantel und sagte nur: „Komm, Frau, komm.“ Ich begriff zunächst gar nichts. Was sollte das? Von irgendwo hörte ich Schreie: „Sie vergewaltigen! Sie stehlen! Helft uns!“ Ich riss mich los. Ich begann zu rennen. Völlig außer Atem kam ich zu meiner Mutter. „Es ist also doch wahr“, sagte sie.

Inge Deuischkron

Nun erschienen die ersten Sowjetsoldaten in unserem Keller. Mein Vater ging ihnen entgegen und zeigte den gelben Stern, den ihm die Nazis seinerzeit zur Kenntlichmachung aufgezwungen hatten. Er erhielt von einem der beiden eine schallende Ohrfeige. Ich wollte ihn schützen, als der zweite, ein Oberleutnant, einen Schemel ergriff und mir über den Kopf schlug. Nun hatte der Zwiespalt neue Nahrung erhalten: Ich empfand die Befreiung, hatte aber die Niederlage mit ihren Folgen mit jenen zu teilen, die vorher Verfolger gewesen waren.

Werner Goldberg. Jg. 1919: überlebte in Deutschland als Jude den Krieg

Eines Tages auf der Treppe der Parochialstraße sah ich die ersten Amerikaner; auf dem linken Oberarm waren sie als „war correspondent“ ausgewiesen. Sie traten auf mich zu und fragten, ob ich Vergewaltigungen von Frauen durch Russ-

sen erlebt hätte. Als ich bejahte, machten sie auf dem Absatz kehrt. Und einer sagte: „Auch ein Nazi.“

Egon Bahr. Mai 1945. Berlin

Und dann war auf einmal alles still, unheimlich still, unerklärlich still. Bis vor kurzem hatte noch die „Stalinorgel“ unseren Tagesablauf beherrscht - ihr schreckliches Aufheulen, das in regelmäßigen Abständen erfolgte. Nun schwieg sie. Es war Wirklichkeit, worauf wir so lange und sehnstüchtig gewartet hatten: Der Krieg war zu Ende. Freuen konnte ich mich nicht mehr. Der Krieg war aus. Aber was bedeutete das schon? Wir hatten Hunger wie alle Deutschen. Und wie sie wussten auch wir nicht, wie es weitergehen würde.

Inge Deuischkron. Anfang Mai

Kurz vor Tetschen sah ich den ersten Russen. Ich dachte, nun ist es aus! Er lief in seiner verdreckten Uniform, Maschinenpistole über der Schulter, auf mich zu und - umarmte mich. Er war nicht älter als ich, lachte, lachte, lachte und schrie immer zu: „Woina kaputt! Woina kaputt!“

Klaus Granzow

Am 7. Mai waren wir irgendwo in Sachsen. Unser Batteriechef, ein Hauptmann, rief uns zusammen und sagte: „Nehmen Sie Ihr Herz fest in beide Hände, wir haben auch im Osten kapituliert. General Schörner hat Gegenbefehl gegeben und hat befohlen, alle Waffen unbrauchbar zu machen und uns sofort nach Westen abzusetzen.“ Unsere Männer haben weinend die Geschütze zerstört, die uns beschützt hatten, denen wir ja vielleicht unser Leben verdankten. Es waren Männer vom Lande, einfache Männer, die nicht so leicht weinten.

Otto Walter. Jg. 1916

Und dann sagte einer: „Ab Mittag ist Waffenstillstand.“ Das ist nicht wahr, haben wir gedacht, das ist eine Latrinenparole. Es war ganz furchtbar für mich, dass nun Schluss war. Da war die Befreiung von der Gewalt, von den Fliegern, die alles beherrschten. Und da war das Gefühl, wir haben den Krieg verloren, und alles, was kommt, muss furchtbar werden. Die Niederlage war für mich eine Katastrophe und für die meisten anderen auch, eine Stimmung, als wäre man ohne Kopf.

Nikolaus Ratjens. Ja. 1927

Ganz Europa ist in einem Freudentaumel; wir stehen abseits, geschlagen und, schlimmer noch, verachtet. Gestern habe ich Rucksack und Handkoffer ausgepackt, Sandtüten, Stahlhelme aus dem Zimmer geworfen, Löschwasser in der Badewanne abgelassen. Wie kommt man sich vor!

Marie-Luise Solinil/. 7./S. Mai

Ist dies nun der Tag, korrespondierend mit dem 15. März 1933, als ich diese Serie von täglichen Aufzeichnungen begann, - also ein Tag feierlichster Art? Es ist nicht gerade Hochstimmung, was ich empfinde. Übrigens aber wird dies oder das mit Deutschland, aber nichts in Deutschland geschehen, und bis jetzt fehlt es an jeder Verleugnung des Nazitums, jedem Wort, dass die „Machtergreifung“ ein fürchterliches Unglück, ihre Zulassung, Begünstigung ein Verbrechen ersten Ranges war. Eine gewisse Genugtuung ist das physische Überleben. Nach dem Fall Frankreichs ließ Goebbels meinen Tod melden; er konnte es sich nicht anders denken. Überleben hieß: siegen: Es ist ein Sieg. Klarheit darüber, wem der Sieg zu danken: Roosevelt.

Thomas Mann. Jg. '875. Schriftsteller im US-Exil. 7. Mai

Der Rundfunk überträgt die Siegesfeiern und den Jubel, der draußen herrscht. Alle miteinander sind stolz darauf, was sie in fünf Kriegsjahren geleistet haben. Aber sie werfen uns vor, dass es ihrer Anstrengungen bedurfte. Was sie getan hätten, sei unsere Aufgabe gewesen. Wir, die deutsche Minorität, hätten versagt. Das ist ein zweideutiger Vorwurf. Er enthält nur die halbe Wahrheit. Sie verschweigen die andere Hälfte. Sie ignorieren ihre Mitschuld. Wer hat denn, als längst der Henker bei uns öffentlich umging, mit Hitler paktiert?

Erich Kästner. 8. Mai

Das größte Geschenk im Rückblick: die Stille. In der warmen Sonne sitzen und kaum noch Angst haben.

Arnulf Bärin»

Ein deutscher Schutzpolizist wartet in Saarbrücken auf den Transport in die Gefangenschaft. Ein Großteil dieser Beamten wird jedoch bald wieder entlassen, denn die Alliierten brauchen sie, um die öffentliche Ordnung aufrechtzuerhalten



Verzweifelt über das Elend, das sie bei ihrer Rückkehr nach Berlin antrifft, klammert sich eine Mutter weinend an ihren Sohn.
Die Hauptlast des Trümmeralltages tragen in den ersten Nachkriegsjahren die Frauen

Der Krieg war zu Ende, und wir lebten. An den 8. Mai als Tag der Kapitulation erinnere ich mich nur dunkel. Dass der Krieg nun zu Ende sein sollte, war nicht an einem Tag zu begreifen. Wir waren dabei, uns daran zu gewöhnen.

Kurt Biedenkopf. Jg. 1930: späterer CDU-Ministerpräsident

Nun also - der Krieg war zu Ende und Deutschland ruiniert. Wir standen auf dem Zuchthaushof der Musestadt Bayreuth und sahen uns um. Das war also das Ende. Ohne jeden Kommentar gingen wir auseinander. Selbst unsre Ausländer blieben in diesem Augenblick wortlos. Monate-, jahrelang waren sie unsre Gefährten. Jetzt war es damit vorbei. Die Gemeinschaft der vom gleichen Schicksal Geschlagenen löste sich auf. Rasch, still, unabwendbar. Es hatte Stunden gegeben, in denen wir fast so etwas wie Brüder gewesen waren. Damit war es jetzt aus. Wir waren eben auch nur Deutsche. Vielleicht eine andere Sorte, die nicht, noch nicht unter Generalanklage gestellt wurde, über der aber doch das allgemeine Verdikt stand: Deutsche.

Eugen Gerslennaier. Jg. 1906. im Widerstand gegen Hiller und deshalb zu sieben Jahren Zuchthaus verurteilt: späterer CDL-Bundestagspräsident

Die Kapitulation hat mich nur mäßig bewegt. Sie erschien mir eher als eine Formsache. Seit am 23. April unser Oberleutnant seine Truppe aufgelöst und uns geraten hatte: „Seht, wie ihr nach Hause kommt“, hatte ich Deutschland nur als besetztes Land erlebt. Hitler war tot. Herren waren nun die Amerikaner mit ihren Jeeps und Trucks, ihren Kabeln, die sie über die Bäume hinweg spannten, ihrem Büchsenfleisch und ihrer Schokolade. Und wir hatten gemerkt,

wofür sie uns hielten: für höchst gefährliche, unberechenbare und wohl auch unbelehrbare Nazis.

Erhard Eppler. Jg. 1926: späterer SPD-Bundesminister

Es gab nur den Fortfall der früheren Zwänge, und es gab das alles überbordende Gefühl der Freiheit. Dieses Gefühl hatten offenbar viele, darunter war ich. Mir kam es vor, als hätte ich eine andere Haut übergezogen, die Luft schmeckte anders, der Himmel habe eine andere Höhe. Als ich das erste Mal wieder aus unserer Vorstadt ins Wernigeroder Zentrum ging, lag so etwas wie Heiterkeit über den Straßen. In Lautsprechern spielte Glenn Millers Army Air Force Band. GI's hockten in der Sonne, lachten und hielten Bierbüchsen in der Hand.

Rolf Schneider

Erst sehr viel später bin ich dann in einem Lazarett aufgewacht. Irgendwann muss uns auch mitgeteilt worden sein, dass das Deutsche Reich kapituliert hat. Ich erinnere mich allerdings nicht daran, wann es geschah und wie. Also: Deutschlands Stunde Null habe ich nicht mit erlebt. Da war ich entweder bewusstlos oder habe sie einfach verschlafen. Für mich war das Ende zu diesem Zeitpunkt keine Überraschung oder gar ein Schock. Es war vielmehr über Wochen hin voraussehbar geworden.

Klaus Schulz. Jg. 1926. wurde Hude April in hauen schwer verwundet: späterer SPD-Bürgermeister von Berlin

Auch nach einem totalen Krieg gibt es Sieger und Besiegte. Und der Sieger wird, wie in alten Zeiten, Forderungen stellen. Woran kann sich, nach einem solchen Schlachtfest, der nominelle und sogar moralische Sieger schadlos halten? Einen totalen Krieg zu gewinnen ist schwer genug. Den Frieden zu gewinnen dürfte noch viel schwieriger sein.

Erich Kästner

Von einer solchen Niederlage erholt man sich nicht wieder wie einst nach Jena oder nach Sedan. Sie deutet eine Wende im Leben der Völker an, und nicht nur zahllose Menschen müssen sterben, sondern auch vieles, was uns im Innersten bewegte, geht unter bei diesem Übergang.

Ernst Jünger. Jg. 1895. Schriftsteller

Man soll nicht mehr in den Luftschutzkeller müssen, den man bislang fast Abend für Abend aufsuchte, nicht mehr all die 1000 Belästigungen, Unzuträglichkeiten, alle die schweren Gefährdungen des Lebens selbst, das ständige Bangen vor allzu nahen Bombentreffern, vor Ausbombung und Verlust seiner letzten Habseligkeiten auf sich nehmen brauchen - und wieder ruhig schlafen können? - Einfach kaum zu glauben! - Aber dennoch - es ist so weit! Das grausame Spiel ist aus. Von nun an beginnen die Tage des Aufbaus!

Max B. Jg. 1895. Jude: überlebte, weil ihn Freunde versteckt hielten

Die Nazis sind fort und haben meine Jugend mitgenommen, haben zwölf Jahre meines Lebens gestohlen, meine Gesundheit ruinirt und einen sehr anderen Menschen aus mir gemacht als den, der ich wohl ursprünglich werden sollte. Ich persönlich habe den Krieg gewonnen, aber den Frieden verloren, denn ich kann mir keine Zukunft mehr vorstellen, weiß nicht, worauf ich mich freuen soll. Ich habe kein Ziel und bin ausgebrannt.

Lili Hahn. Jg. 1914. Frankfurt am Main: hau als Journalistin während der NS-Zeit Berufsverbot

Wir durften gehen, wohin wir wollten. Niemand nimmt uns gefangen, alle Soldaten dürfen nach Hause gehen! Nach Hause! Soll ich es wagen, nach Hause zu gehen? Erst einmal schlafen. Morgen geht es weiter. Lieber Gott, hilf mir, dass ich nach Hause komme.

Klaus Gran/○\|. 9. Mai

Ich frage die Frau, ob sie etwas von Hitler und den anderen Großen der NSDAP gehört habe; nein, danach zu fragen hatte sie gar keine Zeit gehabt, anders ausgedrückt: Das interessierte sie nicht mehr. Das „Dritte Reich“ ist schon so gut wie vergessen, jeder ist sein Feind gewesen. „immer“ gewesen.

Victor Klemperer. 11. Mai

Diese Sammlung von Stimmen zum Ende des Krieges wurde von der Historikerin Dr. Christine Beil, 35, zusammengestellt. Kürzungen innerhalb der Zitate sind nicht kenntlich gemacht worden.

Berlin, Ende April 1945: Die sowjetischen Truppen sind in der Stadt - darunter Soldaten, die den deutschen Frauen die Verbrechen an Müttern, Schwestern und Töchtern heimzahlen wollen. In den folgenden Tagen und Wochen werden etwa 100 000 Berlinerinnen missbraucht. Viele sterben an den Folgen. Viele flüchten in den Tod. Viele schweigen ihr Leben lang. Eine junge Verlagsangestellte aber wehrt sich - und überlebt. Vielleicht auch deshalb, weil die Frau, die anonym bleiben will, das Geschehene unmittelbar in ihre Tagebücher bannt

FREITAG, 20. APRIL 1945

Ja, der Krieg rollt auf Berlin zu. Was gestern noch fernes Murren war, ist heute Dauergetrommel. Man atmet Geschützlärm ein. Kein „Völkischer Beobachter“ liegt mehr auf der Treppe. Keine Frau Weiers kommt und liest mir zum Frühstück die fetten „Schändungsbalken“ vor. „70-jährige Greisin geschändet. Ordensschwester 24-mal vergewaltigt“. (Wer zählte da mit?) Das sind so die Schlagzeilen.

DIENSTAG, 24. APRIL 1945

Wieder im Hauskeller, um 21 Uhr. Fiebrig erregtes Kellervolk heute, aufgekratzt, nervös. Die Hamburgerin erzählt, dass sie heute morgen eine telefonische Verbindung bekommen hat, und zwar mit Freunden in der Müllerstraße, Nordberlin. „Wir sind schon Russen“, hat die Freundin in den Apparat gerufen. „Soeben rollen unten die Panzer ein. Die Iwans lachen. Das Volk drängt sich am Straßenrand, es lacht und winkt, man hält die Kinder hoch.“ Der Rote Wedding, alte Kommunisten-gegend. Es könnte schon stimmen. Sogleich geht ein heftiger Disput über diese Neuigkeit los. Am Ende, so meinen einige, hat uns die Propaganda bloß dumm gemacht? Am Ende sind „die“ gar nicht so... Aber da redet das Flüchtlingsmädchen aus Ostpreußen dazwischen, das sonst nie etwas sagt, schreit abgerissene Sätze in seinem Dialekt, findet die rechten Worte nichL fuchtelt mit den Armen, kreischt: „Sie wer'n schon erleben...“, und schweigt wieder. Worauf auch der Keller wieder schweigt.

FREITAG, 27. APRIL 1945

Ich konnte lange nicht einschlafen, probierte in Gedanken mein Russisch aus, übte Redensarten, von denen ich annahm, dass ich sie nun verwenden könnte. Hörte dann jemanden herumgeistern. Es war die Buchhändlerin, sie kam von draußen, fasste mich bei der Hand, flüsterte: „Sie sind da.“

Unsere Ecke ist nun Biwak. Der Tross richtet sich in den Läden und Garagen ein. Die Pferde fressen Hafer und Heu, nicken mit den Köpfen aus den zerschlagenen Schaufenstern. Es liegt eine Art Erleichterung in der Luft. „Woia kaputt“, wie die Russen sagen; für uns ist der Krieg kaputt, aus. Der Sturm rauschte über uns hinweg, wir sind im Windschatten.

So dachten wir.

Gegen 18 Uhr ging es los. Einer kam in den Keller, Bullenkerl, stockbesoffen, fuchtelte mit seinem Revolver her-

Die Hölle danach

um und nahm Kurs auf die Likörfabrikantin. Die oder keine. Er jagte sie mit dem Revolver quer durch den Keller, stieß sie vor sich her zur Tür. Sie wehrte sich, schlug um sich, heulte - als plötzlich der Revolver losging. Der Schuss haute zwischen die Balken, in die Mauer, ohne Schaden anzurichten. Darob Kellerpanik, alle springen auf, schreien. Der Revolverheld, offenbar selbst erschrocken, schlug sich seitwärts in die Gänge.

Gegen 19 Uhr saß ich mit der Witwe oben in der Wohnung friedlich beim Abendbrei, als Portiers Jüngste mit Geschrei hereingestürzt kam: „Kommen Sie schnell runter, Sie müssen Russisch mit denen reden, es sind wieder welche hinter Frau B. her.“ Also wieder die Likörfabrikantin.

Als ich hinunterkam, stand sie unten in der Haustür, wimmernd und zitternd. Sie ist aus dem Keller hinausgerannt, konnte den Kerlen entwischen.

Ich spreche einen Vorübergehenden mit Achselsternen an, versuche ihm die Angst der Frau zu erklären, wobei ich merke, dass mir die Vokabel „Angst“ fehlt. Aber er winkt ungeduldig ab: „Ach was, niemand tut Ihnen was. Gehen Sie nach Hause.“ Die schluchzende Frau wankte schließlich treppauf.

Kaum war ich wieder oben, kommt das Portiersmädchen, das offenbar zur Botin abgerichtet worden ist, erneut heraufgerannt. Wieder Männer im Keller. Dieses Mal wollen sie die Bäckerin. Der Meister kommt mir im Gang entgegengewankt, ist weiß wie sein Mehl, streckt mir die Hände entgegen: „Die sind bei meiner Frau...“ Seine Stimme bricht.

Ich - auf die Straße, die nun entspannt und abendfriedlich daliegt. Beschuss und Brandröhre sind fern. Ich treffe ausgerechnet auf den Offizier, der soeben die Likörfabrikantin abgefertigt hat, spreche ihn in meinem höflichsten Russisch an, bitte um Hilfe. Zögernd, unwillig folgt er mir schließlich.

Im Keller noch Schweigen und Starre. Es ist, als seien all diese Menschen versteinert. Von den dreien bei der Bäckerin hat sich einer inzwischen verzogen. Die beiden anderen stehen noch immer an ihrer Seite und streiten sich.

Der Offizier mischt sich in das Gespräch, ohne Befehlston, von Gleich zu Gleich. Einer der beiden Ermahnten widerspricht. Sein Gesicht ist zornig verzerrt: „Was denn? Wie haben's denn die Deutschen mit unseren Frauen gemacht?“ Er schreit: „Meine Schwester haben sie...“, und so fort, ich verstehe nicht alle Worte, jedoch den Sinn.

Wieder redet der Offizier eine Weile ganz ruhig auf den Mann ein. Dabei entfernt er sich langsam in Richtung der Kellertür, hat die beiden auch schon draußen. Die Bäckerin fragt heiser: „Sind sie weg?“ Ich nicke, gehe aber vorsichtshalber noch einmal hinaus in den dunklen Gang. Da haben sie mich. Die beiden haben hier gelauert.

Ich schreie, schreie... Hinter mir klappt die Kellertür zu.

Oben am Türspalt, durch den etwas Licht fällt, hält der eine Mann Wache, während der andere an meinem Unterzeug reißt, sich gewaltsam den Weg sucht. Als ich hochzukommen versuche, wirft sich der zweite auf mich, zwingt mich mit Fäusten und Knien an den Boden zurück. Nun steht der andere Schmiere, er flüstert: „Schnell, schnell...“

Da höre ich laute russische Stimmen. Es wird hell. Die Tür ist geöffnet worden. Von außen kommen zwei, drei Russen herein, die dritte Gestalt ist eine Frau in Uniform. Und sie lachen. Der zweite Kerl, gestört, ist aufgesprungen. Beide gehen nun mit den drei anderen hinaus, lassen mich liegen.

Ich kroch an der Treppe hoch, raffte mein Zeug zusammen, schob mich an der Wand entlang zur Kellertür hin. Die war derweil von innen verriegelt worden. Ich: „Aufmachen, ich bin allein, keiner mehr da!“

Endlich tun sich beide eiserne Hebel auf. Drinnen starrt mich das Kellervolk an. Jetzt erst merke ich, wie ich aussehe. Die Strümpfe hängen mir auf die Schuhe herunter, das Haar ist zerzaust, die Fetzen des Strumpfhalters habe ich noch in der Hand.

Ich schreie los: „Schweine ihr! Zweimal geschändet, und ihr macht die Tür zu und lasst mich liegen wie ein Stück Dreck!“ Und drehe mich um und will fort. Hinter mir erst Stille, dann bricht es los. Alle reden, schreien durcheinander, fuchteln herum. Endlich ein Entschluss: „Wir gehen alle zusammen zum Kommandanten und bitten um Schutz für die Nacht.“

So zieht schließlich ein Häuflein Frauen, auch ein paar Männer dabei, in den dämmrigen Abend hinaus, zum Block gegenüber, wo der Kommandant hausen soll.

Stille draußen, die Geschütze schweigen. Im Torweg drüben lagern Gestalten am Boden. Russen. Einer richtet sich auf, als unsere Gruppe naht. Ein anderer murmelt: „Ach, bloß Deutsche“, und dreht sich wieder um. Drinnen im Hof frage ich nach dem Kommandanten. Aus einer Männergruppe, die in der Tür zum Hinterhaus steht, löst sich eine Gestalt: „Ja, was wünschen Sie?“ Ein großer Kerl mit weißen Zähnen, kaukasischer Typ.

Er lacht aber bloß über mein Gestammel und über das armselige Häuflein, das sich hier beschweren will. „Ach was, es hat Ihnen bestimmt nichts geschadet. Unsere Männer sind alle gesund.“ Er schlendert zu den anderen Offizieren zurück, wir hören sie halblaut lachen.

ZL SAMSTAG, 28. APRIL 1945

Immerzu rennt Mannsvolk durch die Küche, durch den Gang und die beiden Zimmer. Vor einer halben Stunde war ein Wildfremder, Hartnäckiger da, wollte mich, wurde verjagt. Rief drohend: „Ich komme wieder.“

Was heißt Schändung? Als ich das Wort zum ersten Mal laut aussprach, Freitagabend im Keller, lief es mir eisig den Rücken herunter. Jetzt kann ich es schon denken, schon hinschreiben mit kalter Hand, ich spreche es vor mich hin, um mich an die Laute zu gewöhnen. Es klingt wie das Letzte und Äußerste, ist es aber nicht.

Samstagnachmittag gegen 15 Uhr schlügen zwei mit Fäusten und Waffen gegen die Vordertür, brüllten rau, traten gegen das Holz. Die Witwe öffnete. Sie zittert jedes Mal um ihr Türschloss. Zwei Grauköpfe, betrunken. Sie stoßen ihre Automatengewehre in die letzte heile Flurscheibe. Dann reißen sie das Verdunklungsrollo herunter, treten gegen die alte Standuhr.

Der mich treibt, ist ein älterer Mensch mit Bartstoppeln, er riecht nach Schnaps und Pferden. Klinkt sorgfältig hinter

sich die Tür zu und schiebt, als er keinen Schlüssel im Schloss findet, den Ohrensessel gegen die Füllung. Er scheint die Beute gar nicht zu sehen. Umso erschreckender sein Stoß, der sie zum Lager treibt. Augen zu. Zähne fest zusammengebissen.

Kein Laut. Bloß als das Unterzeug krachend zerreißt, knirschen unwillkürlich die Zähne. Die letzten heilen Sachen.

Er kramt, bevor er geht, etwas aus seiner Hosentasche, schmeißt es stumm auf den Nachttisch, rückt den Sessel beiseite, knallt hinter sich die Tür zu. Das Hinterlassene: eine verkrumpelte Schachtel mit etlichen Papirossy darin. Mein Lohn.

Als ich aufstand. Schwindel. Brechreiz. Die Lumpen fielen mir auf die Füße. Ich torkelte durch den Flur, an der schluchzenden Witwe vorüber ins Bad. Erbrechen. Das grüne Gesicht im Spiegel, die Brocken im Becken. Ich hockte auf der Wannenkante, wagte nicht nachzuspülen, da immer wieder Würgen und das Wasser im Spüleimer so knapp.

Sagte dann laut: Verdammtd!, und fasste einen Entschluss.

Ganz klar: Hier muss ein Wolf her, der mir die Wölfe vom Leib hält. Offizier, so hoch es geht, Kommandant, General, was ich kriegen kann. Wozu habe ich meinen Grips und mein bisschen Kenntnis der Fremdsprache?

Sobald ich wieder gehen konnte, nahm ich einen Eimer und verzog mich hinunter auf die Straße. Schlenderte auf und ab, spähte in die Höfe, gab Obacht. Ich legte mir Sätze zurecht, mit denen ich einen Offizier ansprechen könnte; überlegte, ob ich nicht zu grün und elend aussähe, um zu gefallen. Fühlte mich körperlich wieder besser, nun, da ich etwas tat, plante und wollte, nicht mehr nur stumme Beute war.

Eine halbe Stunde lang nichts, dass heißt keine Sterne. Wollte es schon aufgeben, da tat sich an der Wohnung gegenüber die Tür auf. Ein Besterner. Groß, schwarzlockig, gut genährt. Wie er mich mit dem Eimer sieht, lacht er mich an, radebrecht: „Du - Frau?“ Ich lache zurück, überschütte ihn mit meinem besten Russisch. Wir schwatzen, albern, kalbern, wobei ich herausbekomme, dass er Oberleutnant ist. Schließlich verabreden wir uns für heute Abend, 19 Uhr, in der Wohnung der Witwe. Er heißt Anatol Soundso, ist Ukrainer.

„Werden Sie auch bestimmt kommen?“

Er, vorwurfsvoll: „Aber ganz bestimmt, und so schnell ich kann.“

Zuerst tauchte gegen 17 Uhr ein anderer, fast Vergessener auf: Petka von der letzten Nacht, Petka mit dem Bürstenhaar und dem Romeoestammel. Er bringt Kameraden mit.

Die Witwe und ich - und auch der erst vor einer halben Stunde urplötzlich aufgekreuzte Untermieter Herr Pauli, entlassener Volkssturmann - müssen uns mit an den Tisch setzen, müssen mit den Burschen trinken.

Ich horche immer wieder zur Tür hin. Jeden Augenblick erwarte ich Anatol, den herbestellten Oberleutnant - mit Bangen, denn ich befürchte Streit. Petka ist zwar baumstark und sauber gewaschen, aber ein Primitivling und Hundsgemeiner, kein Schutz. Von einem Oberleutnant dagegen verspreche ich mir eine Art von Tabu. Der Entschluss steht bei mir fest. Es wird mir schon etwas einfallen, wenn es so weit ist. Ich griene

in mich hinein, komme mir vor wie eine auf der Bühne agierende Person. Was gehen mich die alle an! Bin noch nie so weit von mir selber weg gewesen und mir so entfremdet. Alles Gefühl scheint tot. Einzig der Lebenstrieb lebt. Die sollen mich nicht zerstören.

Soldaten kommen und gehen, es wird lebhaft gegen Abend. Es hämmert gegen die Vordertür, es drängt sich hinten in der Küche.

Plötzlich steht Anatol im Zimmer. Hinter ihm drein trabt ein Soldat mit einem Kochgeschirr voll Schnaps und einem runden, dunklen Brot unterm Arm. Anatol berichtet, dass die Front nunmehr am Landwehrkanal liegt. Er kramt aus einer Zellophantasche eine Karte von Berlin heraus, zeigt uns darauf den Frontverlauf. Es ist eine sehr genaue Karte, russisch beschriftet. Eigentümliches Gefühl, als ich nun. Anatols Wunsch willfahren, ihm zeige, wo sich unser Haus befindet.

Gegen 20 Uhr zog Petka mit den Seinen ab.

Im übrigen merkwürdig geringe Wirkung der Offizierssterne auf die Mannschaften. Ich war enttäuscht. Keiner fühlte sich in seiner Gemütlichkeit von Anatols Rang gestört. Mir wird etwas bange für mein Tabu. Die uns vertraute preußisch-militärische Rangordnung gilt hier offenbar nicht.

Immerhin ist Anatol ein vollsaftiges Zweizentner-Mannsbild, Vielleicht wirkt sein Gewicht, wenn die Leutnantssterne versagen. Mein Entschluss jedenfalls wankt nicht.

Als Anatol weg war, stand ich sogleich auf, wusch mich im Bad mit dem kärglichen Wasserrest, schrubpte den Tisch ab, fegte Stummel, Heringschwänze, Rossdreck auf, rollte den Teppich zusammen und beförderte ihn hinauf auf den Schrank.

Wieder eine Nacht überstanden.

Zi SONNTAG, 29. APRIL 1945

Iwan hat uns tief unten. Zum Teil wörtlich; denn es gibt in unserem Block noch unentdeckte Hausgemeinschaften. Familien, die seit Freitag im Keller leben und nur frühmorgens ihre Wasserholer rausschicken. Unsere Männer, so scheint es mir, müssen sich noch schmutziger fühlen als wir besudelten Frauen. In der Pumpenschlange erzählt eine Frau, wie in ihrem Keller ein Nachbar ihr zugerufen habe, als die Iwans an ihr zerrten: „Nu gehen Sie doch schon mit, Sie gefährden uns ja alle!“ Kleine Fußnote zum Untergang des Abendlandes.

Nun Erinnerungslücken. Trank wieder sehr viel, weiß keine Einzelheiten mehr. Finde mich erst wieder im Morgen grauen des Montags, beim Gespräch mit Anatol. Ich zu ihm: „Du bist ein Bär.“ (Das Wort ist mir vertraut, *medwjed*.)

Darauf Anatol sehr geduldig, wie zu einem Kinde sprechend: „Nein, das ist falsch. Ein *medwjed* ist ein Tier. Ein braunes Tier im Wald, es ist groß und brummt. Ich aber bin ein *tschellawek*, ein Mensch.“

Zi MONTAG, 30. APRIL 1945

Ab acht Uhr wieder der übliche Betrieb durch die offene Hintertür. Allerlei fremdes Mannsvolk. Plötzlich sind zwei

Hundeliebe, das Spucken vor mein Bett. Ewig lang scheint mir das zurückzuliegen, ist verdrängt, fast vergessen. Alle Zeitbegriffe haben sich mir verwirrt.

Der Major ist wieder da, tritt mit mir in mein Zimmer. „Darf ich hier bleiben?“ Ich mache mit Händen und Schultern Zeichen der Hilflosigkeit. Darauf er, mit gesenkten Augen: „Vergessen Sie den Oberleutnant. Er wird schon morgen weit weg sein. Ich habe es gehört.“

„Und Sie?“

„Ich? Oh, ich bleibe noch lange, sehr lange. Mindestens noch eine Woche, und vielleicht sogar länger.“ Er weist auf das Bein: „Es steckt ein Splitter darin. Ich werde ärztlich behandelt.“

Er scheint belesen, musikalisch, ist krampfhaft bemüht, sich auch jetzt noch gentlemanlike zu benehmen. Springt unvermittelt auf, fragt nervös: „Bin ich Ihnen unangenehm? Verabscheuen Sie mich? Sagen Sie es offen!“

„Nein, nein.“ Nein, keineswegs, du magst schon recht sein, so wie du bist. Nur kann ich mich nicht so schnell in die Lage finden. Ich habe das ekelhafte Gefühl des Von-Hand-zu-Hand-Gehens, fühle mich erniedrigt und beleidigt. Dann wieder die Überlegung: Und wenn es wahr wäre, dass Anatol entchwunden ist? Wenn mir dieses so mühsam errichtete Tabu, diese Mauer wieder genommen wäre? Wäre es nicht gut, ein neues, vielleicht länger währendes Tabu aufzurichten, eine neue Mauer um mich zu bauen?

Ich starre ihn an. Schon nimmt er meine Hand, drückt sie fest mit seinen beiden Händen und sagt, wobei ihm der Mund zittert und die Augen jämmerlich blicken: „Verzeihen Sie mir. Ich habe so lange keine Frau gehabt.*“

Hab ihm dann wenig später und im Dunkeln gesagt, wie elend und wund ich bin und dass er sanft sein soll. Er war sanft und wortlos zärtlich, gab bald Ruhe, ließ mich schlafen.

Das war mein Dienstag, 1. Mai.

Die Nacht zum Mittwoch war voll Brand. Doch kein Schuss mehr in Berlin. Ruhe. Wir stehen so da, der Regen pladdert. Die Pumpe knarrt, Russen füllen einen Kanister nach dem anderen. Wir warten. Die Jammerge-

stalt vor mir berichtet monoton, nein, sie sei bisher nicht vergewaltigt worden, sie habe sich mit ein paar anderen Hausbewohnern im Keller einsperren können. Nun sei jedoch ihr Mann zurückgekehrt, von der Truppe, man verstehe wohl schon... Und nun müsse sie sich um ihn kümmern, ihn verstecken, für ihn Speise und Trank heranschaffen, da könne sie auf sich selber nun keine Rücksicht mehr nehmen.

Die Russen um die Pumpe herum musterten uns Wasserholerinnen immer nur flüchtig. Die haben schon kapiert, dass aus den Häusern in erster Linie die Krummen und Alten zur Pumpe geschickt werden. Ich runzle dort auch meine Stirn, ziehe die Mundwinkel abwärts, kneife die Augen zusammen, um recht alt und mies zu erscheinen.

oder drei da, drücken sich um mich und die Witwe herum, suchen uns anzufassen, sind gierig wie die Füchse. Meistens kommt aber einer von den uns bereits Bekannten und hilft uns, die Fremden abzuwimmeln. Ich hörte, wie Grischa ihnen das Tabu steckte, wie er Anatols Namen nannte. Und ich bin ganz stolz darauf, dass es mir wirklich gelungen ist, mir einen der Wölfe zu zähmen, wohl den stärksten aus dem Rudel, damit er mir den Rest des Rudels fern halte.

MITTWOCH, 2. MAI 1945

Man kennt jetzt die Zeiten und Stunden, in denen die Männer auf Weibsjagd gehen, sperrt die Mädel ein, steckt sie auf die Hängeböden, packt sie in den gesicherten Wohnungen zusammen. An der Pumpe wurde eine Ärztin einen Raum als Seuchenlazarett eingerichtet, mit großen Schildern in Deutsch und Russisch, dass Typhuskranke in dem Raum untergebracht seien. Es sind aber blutjunge Mädels aus den Häusern ringsum, denen die Ärztin mit ihrem Typhustrick die Jungfernshaft rettet.

Im Wohnzimmer hockt, durch die allzeit offene Hintertür eingedrungen, fast vollzählig der Haufen von Anatol. Sie haben irgendwo ein Schifferkklavier aufgetrieben und spielen abwechselnd darauf. Jeder versucht's, keiner kann's richtig.

Wir verziehen uns nach nebenan, an Herrn Paulis Bett - und finden dort Russenbesuch. Der düstere Leutnant an seinem Wanderstock und noch einer, den er uns auf ebenso gewandte wie beiläufige Art vorstellt: -tsch -tsch -tsch Soundso, Major.

Plötzlich ein neuer Ton, ein offenes Angebot. Der düsterblonde Leutnant sagt in zwei Sätzen, worum es geht: „Hier ist der Major. Er lässt Sie fragen, Bürgerin, ob er Ihnen angenehm sei.“

Halblaut murmele ich zu dem Leutnant hin: „Und Anatol? Was ist mit Anatol?“

„Was, Anatol?“, ruft er grob und laut. „Wieso Anatol?“

Der ist ja längst weit weg. Der ist zum Stab versetzt.“

Anatol weg? So ohne ein Wort? Ob das stimmt? Aber es klingt so sicher, so höhnisch überlegen. Mir dreht sich der Kopf.

Dann kurze Diskussion zwischen ihm und dem Major darüber, wo man übernachten solle, ob im Krankenhaus oder...? Und der Leutnant fragt mich, kalt, doch wieder höflich: „Könnten wir vielleicht hier untergebracht werden? Wir alle drei?“

Alle drei? Bitte, warum nicht? So haben wir doch einen männlichen Schutz für die Nacht.

Ich stehe in der Küche, die Kerze in der Hand. Neben mir steht schweigend der Major. Höflich fragt er mich, wo das Bad sei. Ich weise ihm die Tür, lasse ihm die Kerze. Der Düslerblonde, schon in Hemdsärmeln, zischelt mir zu: „Das mit uns - das von gestern -, das braucht keiner zu wissen.“ Und er verschwindet wieder. Einen Moment überlege ich: „Wieso das mit uns?“ Dann fällt mir die letzte Nacht wieder ein, die

»Als das Unterzeug zerreißt, knirschen die Zähne. Die letzten heilen Sachen«

Die Buchhändlerin teilt uns von ihren Neuigkeiten aus. Ja, Stinchen, die 18-Jährige, wird von ihrer Mutter immer noch auf dem Hängeboden gehalten. Sie sieht käsig aus, die Kleine. Kein Wunder. Dafür ist sie noch heil. Weiter erfahren wir, dass eine Frau aus dem Hause gegenüber aus dem dritten Stock auf die Straße gesprungen ist, als Iwans hinter ihr her waren. Auf dem Rasenplatz vor dem Kino ist sie begraben worden.

DONNERSTAG, 3. MAI 1945

Herr Pauli und der Major qualmten einander freundschaftlich an, und ich saß dabei und grübelte. Dies ist eine neue Sachlage. Es lässt sich keinesfalls behaupten, dass der Major mich vergewaltigt. Ich glaube, dass ein einziges kaltes Wort von mir genügt, und er geht und kommt nicht mehr. Also bin ich ihm freiwillig zu Diensten. Tue ich es aus Sympathie, aus Liebesbedürfnis? Da sei Gott vor. Einstweilen hängen mir sämtliche Mannsbilder mitsamt ihren männlichen Wünschen zum Hals heraus, kann mir überhaupt nicht vorstellen, dass ich mich noch einmal im Leben nach diesen Dingen sehnen könnte. Tue ich es für Speck, Butter, Zucker, Kerzen, Büchsenfleisch? Ein wenig bestimmt. Es hat mich bedrückt, an den Vorräten der Witwe mitzuhören zu müssen. Ich freue mich, dass ich ihr nun, durch die Hände des Majors, auch etwas geben kann. Ich fühle mich freier so, esse mit besserem Gewissen. Andererseits mag ich den Major, mag ihn umso mehr als Menschen, je weniger er als Mann von mir will. Und viel wird er nicht wollen, das spüre ich. Sein Gesicht ist bleich. Die Kniewunde macht ihm zu schaffen. Wahrscheinlich sucht er menschliche, weibliche Ansprache mehr als das bloß Sexuelle. Und die gebe ich ihm gutwillig, ja gern. Denn unter den Mannsviechern der letzten Tage ist er doch der erträglichste Mann und Mensch. Ihn kann ich überdies lenken. Das würde ich mir bei Anatol nicht so ohne weiteres zutrauen, obwohl Anatol mir gegenüber die Gutmütigkeit selber war. Aber so gierig, so Bulle, so stark! Unwillkürlich würde er mir doch eine kleine Ohrfeige hauen, bei der ich ans Zähnespucken käme - einfach so, aus Überschuss an Kraft, aus Bärenhaftigkeit. Mit dem Major hingegen lässt sich reden. Womit ich die Frage aber noch nicht beantwortet habe, ob ich mich nun als Dirne bezeichnen muss, da ich ja praktisch von meinem Körper lebe und für seine Preisgabe Lebensmittel beziehe.

SAMSTAG, 5. MAI 1945

Hab soeben eine Pfanne voll Speckgrieben vertilgt, während die Witwe finstere Prophezeiungen auf mich häuft. Ich höre nicht darauf. Was morgen sein wird, ist mir egal. Jetzt will ich so gut leben, wie ich irgend kann, sonst falle ich bei so viel Lebenswandel wie ein nasser Lappen zusammen. Das Gesicht schaut mir wieder rund aus dem Spiegel.

Am Nachmittag kreuzten etliche Männer bei uns auf. Das heißt, deutsche Männer aus unserem Haus. Es war ein ganz sonderbares Gefühl, wieder mal mit Männern umzugehen, die man nicht im geringsten fürchten, abtasten, beobachten, im Auge behalten muss. Sie brachten die Buchhändler-Saga mit,

von der heute unser ganzes Haus widerhallt. Der Buchhändler hat wirklich und wahrhaftig einen Russen angebrüllt. Dies geschah, als ein Iwan die Wasser schleppende Buchhändlerin kurz vor der Wohnungstür abging. (Den Mann lässt die Frau nicht zur Pumpe, er war in der Partei.) Die Frau kreischte, der Mann kam aus der Wohnung gerannt, ging auf den Iwan los und schrie: „Du verfluchter Sauhund! Du Schwanz!“ Und die Saga meldet weiter, wie darob der Russe klein wurde, wie er einschrumpfte, wie er kniff. Es geht also doch.

Zum ersten Mal hörte ich von solch rotem Zorn eines unserer Männer.

SONNTAG, 6. MAI 1945

Am Morgen waren wir wieder allein, saßen an Herrn Paulis Bett, frühstückten gediegen und horchten nach draußen hin. Schließlich wagte sich die Witwe in das Treppenhaus, rannte aufwärts zur Buchhändlerswohnung, wo immer noch ein Dutzend Nachbarn beisammenhaust. Sie kam zurück, bat mich: „Komm, gib mir den Rest Vaseline.“ Sie schluckt bereits, hat die Augen voll Tränen.

„Angestanden haben sie“, erklärt uns im Flüsterton die Likörfabrikantin, während die Rothaarige immer noch schweigt. „Einer hat auf den anderen gewartet. Sie sagt, es sind mindestens 20 gewesen, aber genau weiß sie es nicht.“

Ich starrte die Elvira an. Aus ihrem käsigen Gesicht hängt der verschwollene Mund wie eine blaue Pflaume.

MONTAG, 7. MAI 1945

Schon habe ich die erste große Reise hinter mir. Es kam ganz überraschend. Ich hockte auf der Fensterbank, obwohl man auf der Straße nur selten einen Menschen sieht außer Wasserholem und Russen. Da, ein Russe kommt herangeradelt, hält vor unserer Tür - der Major.

Ich - sogleich treppab gerannt. Ein blitzblankes, neues deutsches Herrenrad. Ich bitte und bettle: „Darf ich ein Stück fahren? Bloß fünf Minuten?“ Der Major steht am Bordstein und wiegt das Haupt. Er weiß nicht recht, befürchtet, dass mir das Rad unterwegs gestohlen werden könnte. Schließlich bekam ich ihn herum.

Sonne. Ich trete die Pedale, so schnell ich kann. Wind braust mir in den Ohren. Ich sause, weil es mich glücklich macht nach all der elenden Sesshaftigkeit - und auch, damit mich keiner festhält und mir das Rad klaut.

Ich raste die Straße hinauf, vorbei an endlosen Reihen Soldaten, die am Bordstein entlang hockten. Typische Infanterie, Frontschweine, müde, dreckig, verstaubt. Solche Russen sah ich noch gar nicht bisher. Es dämmerte mir, dass wir wohl Elitetruppen in den Häusern hatten, Artillerie, Nachrichtentruppen, gewaschene und gut rasierte Leute.

Ich bin ganz sonnentrunkener und besiegelt von der Fahrt, fühle mich so froh, so beschwingt wie seit Wochen nicht.

DIENSTAG, 8. MAI 1945

Sie haben unser Haus geräumt, sind aus dem ganzen Block abgezogen. Weg! Alle weg! Wir können es kaum fassen, blicken unwillkürlich straßenauwärts, als müssten von dorther

Das Foto, um das er mich bittet, kann ich ihm nicht geben, weil ich keins habe. Lange schaut er mich an, als wolle er mich mit den Augen fotografieren. Küsst mich dann russisch auf beide Wangen und stapft, ohne sich nochmals umzublicken, hinaus. Mir ist ein wenig weh, ein wenig leer zumute.

Wieder hinaus auf die Straße, ich muss weiterschippen. Nachher wollen wir Holz suchen gehen, brauchen Feuerung für den Herd. Wobei mir einfällt, dass nun niemand mehr Essen, Kerzen und Zigaretten bringen wird. Ich muss es der Witwe schonend beibringen, wenn sie von der Pumpe heimkommt.

Im Haus sammelt die Erna vom Bäcker alle Haushalts-Ausweise ein, notiert auf eine Liste alle Namen und Kopfzahl der verbliebenen Hausbewohner. Anscheinend sind neue Lebensmittelkarten in Sicht. Erna hatte sich fein gemacht, kam im geblümten Sommerkleid daher - ein ungewohnter Anblick, nachdem sich 14 Tage hindurch die Frauen nur wie

Schlampen zurechtgemacht nach draußen getraut haben. Auch mir ist nach einem neuen Kleide zumute.

Man fasst es noch nicht, dass kein Russe mehr an unsere Türe klopft, keiner sich mehr auf Sofa und Sesseln räkelt. Ich habe die Stube gründlich aufgeräumt, fand unter

dem Bett einen kleinen Sowjetstern aus rotem Glas und ein Präservativ in Papierhülle. Ich wusste gar nicht, dass sie überhaupt so was kennen.

MONTAG, 14. MAI 1945

Am Nachmittag stand ich nach Fleisch an. Nichts ist instruktiver als so eine Schlangenstunde. Eine Frau erzählte mit Befriedigung, wieso die Russen nach kurzem Durchgang ihr Wohnhaus mieden: Im ersten Stock fanden sie eine Familie vergiftet, im zweiten Stock eine Familie erhängt. Worauf sie voll Schrecken flohen und nicht wiederkehrten. Man ließ für alle Fälle die Abschreckungsobjekte noch eine Zeit lang an ihrem Platz... Mein Fleisch bekam ich glatt und gut. Schieres Rindfleisch, es hilft uns weiter.

MONTAG, 21. MAI 1945

Gegen halb vier startete ich zum Fußmarsch nach Charlottenburg, um Ilse aufzusuchen, Fotografin eleganter Moden und Redakteurin bei einer Frauenzeitschrift, bis sie sich mit einem Ingenieur verheiratete.

Der Hals war mir trocken vor Spannung, als ich in die Wohnstraße meiner Freundin einbog. Da stand das Haus, heil, doch verschlossen, tot. Rufend und pfeifend irte ich wohl eine Viertelstunde drum herum, bis ich mit einer Hausbewohnerin hineinschlüpfen konnte. Klopfen und Rufen. Drinnen ein Freudsenschrei.

Hastig wechseln Ilse und ich die ersten Sätze: „Wie oft geschändet, Ilse?“ - „Viermal, und du?“ - „Keine Ahnung, habe mich vom Train zum Major hochdienen müssen.“

Lastwagen mit neuen Truppen anrollen. Aber nichts, nur Stille, seltsame Stille.

Ich sehe mir die 16-Jährige an, die Einzige bisher, von der ich weiß, dass sie ihre Jungfernchaft an die Russen verlor. Sie hat dasselbe dumme, selbstzufriedene Gesicht wie immer. Eines ist klar: Wäre an dem Mädel irgendwann in Friedenszeiten durch einen herumstreunenden Kerl die Notzucht verübt worden, wäre hinterher das übliche Friedensbrimborium von Anzeige, Protokoll, Vernehmung, ja von Verhaftung und Gegeüberstellung, von Zeitungsbericht und Nachbarngetue gewesen - das Mädel hätte anders reagiert, hätte einen anderen Schock davongetragen. Hier aber handelt es sich um ein Kollektiv-Erlebnis, vorausgewusst, viele Male vorausbefürchtet - um etwas, dass den Frauen links und rechts und nebenan zustieß, das gewissermaßen dazugehörte. Diese kollektive Massenform der Vergewaltigung wird auch kollektiv überwunden werden. Jede hilft jeder, indem sie darüber spricht, sich Luft macht, der anderen Gelegenheit gibt, sich Luft zu machen, das Erlittene auszuspeien. Was natürlich nicht ausschließt, dass feinere Organismen als diese abgebrühte Berliner Göre daran zerbrechen oder doch auf Lebenszeit einen Knacks davontragen.

Zum ersten Mal seit dem 27. April wurde am Abend die Haustür wieder verschlossen. Damit beginnt, falls nicht wieder neue Truppen in das Haus gelegt werden, ein neuer Lebensabschnitt für uns alle.

Manchmal glaube ich, dass ich von jetzt an alles auf Erden aushalten könnte, soweit es mir von außen zustoßt und nicht aus dem Hinterhalt des eigenen Herzens.

Heute draußen Sonne. Wir schleppten endlos Wasser, haben Bettlaken gewaschen, mein Bett ist frisch bezogen. Es tat Not, nach all den gestiefelten Gästen. Zum ersten Mal seit langem höre ich wieder deutsche Männer laut sprechen, sah sie sich energisch bewegen. Sie wirkten geradezu männlich - oder doch so wie das, was man früher mit dem Wort männlich zu bezeichnen pflegte. Jetzt müssen wir nach einem neuen, besseren Wort Ausschau halten, das auch bei schlechtem Wetter standhält.

MITTWOCH, 9. MAI 1945

Von draußen rief man uns mit Kehrrichtschaufeln auf die Straße. Wir schippten den Dreckhaufen an der Ecke weg, fuhren Trümmer und Pferdemist auf einem Schubkarren zum nahen Ruinengelände.

Als ich gegen zehn Uhr auf einen Schluck Malzkaffee in die Wohnung hinaufging, war der Major da. Er wartete auf mich, kam, um Abschied zu nehmen. Schon heute fährt er ab.

Er ist sehr ernst, fast streng, beherrscht sich eisern. Umständlich malt er sich meine Adresse auf einen Zettel, will mir schreiben, will mit mir in Verbindung bleiben.

»Wie oft
geschändet, Ilse?«
»Viermal, und du?«
»Keine Ahnung«



Während wir das Thema beim Wickel hatten, verzog sich Ilses Mann, um, wie er sagte, bei den Nachbarn für mich ein paar Detektor-Neuigkeiten einzuholen. Ilse grinste hinter ihm her: „Tja, das kann er nicht gut hören.“ Er quält sich mit Selbstvorwürfen, weil er tatenlos im Keller zurückblieb, während die Iwans seine Frau zwischenhatten. Bei der ersten Vergewaltigung im Keller war er sogar in Hörweite. Es muss ein sonderbares Gefühl für ihn gewesen sein.

DIENSTAG, 29. MAI 1945

Müde kam ich gegen 20 Uhr heim. Da stellte sich heraus, dass „heim“ nicht mehr stimmt. Unsere Zufallsfamilie ist geplatzt. Herr Pauli hat der Witwe angesichts des beinah geleerten Kartoffelkorbes den längst fälligen Krach gemacht und gefordert, dass man mich nicht länger hier mitessen und mitwohnen lassen solle. Tja, meine Aktien stehen niedrig, weit und breit keine neue „Anschlaf“ in Sicht.

DONNERSTAG, 31. MAI 1945

Heute fing mein selbstständiges Hungerdasein in der Dachwohnung an. Einmal werden die Zuteilungen wohl in Gang kommen. Auf einen russischen Versorger kann ich nicht mehr rechnen. Damit ist es vorbei.

SAMSTAG, 9. JUNI 1945

Am Nachmittag war ich zum ersten Mal seit undenkbaren Zeiten wieder beim Friseur. Hab mir ein Pfund Schmutz aus dem Haar waschen und Wasserwellen legen lassen. Völlig friedensmäßig war des Friseurs Redensweise: „Jawohl, gnä‘ Frau, gewiss doch, gem, gnä‘ Frau...“ Ich kam mir ganz fremd vor bei diesen beflissen Redensarten. Die „gnä‘ Frau“ ist gewissermaßen eine Binnenwährung, eine Münze, die nur unter uns gilt. Vor der Welt sind wir Trümmerweiber und Dreck.

MONTAG, 11. JUNI 1945

Die Witwe hat mir von wilden Russenträumen erzählt, die sie jetzt noch träumt. Bei mir nichts dergleichen, wohl, weil ich alles aufs Papier gespien habe.

FREITAG, 22. JUNI 1945

Nichts mehr notiert. Und ich werde nichts mehr aufschreiben, die Zeit ist vorbei. Es war Samstag gegen fünf Uhr nachmittags, als es draußen klingelte. „Die Witwe“, so dachte

ich. Doch es war Gerd, in Zivil. Wir sagten beide eine ganze Zeit lang gar nichts, starnten uns an wie zwei Gespenster.

Er ist ganz erstaunt ob meines unbeschädigten Vorhandenseins. Schüttelte den Kopf über meine Hungersnöte. In dem Sack hatte er tadellose Kartoffeln sowie einen Kanten Speck. Ich gab mich gleich ans Braten, lud auch die Witwe ein.

Ich war nach dem ungewohnt fetten Essen heiß und übermüdig. Fand mich trotzdem zur Nacht eiskalt in Gerts Armen wieder, war froh, als er mich ließ. Bin erst mal für den Mann verdorben.

Unregelmäßige Tage, unruhige Nächte. Allerlei Leute, die mit Gerd getrekt sind, kamen uns besuchen. Gerd wollte, dass die Gäste bewirkt würden. Ich wollte Kartoffeln und Speck möglichst aufbewahren für uns beide. Saß ich stumm dabei, so schimpfte er. War ich aufgekratzt, gab ich Storys zum besten, wie wir sie in den letzten Wochen erlebt haben, so kam es nachher erst recht zum Streit. Gerd: „Ihr seid schamlos wie die Hündinnen geworden, ihr alle miteinander hier im Haus. Merkt ihr das denn nicht?“ Er verzog angewidert sein Gesicht: „J5s ist entsetzlich, mit euch umzugehen. Alle Maßstäbe sind euch abhanden gekommen.“ Was sollte ich antworten?

Ich habe Gerd inzwischen meine Tagebuchhefte gegeben. Gerd setzte sich eine Weile darüber hin, gab mir dann die Hefte zurück, meinte, er könnte sich nicht durchfinden durch mein Gekritzeln und die vielen eingeklebten Zettel mit den Steno-Zeichen und Abkürzungen. „Was soll das zum Beispiel heißen?“, fragt er und deutet auf „Schdg.“ Ich musste

lachen: „Na, doch natürlich Schändung.“ Er sah mich an, als ob ich verrückt sei, sagte nichts mehr.

Seit gestern ist er wieder fort. Will Nahrungsmittel heranhören.

Manchmal wundere ich mich darüber, dass ich nicht stärker leide unter dem Zerwürfnis mit Gerd, der mir doch sonst alles war. Mag sein, dass der Hunger die Gefühle dämpft. Ich hab so viel zu tun. Muss schauen, dass ich ein Stück Feuerstein finde für das Gas; denn die letzten Streichhölzer sind verbraucht. Ich muss die Regenpfützen in der Wohnung aufwischen; das Dach leckt wieder. Ich muss herumlaufen und Grünzeug an den Straßenrändern suchen, muss anstecken nach Grütze. Ich habe keine Zeit für ein Seelenleben.

Gott weiß, was wir noch alles essen werden. Ich weiß nur, dass ich überleben will - ganz gegen Sinn und Verstand, einfach wie ein Tier. Ob Gerd noch an mich denkt?

Vielleicht finden wir doch wieder zueinander.

TJ

Diese gekürzten Passagen sind dem Buch „Anonyma. Eine Frau in Berlin. Tagebuchaufzeichnungen vom 20. April bis 22. Juni 1945“ entnommen, das im Eichborn Verlag erschienen ist. Bereits im Juli 1945 begann die Verfasserin, damals um die 30, ihre für andere nur schwer lesbaren Tagebücher ins Reine zu tippen. Neun Jahre später vermittelte der Lektor und Schriftsteller Kurt W. Marek IC. W. Cerami das Manuskript an einen Verleger in New York. Sämtliche Namen und zahlreiche Details sind geändert, um die Identität der Personen zu schützen. Das Dokument hat durch diese - und vermutlich noch andere - Eingriffe des Lektors etwas an Authentizität eingebüßt. Es bleibt jedoch ein Zeugnis von beklemmender Wahrhaftigkeit.

Bildnachweis/Copyright-Vermerke

Anordnung im Layout: l.= links, r.= rechts, o.= oben, m.= Mitte, u.= unten;

Titel: Roger-Viollet

Editorial: Werner Bartsch: 3

Inhalt: Corbis: 4 o., 5 m.. Heinrich Hoffmann/Deutsches Historisches Museum: 4 1. m.; dpa/Ullstein Bilderdienst: 4 r. m., Keystone/Getty Images: 4 u.; Frederick Ramage/Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 5 o., Deutsches Historisches Museum: 5 u.

Die Agonie der alten Welt: Robert Caap/Magnum Photos/Agentur Focus: 6/7; Frederick Ramage/Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 8/9; AKG: 10/11. 12. 12/13; AP-13; Denkmalschutzzamt Hamburg Bildarchiv: 14/15; SV-Bilderdienst: 16/17; Margaret Bourke-White/Time Life Pictures/Getty Images: "18/19; NARA: 20/21; Harold M. Roberts/Corbis: 22/23; Corbis: 24/25

Endkampf: SV-Bilderdienst: 30/31, 33 u., 41 o.; Tjomin/Bundesarchiv: 32; Röhrt/SV-Bilderdienst: 33 o.; Scherl/SV-Bilderdienst/USteine Bilderdienst: 35; Ullstein Bilderdienst: 36. 50; Heinrich Hoffmann/Deutsches Historisches Museum: 37 o.. Arthur Grimm/Ullstein Bilderdienst: 37 u., 45 u.; Landesarchiv Berlin: 38/39; William Vandivert/Time Life Pictures/Getty Images: 40; Iwan Schagin/Museum 3 Berlin-Karlshorst: 42. 48; AKG: 44, 45 o.; Georgi Petrusow/Berlinische Galerie, Fotografische Sammlung: 47; Jewgeni Chaldej/AKG: 49 o.; Archadi Schaichet/Museum Berlin-Karlshorst: 49 u.

Der letzte Akt: Keystone/Getty Images: 54. 56; Ullstein Bilderdienst: 57. 62; Horace Abrahams/Keystone/Getty Images: 58/59; AKG Pressebild/Ullstein Bilderdienst: 61; US Army Signal Corps/AP Photo: 64/65. Scherl/SV-Bilderdienst: 66

Den Tod vor Augen: AFP/Getty Images: 68/69. 83 o.; Fotarchiv der KZ-Gedenkstätte Mauthausen: 71, 72/73; Robert Hollowi/Corbis: 74; Ullstein Bilderdienst: 75. 78 o.; United States Holocaust Memorial Museum: 76/77; Scherl/SV-Bilderdienst: 78 m., Museum Auschwitz-Birkenau: 78 u., dpa/Ullstein Bilderdienst: 80/81; Jack Clemmer/Corbis: 83 u.; Imperial War Museum: 84/85

Auschwitz: Text: © Joseph Bialot. Im Winter werden die Tage länger, deutschsprachige Ausgabe, übersetzt von Michael Horn-Killisch, erschienen 2004 im Wilhelm Goldmann Verlag. München, einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH Fotos: Ullstein Bilderdienst: 87.88/89

Zwischen Sorge und Hoffnung: imperial War Museum: 90/91; Corbis: 92.100; John Florea/Time Life Pictures/Getty Images: 95; Lee Miller Archives: 96; Haywood Magee/Picture Post/Getty Images: 99; Frederick Ramage/Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 102

Die Hölle danach: Hilmar Pabel/Ullstein Bilderdienst: '05; Fred Ramage/Keystone/Getty Images: 106; Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 108/109; Ursula Litzmann/AKG: 110

Hiroshima: Corbis:112/113. 117 l. und m., 122, 123; Richard Cannon/US Air Force/Time Life Pictures/Getty Images: i 150.. MPI/Getty Images: 115 m.; NARA: 115u.; Berlyn Brixner/Corbis: 116. 117 r. Max Desfor/AP Photo: 118; AKG: 121; Yosuke Yamahata: 125; Yosuke Yamahata/AKG: 126; Hajime Miyatake/Ashai Shimbum: 127; SV-Bilderdienst: 129

Der Kalte Krieg: Sammlung Stehle: 133; Deutsches Historisches Museum: 134, (38.141.142.145; Münchner Stadtmuseum: 137

Krieg im Reich der Mitte: Hulton-Deutsch Collection/Corbis: 146/147.152/153; Carl Mydans/Time Life Pictures/Getty Images: 148; Fred L. Eldridge/Corbis: 149 o.; Bettmann/Corbis: 149 u., 153 o., 154.156; Corbis: 150 o.; New York Public Library: 150 u.; Roger-Viollet: 155

Fremde Heimat: Sammlung Alfred De Zayas: 160/161; Ullstein Bilderdienst: 162; Arthur Grimm/Ullstein Bilderdienst: 163; Wilhelm Hauschild/Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz: 164

Endlich Gewissheit: Privat: 166: Manuel Krug: 167,168

Es geschieht am 8. Mai: Melvin Weiss/AKG: 171; US Army/Hulton Archive/Getty Images: 175

Vorschau: William Logsdail/V & A Museum: 1781.; Hulton Archive/Getty Images: 178 r. o.; Archivo Iconografico S.A./Corbis: 178r.m.; Bettmann/Corbis: 178r.u.

Karten/Illustrationen: Florian Pohl: 41, Günther Edelmann: 79,173.176

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos übernehmen Verlag und Redaktion keine Haftung.

©GEO 2005, Verlag Gruner + Jahr, Hamburg, für sämtliche Beiträge.

Einem Teil dieser Auflage liegen folgende Beilagen bei: Archiv-Verlag, Weltbild Verlag, Atlas Verlag, Zeit Verlag, WBG Wissenschaftliche Buchgesellschaft und Gruner + Jahr mit GEO Epoche und GEO.

GEO EPOCHE

DAS MAGAZIN FÜR GESCHICHTE

Gruner + Jahr AG & Co KG, Druck- und Verlagshaus,
Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, Postanschrift
für Verlag und Redaktion: 20444 Hamburg.
Telefon 040 / 37 03-0. Telefax 040 / 37 03 56 48.
Telex 21 95 20. E-Mail (Redaktion): briefe@geo.de
Internet: www.GEO.de

HERAUSGEBER

Peter-Matthias Gaede

CHEFREDAKTEUR

Michael Schapcr

GESCHÄFTSFÜHRende REDAKTEURE
Cay Rademacher (Text), Julia Krüger (Art Direction)

TEXTREDAKTION

Dr. Anja Herold

BILDREDAKTION

Christian Gargerle

ART DIRECTOR

Johannes Dönges

DOKUMENTATION: Olaf Mischen
Freie Mitarbeit: Jens-Rainer Berg,

Kirsten Porscha, Andreas Sedlmair

WISSENSCHAFTLICHE BERATUNG
Dr. Josef Schmid: Marc Hansen (Militärgeschichte)

Mitarbeiter dieser Ausgabe

Freie Mitarbeit: Jörg-Uwe Albig, Dr. Christine Beil,
Joseph Bialot, Jürgen Bischoff, Susanne Fromcl,
Heinrich Jacsche, Prof. Dr. Wilfried Loth, Manuel Krug,

Florian Pohl, Walter Salier

KARTOGRAPHIE: Günther Edelmann

SCHLÜSSERDAKTION: Dirk Krömer:

Assistenz: Hannelore Kochl

HONORARE: Petra Schmidt

REDAKTIONSASSISTENZ: Ursula Atens

GEO-BILDARCHIV

Bettina Behrens, Gunda Lerche, Gudrun Lüdemann, Peter Müller

REDAKTIONSBÜRO NEW YORK:

Nadja Masri (Leitung), Brigitte Barkley, Wilma Simon, Anuschka Tomat (Sekretariat), 375 Lexington Avenue, New York, NY 10017-5514.
Tel. 001-212-499-8100, Fax 001-212-499-8105.

E-Mail: geo@gco-ny.com

Verantwortlich für den redaktionellen Inhalt:

Michael Schapcr

VERLAGSLEITUNG: Dr. Gerd Brüne, Ove Saffe

ANZEIGELEITUNG: Anke Wiegel

VERTRIEBESLEITER: Markus Böhler

MARKETINGLEITER: Jan-Piet Stempels

HERSTELLER: Peter Grimm

ANZEIGENABTEILUNG Anzeigenverkauf: Thorsten Treppé.

Tel. 040 / 37 03 29 32. Fax 040 / 37 03 57 73

Anzeigendisposition: Wolfaans Rüders.

Tel. 040/37 03 38 24. Fax: 040/37 03 57 3

Es gilt die GEO-Anzeigenpreisliste Nr. 1/2005

HEFTPREIS: 8,00 Euro • ISBN-Nr. 3-570-19555^

©2005 Gruner + Jahr.

Hamburg, Bankverbindung: Deutsche Bank AG Hamburg, Konto 0322800, BLZ 200 700 00

DRUCK: Gruner + Jahr AG & Co KG.

Geschäftsbereich Druck, Gruner Druck, Itzehoe

Printed in Germany

GEO-LESERSERVICE

FRAGEN AN DIE REDAKTION

Telefon: 040/37 03 20 73. Telefax: 040/37 03 56 48

E-Mail: briefe@geo.de

ABONNEMENT- UND EINZELHEFTBESTELLUNG

ABONNEMENT DEUTSCHLAND

Jahres-Abonnement: 27,60 €

BESTELLUNGEN

KUNDENSERVICE ALLGEMEIN:

Mo - Fr 7.30 bis 20.00 Uhr

Sa 9.00 bis 14.00 Uhr

Telefon: 01805/8618003

(12 Cent/Min.)

Telefax: 01805/8618002

(12 Cent/Min.)

E-Mail: geo-service@guj.de

ABONNEMENT ÖSTERREICH

ABONNEMENT SCHWEIZ

GEO-Kundenservice

Postfach 5, A-6960 Wolfurt

Telefon: 0820/00 10 85

Postfach: 5, CH-6002 Luzern

Telefax: 0820/00 10 86

Telefon: 0041-41/329 22 20

E-Mail: geo@abo-service.at

Telefax: 0041-41/329 22 04

E-Mail: geo@leserservice.ch

BESTELLADRESSE FÜR GEO-BUCHER, GEO-KALENDER, SCHUBER ETC.

DEUTSCHLAND

SCHWEIZ

GEO-Versand-Service

Postfach 1002

Werner-Haas-Straße 5

CH-1240 Genf 42

74172 Neckarsulm

Telefon: 01805/06 20 00

(12 Cent/Min.)

Telex: 01805/08 20 00

(12 Cent/Min.)

E-Mail: service@guj.com

A-1150 Wien

ÖSTERREICH

GEO-Versand-Service 50/001

Postfach 5000

CH-6002 Luzern

Telefax: 0041-41/329 22 00

(12 Cent/Min.)

E-Mail: service@guj.com

BESTELLUNGEN PER TELEFON UND FAX FÜR ALLE LÄNDER

Telefon: 0049-1805/06 20 00. Telefax: 0049-1805/08 20 00

E-Mail: service@guj.com

»Es gibt keinen Sieg.
Es gibt am Ende dieses
Krieges nur Besiegte.«
Alfred Kantorowicz, 1945



»Vormittags die
ersten Amerikaner«

Gerhard Hirschfeld, Irina Renz (Hg.):
»Vormittags die ersten Amerikaner«
Stimmen und Bilder vom Kriegsende 1945

208 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, 62 Abb.,
€ 19,- (D) / sFr 34,40



Rolf-Dieter Müller:
Der letzte Krieg

415 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, 53 Abb.

€ 24,50 (D) / sFr 43,90



Klett-Cotta
www.klett-cotta.de

Hiroshima

Im Sommer 1945 ist Japan ein besiegtes Land. Die wichtigsten Industriegebiete sind zerbombt, 60 Prozent der größten Städte zerstört. Aber der Kaiser und seine Generäle geben nicht auf. Noch kontrollieren ihre Truppen ein riesiges Imperium, sie stehen in Korea, der Mandschurei, Zentralchina, in Birma und Indonesien. Seit Monaten fordern die Alliierten Japans bedingungslose Kapitulation. Doch erst durch den Einsatz der Atombombe zwingen sie das Kaiserreich endgültig in die Knie. Rund 130 000 Menschen haben unter dem Decknamen Manhattan Project an der Entwicklung der fürchterlichsten aller Waffen mitgewirkt. Der Atompilz wird im August 1945 zum Schreckenssymbol der Menschheit - und zur Chiffre für grenzenloses Leid





»Ich bin der Tod geworden, der Zerstörer der Welten«

J. Robert Oppenheimer, wissenschaftlicher Direktor des Manhattan Projects, 1945

von CAY RADEMACHER

Hiroshima, 6. August 1945, 8.15 Uhr. Akihiro Takahashi sieht einen Bomber am Himmel, doch das ist nicht ungewöhnlich. Es gibt Wichtigeres, auf das er in diesem Moment achten muss - den Schulappell.

Der 14-Jährige steht auf dem Hof der Städtischen Oberschule. Er ist zusammen mit 59 Klassenkameraden und anderen Schülern angetreten. Die Uehrer verlassen soeben das Gebäude. Militärische Disziplin herrscht an den Lehranstalten - schließlich befindet sich das Kaiserreich seit über dreieinhalb Jahren (und eigentlich noch viel länger) im Krieg.

Der Schüler ist groß geworden mit Triumphmeldungen: Soldaten haben schon 1910 das Banner der aufgehenden Sonne in Korea aufgepflanzt, dann in den 1930er Jahren in der Mandschurei und in China. Am 7. Dezember 1941 dann der Angriff auf die USA in Pearl Harbor; später in Singapur und den Philippinen Siege über die Amerikaner und deren Alliierte. Ferne Schlachten.

Vor sechs Monaten aber ist der Krieg in Akihiros Heimat gekommen. Seither greifen Hunderte amerikanischer B-29-Bomber japanische Städte an. Im Regen der Spreng- und Brandbomben sind 60 Prozent der 60 größten Städte des Landes untergegangen, Hunderttausende Menschen gestorben und etwa zehn Millionen obdachlos geworden. Fast alle bedeutenden Städte des Kaiserreiches sind getroffen worden, allerdings nicht Hiroshima.

Millionen Flugblätter haben feindliche Piloten abgeworfen, um die Bevölkerung vieler namentlich aufgeföhrter Städte vor weiteren Angriffen zu warnen. Hiroshima jedoch fehlt auf der Liste.

Dabei ist es ein ideales Ziel: „Große Insel“ bedeutet der Name der Stadt, und tatsächlich erstreckt sich Hiroshima über sechs ausgedehnte Eilande im Mündungsdelta des Ota-Flusses im Südwesten der Hauptinsel Honshu. Eine dicht besiedelte Ebene, umgeben von bewaldeten Bergen. 365 000 Menschen leben in der 400 Jahre alten Stadt, der achtgrößten Japans. Sie wohnen in eng verschachtelten, hölzernen Häusern. Nur wenige Gebäude ragen aus dem Dächermeer heraus: die 1915 im klassizistischen Stil errichtete, von einer metallenen Kuppel bekrönte Industrie-Ausstellungshalle etwa oder der Tempel an der Aioi-Brücke. Kirschbäume säumen die Flussufer und vier mächtige Kampferbäume, fast so alt wie die Stadt selbst. Seit 1868 ist sie Militärbasis, rund 8000 Soldaten sind hier stationiert.

Weshalb dann dieser seltsame Frieden inmitten des Bombenregens? Gerüchte laufen um in der Stadt: Womöglich hat der Feind etwas Besonderes vor mit Hiroshima.

Arbeiter aus dem unterworfenen Korea, die in Baracken außerhalb der Stadt hausen, und ältere Schülerinnen und Schüler schlagen große Schneisen durch die Stadt. Die japanischen Holzhäuser sind ein ideales Ziel für Brandbomben. Also reißen Arbeiter und Jugendliche Gebäude ein, um einem möglichen Feuer weniger Nahrung zu geben.

Seit rund drei Wochen erscheint an jedem Morgen eine B-29 am Himmel. Der schwere Bomber kreist einige Minuten über der Stadt, dann verschwindet er wieder Richtung Pazifik. Kein japanischer Abfangjäger steigt je auf, um ihn abzuschließen. Kampfflugzeuge sind kostbare Waffen in dem verwüsteten Land, die Armeeführung will sie nicht

vorzeitig riskieren, befürchtet doch jeder die baldige Invasion der Amerikaner.

Und wozu sollten Jagdflugzeuge starten? Niemals ist etwas geschehen. Die Menschen haben sich an den Anblick der B-29 gewöhnt. „B san“ nennen sie spöttisch den Flieger, „Herr B.“.

Also achtet Akihiro Takahashi nicht mehr auf die B-29, die neuneinhalb Kilometer über seinem Kopf dahinfliest. Er blickt auf die Lehrer, bereit zum Appell.

Noch 43 Sekunden, dann wird die Welt untergehen.

JAPAN IST IM SOMMER 1945 ein besiegt Land - aber noch immer ein fürchterlicher Gegner. Denn in den sechs Monaten nach dem Überfall auf Pearl Harbor, als die US-Flotte vorübergehend gelähmt war, hatten die Truppen des Tenno ein mehr als 15 Millionen Quadratkilometer großes Gebiet erobert. Der Westpazifik von den Aleuten bis zu den melanesischen Inseln jenseits des Äquators war unter ihrer Kontrolle - sowie fast ganz Neuguinea, die Philippinen, Indonesiens Inseln bis wenige Kilometer vor Australiens Küste, Malaysia, Indochina, Thailand und Birma.

In mehreren Seeschlachten hat die wieder erstarkte US-Marine 1942/43 zwar die japanische Flotte vernichtet. Doch die von den Japanern besetzten Länder mussten anschließend dennoch Insel für Insel befreit werden.

Sechs Millionen japanische Soldaten verteidigen ihr Imperium; etwa fünf Millionen von ihnen sind in China und in Japan stationiert. Den rund eine Million Japanern auf den Pazifikinseln stehen etwa ebenso viele Amerikaner gegenüber. Und obwohl die US-Militärs zur See und in der Luft drückend über-

legen sind, zahlen sie für die Eroberungen einen hohen Preis. Allein bei der am 19. Februar 1945 begonnenen Invasion der kleinen japanischen Insel Iwojima ist jeder dritte GI getötet oder verwundet worden.

Der US-Generalstab plant für den Herbst 1945 die Invasion der südlichen japanischen Insel Kyushu (Deckname „Olympia“) und für März 1946 den Angriff auf die Hauptinsel Honshu („Coronet“). Kein Militärhistoriker hat bis heute herausgefunden, wer im US-Generalstab erstmals schätzt, dass die Eroberung des japanischen Kernlandes auf Seiten der Amerikaner „eine Million Mann Verluste“ kosten würde (was nach gängiger Kriegserfahrung ungefähr 330000 Tote und doppelt so viele



Colonel Paul W. Tibbets jr. winkt aus dem Cockpit des umgerüsteten B-29-Bombers »Enola Gay«. Es ist der 6. August 1945, zwei Uhr morgens auf dem Flugplatz der Marianeninsel Tinian. Elf Monate hat Tibbets sich auf diesen Augenblick vorbereitet, hat mit seiner Crew immer wieder den Abwurf einer »Spezialbombe« aus mehr als neun Kilometer Höhe nach Sicht geübt. In 45 Minuten wird er mit der »Little Boy« getauften Geheimwaffe an Bord starten - und sie keine sieben Stunden später über der Großstadt Hiroshima ausklinken



Verletzte bedeuten würde). Diese Ziffer - oft sogar erhöht auf „eine Million Tote“ - bestimmt jedenfalls ab Sommer 1945 die Invasionspläne. (Bis dahin beklagen die USA im Zweiten Weltkrieg an allen Fronten zusammen insgesamt rund 250 000 Tote und Verwundete.)

Die Militärs präsentieren dem am 12. April 1945 ins Amt gekommenen Präsidenten Harry S. Truman die Pläne für die Operationen „Olympia“ und „Coronet“. Der vormalige Vizepräsident, der 1944 aus wahlaktischen Gründen





0,016 Sekunden

0,025 Sekunden

0,062 Sekunden

nominiert worden war und ein versierter Innen-, jedoch wenig erfahrener Außenpolitiker ist, hat den Krieg von seinem im Amt verstorbenen Vorgänger Franklin D. Roosevelt geerbt - und muss nun damit rechnen, dass in seinem ersten Amtsjahr eine Million Amerikaner im Kampf fallen könnten, mehr als jemals zuvor in der Geschichte der USA.

Allerdings, erfährt Truman von seinem Kriegsminister, gebe es da vielleicht noch einen anderen Weg, den Konflikt im Pazifik zu beenden: siegreich, schnell und ohne amerikanische Opfer.

Durch eine neue Bombe.

MARIANENINSEL TINIAN, Flugplatz North Field, 26. Juli 1945. Das Eiland liegt rund 2700 Kilometer südöstlich Japans. Amerikanische Truppen haben es 1944 erobert und in den größten Flugplatz der

noch immer rund 500 japanische Soldaten versteckt. Ein GI wurde bereits von ihnen erstochen.

Abseits der anderen Crews, bewacht von Posten der Militärpolizei und des Geheimdienstes, stehen die Nissenhütten der 509th Composite Group. Die Piloten der 15 Bomber und ihre Besatzung sind vor gut acht Wochen aus den USA eingetroffen, doch haben sie noch nicht an einem der Massenangriffe gegen Japan teilgenommen.

„Glory Boys“ werden sie von den anderen Crews genannt, hektografierte Spottgedichte über die Neuankömmlinge machen die Runde. Der Hohn der Kameraden ist für die Männer der 509th Composite Group nur schwer erträglich - schließlich gehören sie zu den besten Piloten, Bombenschützen und Navigatoren der Air Force. Doch sie dürfen

Der Kommandant der 509. hat wenigstens eine ungefähre Vorstellung vom Angriffsplan. Colonel Paul W. Tibbets jr. ist schon 1942 bei den ersten Angriffen gegen Deutschland mitgeflogen. Ende 1943 wurde er Testpilot für die neu entwickelte, schwierig zu fliegende B-29. Am 2. September 1944 hat der Oberst den Befehl bekommen, eine kleine Einheit für Angriffe mit einer „Spezialbombe“ auszubilden. Mögliche Ziele: Deutschland und Japan.

Tibbets hat es plötzlich mit Wissenschaftlern zu tun, die sich nicht vorstellen, ihm aber genaue Instruktionen geben: Hoch solle der Bomber am Angriffstag fliegen, über neun Kilometer. Schnell müsse er sein, fast halbe Schallgeschwindigkeit. Dennoch müsse die „Spezialbombe“ nach Sicht abgeworfen werden - das heißt, der Bombenschütze

Die Spezialeinheiten trainieren im Niemandsland von Nevada

Welt verwandelt. Hier starten und landen auf vier bis zu drei Kilometer langen Betonpisten fast Nacht für Nacht Hunderte von B-29-Bombern zu Angriffen auf japanische Städte. In der Nähe liegt ein Hafen, mit Pipelines, Tanks, Kais und Lagerhäusern zur Versorgung der Flieger. Die Soldaten leben in Nissenhütten: halbrunden Wellblechbaracken, in denen es in der schwülen Luft unerträglich heiß werden kann. Kaum jemand wagt sich weit vom Flughafen fort - im Dschungel auf der Insel halten sich

über ihre Mission nichts verraten. Und was ihre Nerven noch ärger strapaziert: Sie könnten es auch gar nicht. Denn sie wissen nicht, welchen Einsatz sie fliegen sollen.

Selbst die Japaner scheinen mehr zu ahnen. Ihr Propagandasender, deren Sprecherin, die „Rose von Tokio“, auch bei den GIs beliebt ist, begrüßt die Männer jedenfalls ironisch auf Tinian. Die Bezeichnung des Geschwaders ist dem Feind ebenso bekannt wie das Datum seiner Ankunft.

soll mit Teleskop und Visier das Ziel anzeigen, nicht mithilfe des Radargerätes.

Und das Seltsamste: Statt, wie üblich, nach Abwurf der Bombenlast geradeaus weiterzufliegen, muss die B-29 unmittelbar nach dem Ausklinken eine scharfe Kurve fliegen - ein halsbrecherisches Manöver in so großer Höhe. Tibbets fragt sich, wozu dies gut sein soll.

In einer abgelegenen Basis in der Wüste zwischen Utah und Nevada bildet er seine Crews aus. Alle haben sich ausgezeichnet, alle sind vom FBI auf ihre



2 Sekunden

4 Sekunden

10 Sekunden

Am 16. Juli 1945, drei Wochen vor dem Angriff auf Hiroshima, haben Wissenschaftler in der Wüste New Mexicos die erste nukleare Bombe gezündet. Die Forscher des Manhattan Projects sind überwältigt von der Gewalt der Atomexplosion. Der amerikanische Präsident Harry S. Truman erfährt bei der Konferenz der Alliierten in Potsdam von dem Erfolg des zwei Milliarden Dollar teuren Waffenprogramms. Der Urankern für die Hiroshima-Bombe ist zu diesem Zeitpunkt längst auf dem Weg in den Pazifik

43 Metern. Der aus Aluminiumelementen zusammengefügtes, elegante Bomber schimmert silbern. Er ist die komplizierteste und teuerste konventionelle Waffe, die die USA in diesem Krieg entwickelt haben. Doch für Tibbets ist sie nicht gut genug: Er lässt in jede Maschine vier je 2200 "PS starke Wright-R-3350-57-Cyclone-Motoren einbauen. Dazu verbesserte, verstellbare Propeller. Die Panzerung aber, die die Besatzung bei feindlichem Beschuss vor Splittern schützen soll, lässt er herausreißen. Ebenso, bis auf ein Zwillingsmaschinengewehr im Heck, die Maschinengewehre, mit denen der Flieger normalerweise bestückt ist.

Seine Männer sehen das gar nicht gern: Sie fühlen sich in den Bombern nun schutzlos. Doch Tibbets weiß, dass die Maschinen durch das eingesparte Gewicht jetzt schneller und höher fliegen können. Im vorderen der beiden Bomber schächte lässt er zudem batteriegespeiste Heizungen installieren, damit der Zünder in der eisigen Höhe am Rand der Stratosphäre nicht einfriert - und eine neue Halterung einbauen: Fortan kann jede B-29 eine einzige gewaltige Bombe an nur einem Haken tragen.

Im Mai und Juni 1945 fliegen die Männer der 509. nach Tinian. Auf der Pazifikinsel gehen die Übungseinsätze weiter - wenn auch erstmals gegen echte Ziele. Rota, eine andere Insel der Mariannengruppe, ist so unbedeutend, dass man auf ihr keinen Flugplatz einrichten kann. Mithin ist sie uninteressant für die Amerikaner und deshalb bisher nicht erobert

Zuverlässigkeit überprüft worden. Von den 1764 Soldaten unter Tibbets' Kommando - zwölf Soldaten pro B-29, der Rest sind Techniker, Sicherheitsleute und andere - versucht nur ein Einziger, mehr über ihren geheimnisvollen Einsatz herauszufinden: Captain Robert Lewis, ebenfalls ein ehemaliger Testpilot der B-29. Der fährt eines Tages zu einem Stützpunkt, auf dem einige der namenlosen Wissenschaftler arbeiten. Vergebens - ein Sicherheitsoffizier fängt ihn am Eingang ab. Lewis wird trotzdem nicht, wie manche andere Soldaten, aus der Einheit entfernt, denn er ist der beste Pilot der Gruppe.

Tibbets wählt im Laufe der Monate im Herstellerwerk 15 neue Maschinen aus. Die Boeing B-29 ist gut 30 Meter lang und hat eine Spannweite von etwa

worden. Noch immer halten sich dort rund 3000 japanische Soldaten versteckt. Tibbets lässt seine Crews nun zum Training 500-Kilo-Bomben aus großer Höhe auf dieses kleine Ziel werfen.

Vom 20. Juli an geht es auf rund zwölfstündige Einsatzflüge gegen Japan. Einzelne sollen die B-29 verschiedene Städte im Kaiserreich anfliegen und aus großer Höhe jeweils eine Bombe auf ein vorbestimmtes Ziel abwerfen, etwa einen Bahnhof. Von 38 Sprengsätzen treffen 37 ins Ziel. Inzwischen haben die Männer von der „Superbombe“ gehört, die zum Einsatz kommen soll. Alle wollen dabei sein.

Am 26. Juli 1945 läuft der schwere Kreuzer „USS Indianapolis“ in Tinian ein und legt an einem abgespernten Kai an. An Bord ein mit Blei ausgeschlagener Stahlzylinder, 60 Zentimeter lang und 45 Zentimeter breit, einige hundert Kilo schwer. Ein Major und ein Wissenschaftler lassen ihn keinen Augenblick aus den Augen, als Matrosen ihn entladen und auf einem Lastwagen zum abgesperrten Teil der 509th Composite Group fahren. Im Inneren des Zylinders ruht das Material für die „Superbombe“.

60 Kilo Uran U-235.

DIE 60 KILO URAN sowie einige Kilo Plutonium Pu-239 sind das Ergebnis von mehr als zwei Milliarden Dollar Kosten und vier Jahren Arbeit von 130000 Menschen, unter ihnen einige der brillantesten Physiker und Chemiker des 20. Jahrhunderts. Es ist die Ausbeute des

geheimnisvollsten, teuersten und folgenreichsten Geheimprojektes des Zweiten Weltkrieges: des Manhattan Projects.

Begonnen hatte alles wenige Jahre zuvor. Ende 1938 gelang den Deutschen Otto Hahn und Fritz Strassmann die erste Kernspaltung, indem sie Urankerne mit Neutronen beschossen. Dabei zerplatzten die Kerne in mehrere Teile, die zusammen weniger Masse als der Ausgangskern hatten. Die Differenzmasse war in Energie umgewandelt worden.

Leo Szilárd, ein jüdisch-ungarischer Physiker, der 1933 das „Dritte Reich“ verlassen hatte und schließlich in die USA emigriert war, erkannte, dass durch die Nuklearspaltung explosionsartig eine sich selbst in Gang haltende Kettenreaktion von Kernspaltungen entstehen kann, durch die innerhalb von weniger als einer Millionstel Sekunde eine ungeheure Energie freigesetzt wird. Eine Energie, welche das Naziregime in eine mörderische Waffe verwandeln könnte.

Aber wer sollte auf ihn, den unbekannten Exilanten, hören? Szilárd wählte den Umweg über Albert Einstein. Der berühmte Forscher war schon vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten nach Princeton gegangen. Der Ungar brachte seinen Fachkollegen dazu, US-Präsident Roosevelt in einem Brief vor der Gefahr einer deutschen Atombombe zu warnen.

Dieser Brief war der Startschuss für das Manhattan Project - auch wenn es



Nur wenige Bauten und Brücken in Hiroshima widerstehen der atomaren Gewalt. Vor dem Schlag ist die japanische Hafenstadt von den US-Militärs weitgehend verschont worden: So können sie die Wirkung ihrer neuen Waffe an einem fast unversehrten Ziel testen

zu diesem Zeitpunkt noch niemand so nannte. 6000 Dollar flössen aus dem Etat der Navy an ein erstes Forschungsprojekt. Erst nach dem Überfall der Japaner auf Pearl Harbor wurden die wissenschaftlichen Anstrengungen potenziert: Jetzt arbeiteten Wissenschaftler in Dutzenden von Universitäten und Laboratorien an der Atombombe. Neben den US-Wissenschaftlern forschten Briten und einige der brillantesten Exilanten Europas - Leo Szilärd etwa oder der Italiener Enrico Fermi.

Es waren vor allem drei Fragen, die die Forscher beantworten mussten:

- Wie kann eine kontrollierte Kettenreaktion gesteuert werden? Noch immer waren viele theoretische Fragen nicht geklärt. Etwa: Welche Materialien sind nutzbar, und welche Mengen müssen von ihnen gewonnen werden?
- Wie kann das fragliche Material in ausreichender Menge hergestellt werden?
- Wie kann aus dem schließlich gewonnenen Material eine Waffe gebaut werden?

Bei der Lösung dieser Probleme konnten die Wissenschaftler zum Teil auf schon bestehende Hypothesen aufbauen. So hatte der dänische Atomforscher Niels Bohr bereits eine Theorie der Kernspaltung entwickelt, wonach bei Uran nur das Isotop U-235 spaltbar

Das Prinzip war bei beiden Materialien gleich: U-235 und Pu-239 senden bei der Spaltung zwei bis drei Neutronen aus. Trifft eines dieser Neutronen einen anderen Atomkern, wird auch er gespalten, wobei abermals zwei bis drei Neutronen freigesetzt werden, die wiederum weitere Atomkerne spalten können, sodass, wie von Szilärd vorhergesagt, eine Kettenreaktion entsteht.

Allerdings müssen dafür genügend große Mengen des Materials auf einem begrenzten Raum vereint sein - die so genannte „kritische Masse“. Bei der Überschreitung dieser Masse steigt die Neutronenstrahlung so sehr an, dass eine Kettenreaktion entsteht. 1942 kalkulierte Wissenschaftler, dass sie für eine Bombe etwa 50 bis 100 Kilo U-235 und rund zehn Kilo Pu-239 benötigen würden. Das war die Theorie - wie aber ließen sich die radioaktiven Isotope in derartigen Mengen gewinnen?

Im Kriegsministerium wurde im Sommer 1942 vielen Verantwortlichen klar, dass die Forschungen besser organisiert werden mussten. Am 17. September 1942 wurde deshalb Colonel Leslie Groves zum General und Koordinator der Arbeiten befördert.

Der bullige Offizier war alles andere als begeistert. Er hatte gerade erst den Bau des Pentagon-Gebäudes geleitet

Den ersten funktionsfähigen Kernreaktor der Welt nahm der Physiker Enrico Fermi am 2. Dezember 1942 in einer Turnhalle der Universität Chicago in Betrieb. Fermi erzeugte damit die erste kontrollierte nukleare Kettenreaktion, indem er die Neutronen, welche die Uran-Isotope aussendeten, mit Graphit abremste.

Mit dieser Form der Kernreaktion, die langsam und kontinuierlich ablief, konnte Plutonium Pu-239 hergestellt werden.

1943 wurde Julius Robert Oppenheimer zum wissenschaftlichen Direktor des Manhattan Projects ernannt. Der hagere Mann, 1904 in New York als Sohn reich gewordener deutscher Auswanderer geboren, war die ideale Ergänzung zu Groves. Oppenheimers Qualität bestand darin, für die beständig neu auftauchenden Probleme rasch theoretische Lösungswege aufzuzeigen. Zudem hatten die Wissenschaftler des Projekts in Oppenheimer - einem Chemiker und Physiker - einen Partner, der sie verstand.

Die Forscher in den mehr als 30 Laboratorien und Produktionsstätten arbeiteten weitgehend isoliert von der Außenwelt. Keiner wusste: Wie weit waren die Deutschen?

Was Groves und seine Männer nicht ahnten: Die deutschen Wissenschaftler

Die Bombe zerstört durch Hitze, Druckwelle und Strahlung

ist. Isotope sind Atomarten, deren Kerne gleiche Protonen-, aber unterschiedliche Neutronenzahlen aufweisen. Die chemischen Eigenschaften sind jeweils sehr ähnlich, doch die Masse ist unterschiedlich. 99 Prozent des natürlich vorkommenden Uranerzes bestehen aus dem Isotop U-238, nur knapp ein Prozent entfällt auf U-235. Zum Bau einer Bombe müsste man demnach U-235-Isotope isolieren.

Der US-Chemiker Glen Seaborg schlug 1941 das Plutonium-Isotop Pu-239 vor. Doch das muss künstlich erzeugt werden, und zwar indem Uran 238 mit Neutronen beschossen wird.

und sich nun für ein Kommando in Übersee beworben. Doch dem bis zur Rücksichtslosigkeit effizienten Organisator wurde von seinen Vorgesetzten keine Wahl gelassen.

Fortan war es Groves, der die theoretischen Erkenntnisse der Wissenschaftler in praktische Resultate umsetzte. Als Erstes ließ er in Oak Ridge, Tennessee, einen gewaltigen Industriekomplex errichten. Hier wurde ab 1943 U-235 hergestellt, das man auf komplizierte Weise vom schwereren U-238 trennte. Ausbeute pro Woche: wenige Gramm. Und hier wurde auch ein Reaktor zur Produktion von spaltbarem Plutonium gebaut.

um Hahn hatten nach 1938 nur noch geringe Fortschritte gemacht. Und das verwüstete Land war militärisch-industriell längst nicht mehr in der Lage, spaltbares Material herzustellen und es in eine Atombombe zu packen. Das Rennen um die Atombombe hatten die Amerikaner bereits 1942 gewonnen.

Im April 1945 war absehbar, dass bald ausreichend Material bereitstehen werde: Plutonium für zwei Bomben. Uran für eine Bombe. Doch zu diesem Zeitpunkt war die Kapitulation des „Dritten Reichs“ nur noch eine Frage von Tagen. Die Angst vor der deutschen Bombe, das wichtigste Motiv zum Start

des Manhattan Projects, hatte sich in nichts aufgelöst.

Bleib nur noch Japan.

Am 16. April 1945 trafen sich im Pentagon General Groves, Colonel Tibbets sowie einige Offiziere und Wissenschaftler. Zweck der Konferenz: Ziele festzulegen für die Atombombe. Nach langer Diskussion einigte sich die Runde auf vier, später drei weitgehend unverwüstete Städte: Kokura, Nagasaki und, mit oberster Priorität, Hiroshima.

An die Bomberverbände erging der Befehl, diese Städte auch fortan zu meiden. Die US-Militärs wollten die „Superbombe“ auf unzerstörte Ziele abwer-

morandum. Der Satz ist, untypisch für einen militärischen Bericht, freigestellt, unterstrichen und mit einem Ausrufezeichen geschmückt.

Und noch etwas zeugt vom Optimismus und von der Ungeduld der Männer des Manhattan Projects: Der Zylinder mit dem U-235-Kern für die Uranbombe hatte bereits am 14. Juli die Waffenfabrik in Richtung Tinian verlassen - zwei Tage vor dem ersten Test. Die Atombombe war einsatzbereit.

Wie würde sich der Präsident entscheiden?

Harry Truman befand sich an diesem Tag in Potsdam. Gemeinsam mit Wins-

was sonst nur durch einen monatelangen Landkrieg erreicht werden könnte? Lieber einige zehntausend Opfer durch einen Blitz als einige hunderttausend durch einen Feldzug?

So dachte Truman, so zumindest hat er bis zum Ende seines Lebens argumentiert. Und doch waren seine Motive - und die der Militärs - möglicherweise sehr viel komplexer. Oder sehr viel simpler.

Komplexer, weil sich Truman schon kurz, nachdem er von der Existenz des Atombombenprogramms erfahren hatte. Ratschläge geben ließ. Er berief ein Komitee aus Wissenschaftlern und Politici-

Hiroshimas Schicksal ist bereits im April 1945 besiegelt

fen, um deren Wirkung besser studieren zu können.

Da über Japan oft in 8000 bis 10000 Meter Höhe Schleierwolken ziehen, wurden Meteorologen befragt, wann mit bester Sicht zu rechnen sei. Ihr Rat: im August, am besten in der ersten Monatswoche.

An jenem Tag in Washington - neun Tage, bevor Präsident Truman überhaupt von der Existenz der Atombombe erfuhr, und drei Monate, bevor erstmals ein Testexemplar gezündet wurde - war das Schicksal von Hiroshima bereits besiegelt.

DAS NEUE ZEITALTER begann am 16. Juli 1945 um 5.30 Uhr. In einer Wüstengegend New Mexicos, der die Militärs - auf Oppenheimers Vorschlag hin - den Codenamen „Trinity“ gegeben hatten, „Dreifaltigkeit“, zündeten Wissenschaftler eine der beiden Plutoniumbomben.

Ein Feuerball, so hell wie tausend Sonnen, schmolz den Wüstensand zu Glas. Der Blitz und der Rauchpilz waren noch Dutzende Kilometer weit zu sehen, die Zerstörungskraft von Hitze und Druckwelle übertraf die kühnsten Erwartungen von Militärs und Wissenschaftlern.

„Was für eine Explosion“, meldete Groves an den Präsidenten in einem Me-

ton Churchill und Josef Stalin entschied er in einer mehrwöchigen Konferenz über die Ordnung der Nachkriegswelt (siehe *GEOEPOCHE* „Deutschland nach dem Krieg“). Stunden nach der Explosion war ihm ein erster Rapport zugestellt worden.

Andererseits hatte er drei Tage vor der Zündung von seinen Diplomaten erfahren, dass sich die japanische Regierung diskret nach den Friedensbedingungen erkundigte. Das Kaiserreich war bereit, sich zu ergeben. Die einzige Bedingung der Japaner: Der Tenno dürfe auf keinen Fall abgesetzt oder gar, wie auf alliierter Seite gefordert, vor ein Gericht gestellt werden.

Doch weder Truman noch Churchill oder Stalin dachten daran, diese Bitte zu erfüllen. Seit 1943 schon hatten die Alliierten die „bedingungslose Kapitulation“ Deutschlands und Japans verlangt.

Wenn Tokio dies nicht akzeptiere, so sah es Truman, dann werde ab Herbst 1945 die US-Invasion anrollen. Die wiederum, das versicherten ihm seine militärischen Berater, würde eine Million amerikanische Opfer fordern. Wäre es da nicht geradezu human, die Atombombe einzusetzen?

Die Bombe als Alternative zur Invasion? Die nukleare Explosion, die im Bruchteil einer Sekunde vollbringt,

kern ein, um sie zu fragen, ob die Bombe eingesetzt werden solle. Die Männer, unter ihnen Oppenheimer und Fermi, votierten dafür. Japan ohne Vorwarnung anzugreifen.

Andere Atomforscher dagegen, etwa Leo Szilärd, sahen nach der deutschen Kapitulation keine Notwendigkeit mehr für einen Einsatz. In einem Memorandum vom 11. Juni 1945 rieten sie, japanische Beobachter zu einer Testexplosion einzuladen, damit die sich von der schrecklichen Wirkung der Waffe überzeugen könnten.

Die US-Militärs lehnten diesen Vorschlag ab: Was wäre, wenn diese erste Explosion einer nie zuvor getesteten Waffe scheitern würde? Statt Japan zu entmutigen, hätte eine Fehlzündung den Kampfeswillen des Feindes gestärkt.

Ein mögliches weiteres Motiv für Trumans Entscheidung: Der spätere Außenminister James Byrnes hatte bereits am 3. März 1945 in einer Denkschrift daran erinnert, dass das Manhattan Project zwei Milliarden Dollar verschlungen hatte - und zwar aus Geheimfonds. Diese Ausgaben waren vor dem US-Kongress verheimlicht worden. Zudem waren zwei für das Projekt wichtige Firmen von staatlichen Ermittlungen wegen Kartellbildung verschont worden. „Wenn das Projekt ein Fehlschlag wird“.



Eine Armbanduhr aus den Trümmern von Hiroshima: Um 8.15 Uhr fällt die Atombombe aus dem vorderen Schacht der »Enola Gay« und detoniert in rund 580 Meter Höhe - direkt über einem Krankenhaus

warnte Byrnes, „wird es zu gnadenlosen Untersuchungen und zur Kritik führen.“ Mit anderen Worten: Wenn die Regierung ein Vermögen heimlich ausgibt, ohne dafür ein überzeugendes Resultat präsentieren zu können, riskiert sie ihre politische Existenz.

Zudem dachten manche amerikanische Politiker bereits nicht mehr an Japan - sondern an die UdSSR. Der US-Präsident hatte Stalin am 24. Juli in Potsdam eher nebenbei über die Existenz einer „neuen Bombe“ informiert,

der Sowjeterrscher hatte sich freundlich interessiert, aber nicht weiter beeindruckt gezeigt.

US-Kriegsminister Henry Stimson dagegen hatte bereits einen Tag zuvor in seinem Tagebuch notiert, dass die Sowjetunion ohne einen amerikanischen Einsatz der Atombombe im Pazifik ungeheuren Einfluss gewinnen werde. Die Bombe sollte also nicht in erster Linie Japan niederzwingen, sondern die UdSSR aus dem Fernen Osten heraushalten.

Vielleicht waren Trumans Motive aber auch viel simpler: Die Atombombe wurde abgeworfen, weil sie *da* war. Schließlich setzten im Zweiten Weltkrieg alle Kontrahenten fast jede Waffe, die einsatzfähig war, auch tatsächlich ein. Und warum sollte man ausgerechnet auf die Japaner Rücksicht nehmen, die den Krieg im Pazifik ja schließlich mit dem Angriff auf Pearl Harbor begonnen hatten - einem infamen Überfall ohne Kriegserklärung, der 2500 Amerikaner das Leben gekostet hatte?

Der britische Premier Winston Churchill jedenfalls, dem am 17. Juli ein codiertes Telegramm mit der Nachricht von der Atombombenexplosion („Babys problemlos geboren“) überreicht worden war, schrieb später über die entscheidenden Tage von Potsdam: „Nicht für einen Augenblick gab es eine Diskussion darüber, ob man die Atombombe einzusetzen sollte oder nicht.“

Ob nun nach sorgfältigem Abwägen oder ohne lange nachzudenken: Am 25. Juli 1945 gibt Truman der Strategischen Luftflotte im Pazifik den Befehl, die „Spezialbombe“ nach dem 3. August einzusetzen. „sobald das Wetter es erlaubt“.

TINIAN, NORTH FIELD, Samstag, 4. August 1945, 15.00 Uhr. Sechs Crews der 509th Composite Group haben die Order, sich im Versammlungsraum einzufinden. In der Nissenhütte ist es stickig von Zigarettenqualm. Captain William Sterling Parsons, ein Marinetechniker, erhebt sich.

„Ich habe an der Bombe, die Sie bald abwerfen werden, mitgearbeitet“, beginnt er. Dann zeigt er Bilder der ersten Atombombenexplosion in New Mexico, die er selbst an Bord eines Beobachtungsflugzeuges miterlebt hat. Er gibt eine kurze Einführung in das Projekt. Das Wort „Atombombe“ benutzt er nicht. Die meisten Männer in der Baracke wissen immer noch nicht genau, was sie bald abwerfen sollen. Doch immerhin dies: Parsons schätzt, dass die Sprengkraft ihrer Bombe der von 20 Kilotonnen TNT gleichkommt. Das entspricht



der Zerstörungskraft zweier 1000-Bomber-Angriffe.

Dann werden neue Bilder an die Wand geworfen - und jetzt geht erstmals ein Raunen durch die Reihen. Luftaufnahmen einer unzerstörten japanischen Stadt! Niemand hätte es für möglich gehalten, dass es noch unverwüstete Orte beim Feind gibt.

„Das ist Hiroshima“, sagt Tibbets.

Stundenlang werden die Soldaten von Offizieren und Wissenschaftlern eingewiesen: Drei B-29 werden vorausfliegen, je eine nach Hiroshima, Kokura und Nagasaki. Es sind die Pfadfinder, die das Wetter und mögliche Flugabwehrreaktionen über den Zielstädten auskundschaften sollen. Eine Stunde später wird ihnen die B-29 mit der Atombombe folgen, begleitet von einer weiteren Maschine, welche Messinstrumente abwerfen soll, und einer dritten, von der aus Film- und Fotoaufnahmen gemacht werden.

Gegen 20 Uhr verkündet Tibbets, dass er selbst die Maschine mit der Seriennummer 44-86292 pilotieren werde - es ist ein Bomber, den Tibbets am 9. Mai 1945 persönlich im Glenn-L.-Martin-Werk in Omaha, Nebraska, ausgewählt hat. Captain Robert Lewis, der beste Pilot im Training und der Einzige, der sich je nach dem Wesen der Waffe erkundigen wollte, muss auf den Platz des Copiloten ausweichen. Zudem tauscht Tibbets den Navigator und den Bom-



benschützen dieser Crew gegen alte Vertraute aus. Lewis ist empört.

Sonntag, 5. August. Die sechs B-29 starten morgens zu einem kurzen Kontrollflug, auf dem alle Systeme überprüft werden. Die Männer an Bord sind nervös. Um 13.45 Uhr kommt die Meldung vom Fliegerhauptquartier aus Guam. Die Wetterberichte aus China, Russland, den Philippinen und von Wetterschiffen und -flugzeugen sind gut. Start in der kommenden Nacht.

Männer vom Bodenpersonal übermalen das Zeichen der 509th Composite Group - einen gezackten Pfeil - und er-

setzen es durch ein „R“ im Kreis, das Emblem einer anderen Bombergruppe. Nichts soll auf eine Spezialmission hindeuten.

Nachmittags erfährt Captain Lewis, dass sein bislang namenloser Bomber benannt worden ist. Flugzeuge zu taufen ist das Vorrecht ihrer Kapitäne - ein Privileg, das die Soldaten abergläubisch verteidigen. Lewis ist außer sich vor Zorn, eilt zu seiner B-29 und entdeckt dort den Schriftzug „Enola Gay“.

Wie sich herausstellt, hat Tibbets eigenmächtig den Bomber auf den Namen seiner Mutter getauft (die, als sie Wochen später von dieser Ehre erfahren wird, still gelächelt haben soll). Der protestierende Lewis wird von dem Colonel kurz abgefertigt: Der Name bleibt.

Am späten Nachmittag wird die Bombe, verborgen unter Segelplane, aus einer schwer bewachten Halle bis in eine Verladegrube gerollt - und die „Enola Gay“ über der Grube positioniert.

Hydraulische Heber schaffen die Bombe in den vorderen Schacht der B-29. Erstmals sehen die Männer die se-

heimnisvolle Waffe. Viele dürften enttäuscht sein. Ihr Äußeres gleicht dem einer gewöhnlichen 10000-Pfund-Bombe: ein vier Meter langer, gut einen Meter durchmessender Zylinder mit Stabilisierungsflossen am Heck, die dafür sorgen, dass der Sprengkörper bei seinem Fall durch die Luft nicht allzu heftig trudelt.

„Little Boy“ wird die Bombe genannt - niemand weiß, warum. Möglicherweise ist es eine Anspielung auf den kürzlich verstorbenen, körperlich gebrechlichen Präsidenten Franklin D. Roosevelt.

Im letzten Augenblick beschließen Offiziere und Wissenschaftler, die Atombombe nicht, wie ursprünglich geplant, bereits am Boden scharf zu machen, sondern erst während des Fluges. Die „Enola Gay“ wird beim Start überladen sein. Mehrmals schon sind auf Tinian

vollbeladene B-29-Bomber beim Start über die Bahn hinausgeschossen und in einem Feuerball explodiert. Niemand möchte das mit einer scharfen Atombombe riskieren.

Captain Parsons, der Marinetechniker, der mit einem Assistenten mitfliegen wird, hat nun nur wenige Stunden Zeit, um die entscheidenden Schritte zu üben. Da noch nie eine Uranbombe gezündet worden ist, weiß selbst er nicht genau, welche Wirkung die Waffe haben wird.

Abends stehen die betankten und beladenen B-29-Bomber in der Tropenhitzze, bewacht von einer doppelten Postenreihe. Die Crews sollen schlafen, doch sie sind nervös, spielen Poker.

22.00 Uhr. Letzte Einsatzbesprechung. Die Männer erhalten Fliegeroveralls, Fallschirme, Schwimmwesten. Notrationen, Fliegermesser - und schwere Schutzbrillen, deren Gläser sich komplett abdunkeln lassen. Für die Sekunde nach dem Explosionsblitz. Tibbets steckt sich heimlich zwölf Zyankali-Kapseln ein, für jeden Mann an Bord eine.

„Allmächtiger Vater, wir bitten dich, denen beizustehen, die sich in die Höhe deines Himmels wagen und den Kampf zu unseren Feinden tragen“, beginnt der Feldgeistliche seine Predigt. Es ist Mitternacht.

MONTAG, 6. AUGUST 1945, 0.30 Uhr. Abendessen für die Crews. 30 Minuten später machen die Männer der Pfadfinderflugzeuge ihre Maschinen fertig.

In Hiroshima ist es Mitternacht. Irgendwo gibt es einen Fliegeralarm. Im Vorort Midori-cho zieht Yoshito Matsushige seine Uniform an. Er ist 32 Jahre alt und Zeitungsfotograf, in diesen Zeiten arbeitet er zudem fürs Militär. Mit dem Fahrrad macht er sich auf ins örtliche Hauptquartier, um zu sehen, was es mit dem Alarm auf sich hat.

2.00 Uhr. Die „Enola Gay“ und ihre beiden Begleitmaschinen stehen im gleißenden Licht von Filmkameras. Erinnerungsfotos werden gemacht. Inzwischen drängen viele Soldaten heran an die bis vor kurzem belächelten „Glory Boys**. Irgendetwas Großes steht bevor.

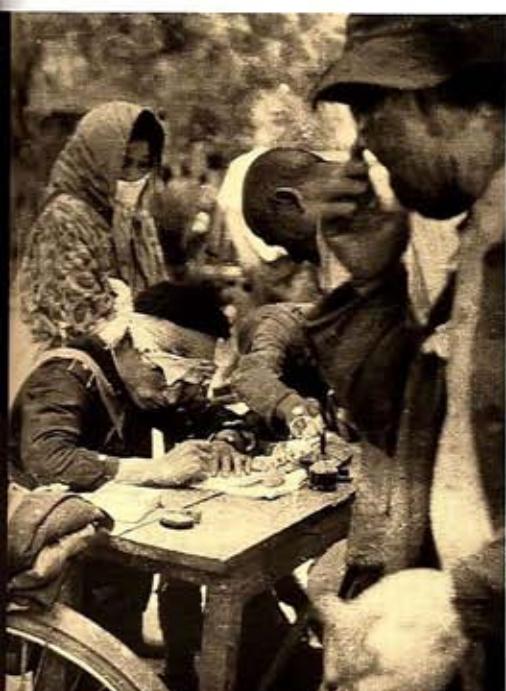
Soldaten stecken den Crewmitgliedern kleine Dinge zu, die sie später als Souvenirs wiederbekommen möchten. Manche Männer des Bombers tragen deshalb vier Uhren am Handgelenk.

2.45 Uhr. Start. Die „Enola Gay“ wiegt über 65 Tonnen, davon entfällt die Hälfte auf den Treibstoff, weitere fünf Tonnen auf die Atombombe. Die B-29 liegt um gut eine Tonne über ihrem maximal zulässigen Startgewicht. Tibbets lässt die Motoren aufheulen. Langsam setzt sich der silberne Koloss auf Startbahn A in Bewegung, wird schneller und schneller und verschwindet in der Nacht.

Kurs 338 Grad. Geschwindigkeit etwa 370 km/h, Flughöhe gut 1200 Meter. Höher hinauf darf die „Enola Gay“ nicht - denn ein Bomberverband wird zurückgewartet, und dem darf sie nicht in die Quere kommen. In dieser Höhe werden die Männer von heftigen Windstößen durchgeschüttelt. Tibbets weicht nach Sicht in der klaren Nacht großen Wolkentürmen aus.

Im Bombenschacht ist es eng und dunkel. Parsons und sein Assistent müssen Drähte in der richtigen Reihenfolge zusammenstecken, um den Zünder zu aktivieren. Die heftigen Windstöße erschweren ihre Arbeit. Es geht nur langsam voran.

Die Bombe hat ein Herzstück aus einer Kugel Uran U-235, in deren Mitte ein Hohlraum freigelassen worden ist. Ein weiterer, kleinerer Uranblock ist davor platziert und so geformt, dass er genau in diesen Hohlraum hineinpasst. Zusammen werden beide Blöcke eine kritische Masse bilden und das atomare Feuer zünden. Noch aber sind sie getrennt - unter anderem von Schichten aus U-238, die Neutronen schlucken und so eine Kettenreaktion verhindern. Beim Abwurf wird ein Höhenmesser in der Bombenspitze aktiviert. Er ist auf rund 580 Meter eingestellt. Diese Höhe, das haben Wissenschaftler errechnet, maximiert die Zerstörungskraft der Bombe. Der Höhenmesser ist mit einem Zünder aus konventionellem Sprengstoff gekoppelt. Dieser soll hochgehen und binnen Sekundenbruchteilen den



Gegen elf Uhr versammeln sich Überlebende an einem Polizeiposten. Der Bildreporter Yoshito Matsuhige fotografiert sie erst nach langem Zögern. Er macht nur fünf Aufnahmen. Die letzte zeigt einen verletzten Polizisten beim Aufsetzen eines Protokolls. Zu mehr kann sich der Fotograf nicht überwinden. Seine Fotos bleiben die einzigen dieses Tages

kleineren U-235-Block in die größere Kugel treiben. Beide werden zu einer kritischen Masse verschmelzen und sofort eine gewaltige Explosion auslösen.

3.20 Uhr. Immer wieder fragen die Offiziere am Boden über Funk, ob die Atombombe schon scharf sei. Stets die Antwort: Parsons ist noch nicht fertig. Da die „Enola Gay“ weiterhin niedrig fliegen muss, ist die Reichweite ihres UKW-Funkgerätes begrenzt. In dieser Minute reißt der Kontakt ab. Von nun an bleibt die B-29 stumm. In ihrer Flughöhe können die Männer an Bord zwar Funksprüche empfangen, doch ihre Antworten kommen nicht mehr durch. Niemand am Boden weiß, ob die Atombombe scharf gemacht worden ist oder nicht.

4.20 Uhr. Lewis hat die Steuerung übernommen - Tibbets schläft. Die Männer essen Sandwiches mit Schinken und Rinderbraten und trinken Kaffee und Fruchtsäfte. Der Flug wird ruhiger.

7.30 Uhr. Parsons meldet dem Piloten endlich, dass die Atombombe „lebt“. Captain Lewis, der während des gesamten Fluges Notizen macht, schreibt: „Ein eigenartiges Gefühl.“

7.40 Uhr. Die „Enola Gay“ steigt auf Angriffshöhe, rund 9150 Meter. Draußen ist die Luft minus 18 Grad Celsius kalt.

8.00 Uhr. In den nächsten Minuten werden die Pfadfinder über allen drei potenziellen Zielen kreisen. Sie sollen

7.24 Uhr. Der Bericht des Pfadfinderflugzeuges wird an Bord der „Enola Gay“ mitgehört: „Zehn Meilen Sicht über Hiroshima. Wolkendecke weniger als drei Zehntel bei 15 000 Fuß Höhe. Bombenpriorität.“ Der Pilot dreht ab.

An Bord der „Enola Gay“ entscheidet Tibbets, Hiroshima anzufliegen.

7.31 Uhr. Entwarnung in Hiroshima.

Akiko Takakura verlässt ihr Haus in Hatchobori. Die 20-Jährige arbeitet in einer Bank im Zentrum. Die Straßenbahnen sind voll. Sie geht zu Fuß.

Auch Akihiro Takahashi, der 14-jährige Junge, macht sich ungefähr um diese Zeit auf den Weg zu seiner Schule.

Der Fotograf Matsushige sitzt noch immer am Frühstückstisch.

Die „Enola Gay“ ist noch ungefähr 80 Kilometer entfernt.

7.50 Uhr. Colonel Tibbets sieht Land: Japan. Unter ihm eine Wolkendecke - mit einem riesigen Loch genau voraus.

8.00 Uhr. Der Bombenschütze ruft: „Ich sehe Hiroshima!“ Er nimmt die Stadt ins Visier seines teleskopartigen Norden-Bombenzielgerätes.

Japanische Beobachtungsstationen melden zwei B-29 im Anflug. Sie haben die „Enola Gay“ und eine ihrer beiden Begleitmaschinen entdeckt.

Noch 19 Kilometer.

8.03 Uhr. Tibbets fragt Parsons und seinen Navigator: „Stimmen Sie mir zu,

auf Westkurs Richtung Zentrum. Keine Flak, keine Jäger, klare Sicht.

Ein ideales Ziel.

Akiko Takakura betritt die Bank und trägt ihren Namen ins Anwesenheitsbuch ein.

8.12 Uhr. Tibbets schaltet auf Autopilot. Für den Abwurf muss die B-29 eine *bombing platform* bieten: Sie soll möglichst waagerecht fliegen. Das aber kann der Autopilot besser als der Mensch.

8.13 Uhr. Der Funker sendet einen langen Ton: Zeichen für die Begleitmaschinen, dass es nur noch zwei Minuten bis zum Abwurf sind.

8.14 Uhr. Der Bombenschütze hält das Ziel im Visier: die Aioi-Brücke. klar zu erkennen dank des neben ihr errichteten Tempels.

Der Schüler Akihiro Takahashi entdeckt die „Enola Gay“, achtet aber nicht auf sie. Die junge Bankangestellte Akiko Takakura beginnt ihren Arbeitstag: Sie wischt Staub vom Schreibtisch ab.

8.15 Uhr. Der Funker der „Enola Gay“ sendet einen ununterbrochenen Warnton, 20 Sekunden lang.

Dann ist er stumm.

Die Atombombe fällt aus dem vorderen Schacht der B-29. Die „Enola Gay“, plötzlich um fünf Tonnen leichter, springt nach oben. Tibbets reißt das Steuer herum. 160 Grad in 28 Sekunden.

Die Glut lässt Dachziegel schmelzen und Kleider auflodern

Berichte ans Hauptquartier funkten. Die „Enola Gay“ wird mithören, aber selbst stumm bleiben. Der Funker sitzt nervös vor seinem Apparat. Nichts.

In Hiroshima ist es jetzt 7.00 Uhr. Der Fotograf Matsushige kehrt zurück. Eine ruhige Nacht. Es wird ein warmer Tag, er zieht sein Hemd aus. Zusammen mit seiner Frau, die in einem Friseursalon im gleichen Haus arbeitet, setzt er sich zum Frühstück hin und liest Zeitung.

7.09 Uhr, Hiroshima-Zeit. Das Pfadfinderflugzeug erreicht die Stadt und dreht einen Kreis. Es wird Fliegeralarm gegeben.

dass dies Hiroshima ist?“ Eine reine Formalie: Das Ziel liegt klar voraus und lässt sich mühelos identifizieren. Die beiden Offiziere stimmen zu.

Radio Hiroshima warnt vor zwei anfliegenden B-29. Es ist kein Luftalarm, keine Sirene heult. Vielmehr verkündet der Sprecher, man möge nur dann Schutzräume aufsuchen, wenn die Maschinen genau über die Stadt flögen.

Akihiro Takahashi erreicht ungefähr in dieser Minute den Hof der Schule.

8.11 Uhr. Kurs 264 Grad. Höhe 9467 Meter. Die „Enola Gay“ fliegt, nach einer Schleife um die Stadt, nun fast genau

Mit dem Schwung des Fluges wird die Bombe während ihres Sturzes weiter voransegeln. Will man so weit weg wie möglich von ihr sein, muss die Maschine eine Kehrtwende fliegen.

Aufgrund dieser Wende blickt von den zwölf Mann Besatzung jetzt nur noch ein Einziger auf Hiroshima: der junge Sergeant, der als MG-Schütze im Heck des Bombers kauert. Er hat seine Schutzbrille auf maximale Verdunklung eingestellt.

Die Bombe fällt 43 Sekunden lang.

Dann lodert über Hiroshima eine zweite Sonne.

„Zuerst kam der grelle Blitz der Explosion“, wird der MG-Schütze später berichten. „Dann eine blendende Helligkeit, in der man die Druckwelle auf uns zukommen sah, dann die pilzförmige Wolke. Über der Stadt sah es aus wie ein brodelndes Meer von kochendem Pech.“

DIE ATOMBOMBE VERFEHLT ihr Ziel um rund 270 Meter und explodiert in etwa 580 Meter Höhe - direkt über einem Krankenhaus. Die Waffe ist wahrscheinlich schwächer, als von den Wissenschaftlern berechnet, ihre Sprengkraft beträgt etwa 15 Kilotonnen TNT. Von den rund 60 Kilo Uran U-235 verwandelt sich im Bruchteil einer millionsten Sekunde knapp ein Gramm in Energie.

Die Hälfte dieser Energie entlädt sich in einer gewaltigen Druckwelle. Am Punkt unterhalb der Explosion - dem Hypozentrum - wird die Luft mit einer Geschwindigkeit von mehr als 1500 km/h weggepeitscht, der Überdruck beträgt 35 Tonnen pro Quadratmeter.

Gut ein Drittel der Energie besteht aus Hitze: 3900 Grad Celsius ist der Feuerball im Zentrum heiß, was deutlich mehr als der Hälfte der Temperatur an der Oberfläche der Sonne entspricht. Noch in einem halben Kilometer Entfernung schmelzen Dachziegel, in zwei Kilometer Distanz entzündet sich die Kleidung auf der Haut der Menschen.

Die restlichen 15 Prozent der Energie schließlich werden in Form von Gamma- und Neutronenstrahlung freigesetzt.

Diese extreme Radioaktivität hält etwa 100 Stunden lang an und fügt fast allem Leben in einem Umkreis von rund einem Kilometer um das Hypozentrum tödliche Schäden zu.

Akiko Takakura ist 300 Meter vom Hypozentrum entfernt. Die junge Bankangestellte sieht noch einen Blitz, grell wie die Magnesiumladungen, welche Fotografen zünden. Dann versinkt sie für wenige Momente in Bewusstlosigkeit.

Als sie wieder erwacht, ist der eben noch klare Sommerhimmel dunkel geworden. Akiko Takakura liegt in den Trümmern ihrer Bank. Irgendwo stöhnt eine befreundete Kollegin und ruft nach ihrer Mutter. Akiko, viel zu schockiert,



Nur drei Tage nach dem Angriff auf Hiroshima - und noch ehe Japan kapitulieren kann - zünden die Amerikaner am 9. August 1945 über Nagasaki die Plutoniumbombe »Fat Man«. An diesem Tag und in den nächsten fünf Monaten sterben dort 70 000 Menschen



In Nagasaki wartet eine Mutter mit ihrem Baby auf ärztliche Versorgung. Pfleger und Krankenschwestern suchen die Schmerzen der verbrannten Menschen durch Öl und Jodtinturen zu lindern. Doch schon während dieser einfachen Behandlung erliegen viele ihren Verletzungen. Noch ahnt keiner der Überlebenden, dass die Bombe sie verstrahlt hat. Die Folgen der Radioaktivität - unstillbare Blutungen - zeigen sich erst Tage später

um sich Gedanken darüber zu machen, was eigentlich geschehen ist, tastet nach dem Helm, den sie, wie alle Japaner in den bombenbedrohten Städten, stets bei sich trägt, und füllt ihn mit Wasser aus den zerfetzten Leitungen der Waschräume. Sie benetzt den Kopf der Freundin. Dann stolpern die beiden jungen Frauen ins Freie. Überall Feuer. Und ein aus Flammen gebildeter Tornado rast direkt auf sie zu.

In diesem Moment taumelt auch Akihiro Takahashi aus seiner Bewusstlosigkeit hoch. Sein Schulhof ist 1,4 Kilometer vom Hypozentrum entfernt. Der 14-Jährige findet sich rund zehn Meter neben der Stelle wieder, an der er eben noch gestanden hatte. Er sieht an sich hinunter: Seine Kleidung hängt in Fetzen herab. An Kopf und Rücken, an Armen und Beinen ist er so verbrannt, dass seine Haut streifenförmig abgerissen ist.

Der Junge, unter Schock, wandert los, Richtung Westen, wo irgendwo sein Elternhaus sein muss. Jemand ruft ihn - ein Freund. Die beiden taumeln weiter. Überall Brände. Die Hitze ist unerträglich. Die zwei Jungs kämpfen, sich an schwarz verbrannten Menschen vorbei. Eine Mutter hält ihr blutendes Baby in den Armen. Sie kann ihr Kind nicht mehr sehen, denn ihre Augäpfel hängen aus dem Schädel heraus.

Akihiro Takahashi stolpert weiter. Irgendwann ist sein Freund nicht mehr da. Er jedoch erreicht den Fluss, schleppt sich über eine erhaltene gebliebene Brücke und sinkt am jenseitigen Ufer mit seinem geschundenen Körper ins Wasser. Die Hitze ist unerträglich.

Yoshito Matsushige, der Fotograf, sieht in seinem Haus ein seltsames Leuchten und Glitzern, wie eine elektrische Entladung in einem ungeschützten Kabel. Dann blendet ihn ein greller Blitz. Tausend Nadeln scheinen seinen ungeschützten Oberkörper zu treffen, und die Druckwelle schleudert ihn gegen die Wand. Sein Haus ist 2,7 Kilometer vom Hypozentrum entfernt.

„Bombenangriff!“, ruft seine Frau und eilt zu ihm. Die beiden fassen sich an den Händen und stürzen aus dem



Brandblasen überziehen das Gesicht dieser Studentin. Sie stirbt, kurz nachdem das Foto gemacht worden ist. Bis zum Ende des Jahres 1945 fordert die Atombombe allein in Hiroshima 100 000 Menschenleben

Haus, überqueren Straßenbahnschienen und rennen auf ein offenes Feld. Yoshito sieht noch immer nichts, denn nun ist die Luft angefüllt mit dichtem grauem Staub. Nur weil die Hand seiner Frau warm ist, spürt er, dass sie noch lebt.

NIEMALS ZUVOR IST eine solche Verwüstung über die Menschen gekommen. Tausende vergehen noch in der Sekunde der Explosion. Ein Mann, der auf den Stufen vor einer Bank hockt, verbrennt in der Hitze so schnell und vollständig.

und Gier nach Wasser stürzen sie sich in den Fluss, in die Zisternen, ins Schwimmbad der Universität. Als dessen Wasser in der Hitze zu kochen beginnt, wird das brodelnde Becken für viele zur Todesfalle.

Manche Überlebende berichten später, viele Männer und Frauen. Junge wie Alte, hätten in ihrer Not nach ihren Müttern gerufen. Andere erzählen hingegen davon, wie erschreckend, wie geradezu unmenschlich still die gezeichneten Opfer gewesen seien: stumme, verbrannte

gesichts des Grauens entsetzt und verzweifelt sein müssten.

Niemand kann Hilfe organisieren. Im Stadtzentrum erheben sich nur noch die ausgeglühten Rippen dreier Betonbauten aus der vollständig eingeebneten Trümmerwüste. Über zwei Drittel aller Gebäude sind zerstört, darunter die Zentralen von Präfektur, Stadtverwaltung und Armeekommando. 42 von 45 Krankenhäusern existieren nicht mehr, drei Viertel aller Feuerwehrmänner sind tot oder vermisst.

In kleinen Gruppen finden sich Überlebende zusammen. Oft erkennen sich schwer verbrannte Familienangehörige nur an der Stimme. Wer sich noch bewegen kann, der taumelt zum Fluss, in dem Menschen- und Pferdekadaver treiben, um Linderung und Schutz zu suchen vor den Flammen und dem Durst.

Oder er kämpft sich hinaus, nur weg aus Hiroshima.

DIE BANKANGESTELLTE Akiko Takakura flieht vor einem Wirbelsturm aus Flammen. Die am Boden liegenden Körper der Toten und Schwerstverletzten beginnen in der Hitze zu brennen - es sind stets die Fingerspitzen, an denen zuerst Flammen aufzündeln. Die Gliedmaßen krümmen sich, zischend tröpfelt eine graue Flüssigkeit aus den Körpern.

20 Minuten nach der Explosion fällt plötzlich schwarzer Regen auf Hiroshima. Es sind große, schwere, dunkel gefärbte Tropfen, deren Aufschlag auf der

Vor ihrem Tod bluten die Strahlenkranken aus Mund und Haut

dass von ihm nur ein dunkler Schatten auf den Steinen bleibt.

Qualvoll wird das Ende für viele, welche die erste Sekunde überstanden haben: Unzählige Verbrannte taumeln durch die staubige Luft, ihre Kleider sind weggelodert, die Haut geschwärzt. Andere sind in den Trümmern ihrer Häuser gefangen und verbrennen lebendigen Leibes.

Unerträglicher Durst plagt die Menschen. Besinnungslos vor Verzweiflung

Gestalten, die wie schwarze Geister zwischen brennenden Häusern auftauchten.

Tatsächlich ist das Leiden so heftig, so allumfassend über die Menschen gekommen, dass viele in einem seltsamen geistigen Schwebezustand sind: Einerseits registrieren sie in kristalliner Klarheit manche Details - und sei es ihre eigene, in Fetzen herabhängende Haut-, andererseits fassen sie keinen klaren Gedanken, nicht einmal den, dass sie an-

Haut schmerzt und welche die Luft schlagartig abkühlen. Es sind Wassertropfen aus dem kondensierenden Atompilz, vermengt mit radioaktivem Dreck.

Akiko versucht, mit ihrem offenen Mund die Tropfen aufzufangen, so unerträglich ist ihr Durst. Sie ist gerettet - vorerst.

Nachdem sich Akihiro Takahashi, der Schüler, im Fluss abgekühlt hat, kämpft er sich weiter durch die verwüstete Stadt. Er trifft einen anderen Klassenkamera-

den. Die Fußsohlen dieses Jungen sind so verbrannt, dass rotes Muskelfleisch zu sehen ist. Er kann nicht mehr gehen. Akihiro bleibt bei ihm, lässt ihn auf Armen und Knien kriechen, dann stützt er den Verwundeten, damit dieser einige Schritte auf seinen Fersen taumeln kann. Dann geht es wieder kriechend weiter.

Irgendwann erblickt Akihiro seinen Großonkel und seine Großtante. Die Erwachsenen führen die Kinder hinaus. Der Junge ist gerettet - vorerst.

Er hebt die Kamera, hält den Finger über den Auslöser. Und lässt den Apparat wieder sinken. Das kann er nicht fotografieren.

Noch einmal versucht er es: in einer Straßenbahn, in deren Waggons alle Fahrgäste schlagartig verbrannt sind und ihre Körper in ihrer letzten Sekunde wie eingefroren zu sein scheinen. Manche haben noch die Hand am Haltegriff und stehen. Doch wieder bringt es Yoshito nicht über sich, abzudrücken.

dem Angriff nicht mehr abgeholt Lebensmittelkarten der Stadt.

Doch in dieser Ziffer sind die Berufspendler nicht eingeschlossen, die sich an jenem Montagmorgen in der Gemeinde aufgehalten haben, und auch nicht die dort stationierten Soldaten (von 8000 Mann sterben 5000). Und auch nicht die Opfer der Strahlung.

Bereits bis Ende 1945 hat die Atombombe von Hiroshima, so werden japanische und westliche Mediziner später

Von manchen Menschen bleiben nur die Schatten

Während Tausende wie Gespenster über die Straßen aus der Stadt schleichen, rennt Yoshito Matsushige in die Hölle hinein. „Ich bin ein Fotograf“, sagt er sich.

Also wagt er sich in sein beschädigtes Haus, zieht seine Uniform an - und eilt Richtung Zentrum. In seiner Hand hält er eine kleine Mamiya-6x6-Sucherkamera. Er hat zwei Filmrollen dabei, ausreichend für 24 Bilder. Es ist etwa 9.00 Uhr.

Zwei Stunden vergehen, bis er sein erstes Foto macht. Er ist bis zur Sendaicho-Polizeistation gekommen, neben der Miyuki-bashi-Brücke, rund 2.2 Kilometer entfernt vom Hypozentrum. Das kleine Gebäude steht noch. Zwei Offiziere haben aus einem Vorratslager der Armee Kannen mit Speiseöl genommen und gießen es auf die Brandwunden Dutzender Opfer. Überall auf der Straße hocken und liegen Verzweifelte. Man könnte sie auf den ersten Blick für alte Menschen halten, doch es sind fast alles Mädchen und Jungen zweier Schulen.

Rund 20 Minuten steht Yoshito Matsushige auf der Brücke, unfähig, etwas zu unternehmen. „Ich muss das tun“, sagt er sich schließlich, kämpft sein Mitleid nieder - und nimmt sein erstes Bild auf.

Er geht weiter, zwischen Ruinen hindurch in das Viertel, in dem einmal seine Zeitungsredaktion gestanden hat. Er tritt auf Leichen. Er macht ein weiteres Foto. In der Universität sieht er die im Schwimmbad gekochten Menschen.

Nachmittags. Gestank nach Brand und nach Fäulnis liegt inzwischen über der Stadt. Binnen weniger Stunden haben sich in den offenen Wunden unzähliger Überlebender Maden eingenistet. Schwarze Fliegen summen in dicken Wolken über Hiroshima.

Erst in seiner Straße kann Yoshito Matsushige wieder fotografieren: Zwei Bilder von seinem zertrümmerten Heim, einen verwundeten Polizisten, der Überlebende registriert.

Überlebende? Niemand kann dem Blitz von Hiroshima entkommen, auch wenn es zu diesem Zeitpunkt noch keiner ahnt. Das Wort „Radioaktivität“ ist bei der Einsatzbesprechung der Bomber-Crews kein einziges Mal gefallen.

Und in Hiroshima weiß auch Stunden nach der Explosion niemand, was die Stadt getroffen hat. Keiner ahnt, dass auch diejenigen, die Hitze, Druckwelle und Feuer überstanden haben, in Lebensgefahr schweben.

Denn radioaktive Strahlen zerstören die Körperzellen. Schon wenige Tage nach der Explosion leiden die ersten Menschen an der Strahlenkrankheit. Sie bluten aus dem Mund und der Haut, ihre Wunden verheilen nicht mehr, ihre Haare fallen aus. Purpurne Flecken breiten sich auf ihrer Haut aus, sie werden immer schwächer, und dann sterben sie.

78 150 Tote habe der Angriff auf Hiroshima gekostet, kalkulieren amerikanische Experten einige Wochen später. Grundlage ihrer Schätzung: die nach

schätzen, rund 140000 Menschenleben gefordert.

Doch es ist noch nicht genug.

DIE JAPANISCHE REGIERUNG hat nur wenig Zeit zu einer Reaktion. Im Hauptquartier in Tokio gehen. Stunden nach der Explosion, Meldungen aus Militärstützpunkten in der weiteren Umgebung Hiroshimas ein: Berichte von einer gewaltigen Explosion, von Feuer und Rauchwolken. Aus der Stadt selbst meldet sich niemand.

Da Tokio gerade wieder von Bomberflotten attackiert wird, sind die Offiziere, die nach Hiroshima fahren sollen, stundenlang in Luftschutzkellern blockiert.

Erst am Dienstag, dem 7. August, um 0.15 Uhr, erfährt die japanische Regierung Genaueres - es ist der Feind, der sie informiert.

Zu diesem Zeitpunkt hält Präsident Truman eine Rundfunkrede, in der er die Welt erstmals vom Einsatz der Atombombe informiert: „Die Kraft, aus der die Sonne ihre Macht bezieht, ist auf diejenigen losgelassen worden, die dem Fernen Osten Krieg brachten.“

Wieder fordert der US-Präsident die bedingungslose Kapitulation der Japaner und droht: „Wenn sie unsere Bedingungen nicht akzeptieren, dann mögen sie einen Regen der Zerstörung aus der Luft erwarten, wie er noch nie auf der Erde gesehen worden ist.“

Einen weiteren Atombombenabwurf droht Truman den Japanern jedoch nicht



An einer Hauswand in Nagasaki haben sich die Schatten eines Wachsoldaten und einer Leiter eingebrennt. Wie Tausende andere ist der Mann noch in der Sekunde der Explosion verglüht. Der Einsatz der Atombombe, so die offizielle Begründung in Washington, soll den Krieg verkürzen und das Leben von US-Soldaten retten, die bei einer Invasion Japans sonst gefallen wären. Tokio kapitulierte sechs Tage später

explizit an. Er hat auch keinen Befehl dazu gegeben.

Doch auf Tinian werden Tibbets und seine Vorgesetzten nervös. Viele Bomberpiloten hatten geglaubt, schon bei der Landung, rund sechs Stunden nach dem Abwurf über Hiroshima, von der Nachricht des Kriegsendes begrüßt zu werden. Stattdessen kein Wort aus Japan.

Dafür melden sich die Meteorologen: Nach dem 11. August müsse man mit einem Sturmtief über dem Inselreich rechnen. Das Wetter wäre dann zu schlecht für einen weiteren Abwurf. Aber es gibt, inzwischen eingeflogen aus den USA, die zweite Atombombe auf dem Flugplatz North Field.

Am 8. August 1945 beschließen die Generäle auf dem Pazifikstützpunkt, noch in der folgenden Nacht loszuschlagen. Ihr Motiv: drohendes Schlechtwetter. Ihre Befehlsgrundlage: Harry Trumans eher unbestimmte Anweisung vom 25. Juli, „nach dem 3. August“* die „Spezialbombe“ abzuwerfen.

In der folgenden Nacht steigt ein Bomber auf, begleitet von zwei Messflugzeugen, ihm voraus zwei Pfadfinder. Es sind zum Teil neue Crews an Bord. Ihr Hauptziel: Kokura.

Am frühen Morgen des 9. August meldet der Pfadfinder über Kokura schlechtes Wetter. Der Bomber fliegt dennoch drei Angriffe gegen die Stadt, dreimal bricht der Pilot sie ab. Sein ausdrücklicher Befehl lautet, die Atombombe nur nach Sicht abzuwerfen - und die Wolkendecke ist zu dicht.

Inzwischen hat die B-29 so viel Treibstoff verbraucht, dass ihre Crew die mehrere Tonnen schwere Bombe irgendwo abwerfen muss. Nur wenn sie das Gewicht loswird, hat sie eine Chance, noch einen US-Stützpunkt zu erreichen.

Also Nagasaki.

Doch auch hier hängen Wolken über der Stadt. Ihr Schicksal liegt in diesem Augenblick in der Hand eines 25-Jährigen: Major Charles W. Sweeney ist Kommandant der B-29.

Er greift an.

Die Crew verfehlt das Zentrum Nagasakis wegen der schlechten Sicht um

mehrere Kilometer. Dies und das hügelige Stadtgebiet, in dem sich Druckwellen schlechter ausbreiten können, reduzieren die Verwüstungen in Nagasaki, obwohl die Plutoniumbombe noch stärker ist als die von Hiroshima. Dem zweiten Atombombenabwurf fallen bis Jahresende weitere 70000 Menschen zum Opfer.

DER NUKLEARE DOPPELSCHLAG hat bis heute mehr als eine Viertelmillion Leben ausgelöscht. Hunderttausende wurden verstümmelt oder litten, oft für den Rest ihres Lebens, an schrecklichen Krankheiten.

Erst nach Nagasaki setzen sich der Tenno und gemäßigte Politiker in einem dramatischen Machtkampf gegen ultranationalistische Offiziere durch, die Japan lieber untergehen sähen, als sich zu ergeben. Selbst dann dauert es noch einmal fünf Tage, bis der Kaiser in seiner ersten Radioansprache überhaupt Japans Kapitulation verkündet (ohne allerdings dieses Wort zu gebrauchen). Am 2. September 1945 unterzeichnen japa-

wie andernorts in Japan, durch Tausende von Bomben. Stellt man das Schicksal Tokios in Rechnung (wo allein in der Nacht auf den 10. März 1945 rund 80000 Menschen vor allem durch Brandbomben ums Leben kamen), so wären wohl bei konventionellen Angriffen in Hiroshima und Nagasaki kaum weniger Menschen gestorben als bei den nuklearen.

Doch moralisch war die Wirkung ungleich stärker. Was die Verwüstung der Hauptstadt nicht vermochte, das erreichte die blitzartige Zerstörung der achtgrößten Stadt des Landes: Erst nach Hiroshima, und eben nicht nach dem Brand Tokios, fanden der Tenno und seine gemäßigteren Gefolgsleute die Kraft, sich gegen die Kriegspartei im eigenen Lager durchzusetzen. Insofern mag der Angriff auf Hiroshima tatsächlich den Krieg verkürzt haben.

Der auf Nagasaki jedoch nicht.

Der Angriff erfolgte, bevor Tokio überhaupt Zeit hatte, sich zu ergeben. Er war militärisch und moralisch sinnlos.

men heimgesucht. Oft kamen ihm dachte er an Hiroshima, die Bilder seiner Kinder ins Gedächtnis - und die Angst, sie in einem Krieg zu verlieren.

Colonel Paul Tibbets aber, der Kommandant der 509th Composite Group, bereute nichts. Hätte es nach Nagasaki eine dritte Atombombe gegeben - er hätte das Flugzeug persönlich gesteuert. Noch 1976 pilotierte der damals 61-Jährige bei einer Flugshow in den USA eine B-29 - inklusive eines simulierten Atombombenabwurfs mit einer Rauchbombe, die den Explosionspilz nachahmte.

Yoshito Matsushige. Akihiro Takahashi und Akiko Takakura hatten Glück - wobei „Glück“ in Hiroshima ein relativer Begriff ist.

Yoshito Matsushiges fünf Bilder waren die einzigen Fotos, die an jenem 6. August 1945 gemacht wurden. Durch sie wurde er zum einzigen visuellen Bewahrer dieser Epochewende.

Akihiro Takahashi verbrachte sein ganzes Leben lang in ärztlicher Behandlung, zu stark waren die Brand- und

Von nun an steht die Welt im Schatten der **ultimativen Waffe**

nische Regierungsvertreter die Kapitulationsurkunde - der Zweite Weltkrieg ist endgültig vorüber.

Doch der folgende, der „Kalte Krieg“ steht im Zeichen einer furchterlichen neuen Waffe.

Denn vielleicht wäre es in jedem Fall nach 1945 zum Konflikt der beiden Supermächte USA und UdSSR gekommen (siehe Seite 136). Aber erst durch die nuklearen Bomben sind die beiden Hegemomialmächte schließlich so hochgerüstet, dass sie die Menschheit auslöschen können. Von nun an steht die Zivilisation im Schatten der ultimativen Waffe.

War der Einsatz der Atombomben notwendig? Hat er den Krieg verkürzt und damit letztlich mehr Menschen verschont als getötet?

Möglicherweise. Militärisch und medizinisch mag es gleichgültig sein, ob Hiroshima und Nagasaki durch jeweils eine Bombe zerstört worden sind oder,

Es war ein Massaker, unternommen einzig aus dem Grund, weil man die Waffe zum Massakrieren hatte.

So zeigen das Manhattan Project und die Flüge nach Hiroshima und Nagasaki nicht nur, dass der Mensch fähig ist, die ultimative Waffe zu bauen. Sie zeigen auch, und das ist die beunruhigendste Konsequenz jenes tödlichen Sommers 1945, dass der Mensch bedenkenlos willens sein kann, sie einzusetzen.

Und die Flieger und die Opfer von Hiroshima?

Die meisten Männer der amerikanischen Crews, die zuvor ohne Skrupel Spreng- und Brandbomben über Japan und Deutschland abgeworfen hatten, waren erschüttert. Noch Jahre später schwankten sie zwischen der Überzeugung, ihre Pflicht erfüllt zu haben, und dem Schrecken darüber, was sie getan hatten. Robert Lewis etwa, der Copilot der „Enola Gay“, wurde von Albträum-

Strahlenschäden seines Körpers. Neben ihm überlebten nur neun von 60 Klassenkameraden die Explosion.

Akiko Takakura, die junge Bankangestellte, wurde zu einem medizinischen Wunder. Kaum ein anderer Mensch war dem Hypozentrum so nah gewesen wie sie und hatte überlebt. Sie wechselte später ihren Beruf und leitete einen Kindergarten.

Hibakusha wurden die Überlebenden von Hiroshima und Nagasaki genannt: „die Bombenopfer“. Etliche bekamen später keine Arbeit - zu groß war vielen Chefs das Risiko, dass diese Menschen häufig krank sein würden. Aus diesen Gründen fanden viele Hibakusha keinen Ehepartner. Und manche haben, oft ihr ganzes Leben lang, über den schrecklichen Tag im August geschwiegen.

Aus Scham.

Cay Rademacher, 39, ist Historiker und der Geschäftsführende Redakteur von *GEOEPOCHE*.



Meisterwerk: Körper.

Die großen Themen der Allgemeinbildung ganz einfach verstehen - mit GEOKompakt. In der zweiten Ausgabe erleben Sie Ihren Körper von innen und lernen ihn zwischen Herz und Hirn, zwischen Magen und Muskeln genau kennen. Ganz einfach - von Kopf bis Fuß. Jetzt im Handel.

Die Zelle

Die Mobilmacher

Möchten auch Sie nicht mitunter aus der Haut fahren? Lassen Sie doch einfach die Haut ab. Sie ist ein Mensch nicht nur ziemlich abscheulich aus, ohne sie könnte er überhaupt nicht leben.

Das fabelhafte Drumherum

Die Stütze des Systems

GEOkompakt Nr. 2

Die Grundlagen des Wissens

Heft Nr. 2
Jetzt im Handel

Das Wunder Mensch

Expedition in den menschlichen Körper, wie er funktioniert, sich versorgt und schützt. Wie er sich entwickelt und fortplantzt

www.GEOkompakt.de

Wissen. Einfach. Sammeln.

Der Kalte Krieg

Am 8. Mai 1945 haben die USA, Großbritannien und die Sowjetunion das Reich gemeinsam besiegt - und gemeinsam sollen die drei Mächte, geht es nach den führenden Politikern in Washington, London und Moskau, auch zukünftig die Verhältnisse in der Welt ordnen. Doch nur wenige Jahre später ist der Globus in zwei feindliche Machtblöcke zerfallen. Und an kaum einem Ort treffen Ost und West in den folgenden Jahren so unmittelbar aufeinander wie im geteilten Deutschland, wo der Kalte Krieg schon bald auch mit den Mitteln der Propaganda ausgefochten wird. Der Historiker Wilfried Loth über die Ursachen eines Jahrhundertkonflikts



Krie!
Kriemals!

ERZWINGT



DEN FRIEDEN

GEOEPOCHE: Am 25. April 1945 treffen bei Torgau erstmals amerikanische und sowjetische Truppen auf deutschem Boden aufeinander - man begrüßt sich herzlich und fällt sich in die Arme. Nur 28 Monate später macht das Wort vom „Kalten Krieg“ die Runde. Herr Professor Loth, wann genau hat der Kalte Krieg begonnen?

Wilfried Loth: Das ist nicht so einfach zu beantworten. Es gab ja keine Kriegserklärung und auch keinen Krieg im eigentlichen Sinne. Es gab zwar schon seit der Russischen Revolution von 1917 Spannung zwischen der Einparteidiktatur Moskaus und den westlichen Demokratien, doch die wurden während des Zweiten Weltkrieges von dem gemeinsamen Ziel überlagert, Deutschland niederzuwerfen.

Die drei „großen“ Siegermächte - also die USA, die UdSSR und Großbritannien - waren zunächst sogar entschlossen, ihre Anti-Hitler-Koalition über den Sieg hinaus aufrechtzuerhalten. Erst mit der sowjetischen Absage an den Marshall-Plan - mit dem die Amerikaner den Wiederaufbau Europas und auch Deutschlands organisieren wollten - zerbrach am 2. Juli 1947 die Koalition. Da war eigentlich für alle Beteiligten klar, dass man sich auf eine Konfrontation zwischen der Sowjetunion und den USA einstellen musste.

Viele andere Wissenschaftler sehen aber bereits in der so genannten „Truman-Doktrin“ vom 12. März 1947 den Beginn des Kalten Krieges.

Sie war sicher ein wichtiges Element im Entstehungsprozess des Konflikts, denn US-Präsident Harry S. Truman deutete damals in einer Rede vor dem Kongress erstmals öffentlich den Sowjetkommunismus und den demokratischen Kapitalismus als sich grundsätzlich widersprechende Systeme. Er versprach allen Ländern die Unterstützung der USA, sollten sie sich für den demokratischen Weg entscheiden. Doch trotz dieser aggressiven Haltung gegenüber Moskau kündigte Trumans Außenminister George C. Marshall nur drei Monate später ein Wiederaufbauprogramm an, das allen europäischen Staaten angeboten wurde - auch den osteuropäischen.

Wegen dieser Einladung ist für mich nicht die Truman-Doktrin, sondern die Absage Moskaus an den Marshall-Plan das markantere Datum. Insofern beginnt der Kalte Krieg im Sommer 1947.

Was genau haben wir unter dem Kalten Krieg zu verstehen?

Den politischen und ideologischen Konflikt zwischen dem sowjetischen und dem westlichen Machtblock, der sich nach dem Zweiten Weltkrieg entwickelt und die globale Politik ein halbes Jahr-

hundert nachhaltig bestimmt hat. Der Kalte Krieg war durch eine weltweite Konkurrenz um Einflussphären gekennzeichnet, aber auch durch wechselseitige Vernichtungsangst und präventive Kriegsvorbereitungen, das heißt durch Spionage, deren Abwehr und Wettrüstung.

Aber im Frühjahr 1945 standen noch alle Zeichen auf Kooperation. Welche Ziele hatten die drei Siegermächte damals im Einzelnen?

Sowohl für die beiden westlichen Regierungen als auch insbesondere für die sowjetische Führung gilt, dass sie ganz genau wussten, dass: «sie erstens die Kontrolle Deutschlands nach einem Sieg nicht ohne ihre Verbündeten würden leisten können,

- und zweitens eine Friedenssicherung ohne die Allianz der künftigen Weltmächte überhaupt nicht möglich wäre.

Vor allem die Sowjetunion brauchte angesichts der großen Zerstörungen Frieden im eigenen Land. Das besiegte Deutschland sollte so lange von allen gemeinsam verwaltet werden, bis es sicher befriedet war. Darüber hinaus stellte Josef Stalin sich eine Art Teilung der Einflussphären in Europa vor - mit einem westlichen Teil unter der Oberherrschaft Großbritanniens und einem östlichen Teil unter sowjetischer Vormachtstellung. Dazwi-

sehen sollte eine neutrale Zone von Norwegen über Deutschland bis nach Italien gebildet werden,

Was sagten die Briten dazu, Westeuropas mächtigste Nation?

Die britische Vorstellung ging mehr oder weniger in die gleiche Richtung. Mehr oder weniger deswegen, weil der Ausgang des Krieges aus Sicht der Briten nicht ideal war: Der Vorstoß der Roten Armee bis in die Mitte Europas hatte der UdSSR einen unerwartet großen Machtwuchs beschert. Premierminister Winston Churchill sah das mit großer Sorge. konnte machtpolitisch aber nichts mehr daran ändern und stimmte daher der Idee einer Teilung der Einflussphären zu. Es gab im Oktober 1944 sogar Absprachen zwischen Churchill und Stalin über den jeweiligen Einf luss in bestimmten ost- und südosteuropäischen Ländern. Griechenland etwa sollte in der britischen Sphäre bleiben, Polen dagegen unter sowjetischer Hegemonie,

Und was wollten die Amerikaner?

Die Hauptzielsetzung von Franklin D. Roosevelt - der bis zu seinem Tod am 12. April 1945 der US-Präsident war - bestand darin, eine neue Weltorganisation, die späteren Vereinten Nationen, zu gründen, an der dann auch die USA beteiligt sein würden. Das heißt, Roosevelt wollte Fehler wie nach dem Ers-

ten Weltkrieg verhindern, als die Amerikaner einen Völkerbund konzipierten, ihm aber nicht beitraten.

Deswegen mussten die Friedensbedingungen so formuliert werden, dass der US-Kongress diesmal dem Beitritt der Vereinigten Staaten zustimmen würde. Und so folgte Roosevelt der in den USA populären Atlantik-Charta von 1941. Darin hatten sich Amerika und Großbritannien unter anderem dafür ausgesprochen, dass nach dem Krieg allen Völkern das Selbstbestimmungsrecht zugestanden werden und der Zugang zum Welthandel offen stehen müsse. Der Präsident war sich bewusst, dass dies im Machtbereich der Roten Armee nicht einfach sein würde, und er versuchte deshalb, konkrete Absprachen unter den Alliierten über die Nachkriegsordnung möglichst hinauszuzögern.

Auch intern formulierten die Amerikaner keine klaren Positionen. Der Morgenthau-Plan etwa, der die weitgehende industrielle Abrüstung Deutschlands vorsah und der sowjetischen Idee von der neutralen Zone entgegenkommen wäre, blieb in der amerikanischen Führung umstritten.

Hat diese Unentschlossenheit der USA die Sowjetunion nicht misstrauisch gemacht?

Stalin war grundsätzlich misstrauisch. Wirklich irritiert hat ihn erst das Verhalten der amerikani-

Washingtons Unentschlossenheit provoziert schon 1945 Stalins tiefes Misstrauen

schen Führung nach der Konferenz von Jalta, zu der Stalin die alliierten Partner im Februar 1945 eingeladen hatte, um mit ihnen über die Schlussphase des Krieges und die Zeit danach zu beraten. Denn insbesondere nach Roosevelts Tod im April 1945 war für ihn nicht mehr klar zu erkennen, ob sich die USA noch an die Absprachen von Jalta halten würden oder nicht.

Aber damit hatte er doch Recht. Haben die Amerikaner nicht tatsächlich die Vereinbarungen gebrochen?

Natürlich. Es kam ja auch zu ersten Misstößen, etwa bei der polnischen Frage. Roosevelt hatte in Jalta zustimmen müssen, dass die von der Roten Armee in Warschau eingesetzte kommunistische Regierung durch demokratische Kräfte lediglich „ergänzt“ werde. Roosevelts Nachfolger Truman dagegen versuchte, in Polen eine tatsächlich demokratisch gewählte Regierung durchzusetzen. Was ihm aber nicht gelang. Für Stalin war die unterschiedliche Interpretation dervon den USA mitgetragenen Beschlüsse durch Roosevelt und Truman absolut unruhigend - wie auch die erneute Diskussion der Reparationszahlungen.

Deutschland sollte nach den Beschlüssen von Jalta

20 Milliarden US-Dollar aufbringen.

Richtig ist, dass Roosevelt diese Summe als Grundlage für die Detailverhandlungen akzeptiert hatte. Als die Amerikaner nun aber die Zerstörungen in Deutschland sahen, kamen ihnen Zweifel, ob Reparationen in dieser Höhe überhaupt zu leisten seien.

Also wurden die Amerikaner auch hierwortbrüchig?

Sie hatten einfach keine klare Position. Ein Beispiel: Noch am 8. Mai 1945 tobten in Washington die Grabenkämpfe zwischen dem Finanzministerium und dessen Vorstellungen einer wirtschaftlichen Abrüstung Deutschlands-Stichwort Morgenthau-Plan - und den Vorstellungen des Außenministeriums, in dem man stärker auf die Demokratisierung und Integration Deutschlands in die westliche Welt setzte. Damit aber sah die Sowjetunion ihre Pläne in Gefahr, durch die Reparationen ihre eigene, durch den Krieg zerstörte Wirtschaft wieder aufzubauen.

Tatsächlich musste sich Stalin auf der Konferenz von Potsdam, auf der die Siegermächte im Juli und August 1945 über die unmittelbare Zukunft der besiegten Deutschen verhandelten, mit sehr vagen Zusagen begnügen. Zunächst wurde vereinbart, dass jede Besatzungsmacht die Reparationen überwiegend aus ihrer

eigenen Besatzungszone entnehmen sollte.

Wie verhielten sich die Briten in dieser Phase?

Winston Churchill und einige Beamte des Außenministeriums gerieten spätestens im April 1945 über den Vormarsch der Roten Armee in Panik. Dabei gab es gar keinen Grund zu vermuten, dass Stalin die Absprachen brechen würde. Dennoch befürchtete London, dass die Sowjets nicht an den vereinbarten Demarkationslinien Halt machen - also auf einer Linie von Lübeck über Helmstedt und Eisenach bis nach Hof-, sondern bis an den Atlantik weitermarschieren könnten. Churchill ließ sogar einen Operationsplan ausarbeiten, der in diesem Fall den Einsatz deutscher Soldaten unter britischer Führung gegen die Russen vorsah.

In diesem Zusammenhang benutzte Churchill übrigens bereits im Mai 1945 intern den Begriff des „Eisernen Vorhangs“, hinter dem die westlichen Mächte keinen Einfluss mehr hätten. Um dieser Ohnmacht zu begegnen, drängte er Stalin unter anderem dazu, in Polen eine demokratische Regierung einzusetzen. Er verließ somit als Erster den kooperativen Kurs mit der Sowjetunion. Die Situation entspannte sich erst im Herbst desselben Jahres, nachdem die Briten gesehen hatten, dass Stalin durchaus zu Zugeständnissen bereit war.



BEFREIUNGSKOMITEE FÜR DIE OPFER TOTALITÄRER WILLKÜR

BRAUNSCHWEIG

GOSLAR

GÖTTINGEN

DUDERSTADT

KASSEL

BEBRA

BERLIN

**Die rote
Front**
**Tatsachen und Zahlen
über die Bolschewisierung
der Sowjetzone**

Trotz vieler Konflikte hätte es eine Alternative zum Kalten Krieg gegeben

War Churchill der erste „Kalte Krieger“?

Gewiss kann man Churchill mit seiner antisowjetischen Haltung als einen Vorläufer der Kalten Krieger bezeichnen - er wollte ja den Machtzuwachs Moskaus ein-dämmen. Gleichwohl war damals nicht alles zielgerichtet auf eine Teilung der Einflussphären in Ost und West hingedacht, so wie es später kommen sollte. Die Überlegungen etwa für einen eventuellen deutschen Truppen-einsatz gegen die Rote Armee waren vollkommen davon abgekoppelt, wie Deutschland künftig zu behandeln sei. Das lief völlig getrennt voneinander.

Churchill hatte gar kein Konzept für den Kalten Krieg, wie es Truman später als Widerspruch der Systeme in seiner Doktrin begründet hat. Die britische Regierung unter Churchills Nachfolger Clement Attlee arbeitete noch Ende 1945 daran mit, wie Deutschland in gemeinsamer Verantwortung der vier Siegermächte wirtschaftlich umgestaltet werden könnte.

Stichwort „vier Siegermächte“. Weshalb wurde in Jalta beschlossen, Frankreich in den Kreis der „Großen Drei“ aufzunehmen?

Das war ein Wunsch der Briten, den sie insbesondere gegen die Bedenken Stalins durchsetzten. Zum einen wollte Großbritannien als Gegengewicht zur Sowjetunion eine weitere

westliche Macht für die Zukunft Europas in die Pflicht nehmen. Zum anderen hatte London nicht genügend Soldaten, um Westdeutschland nach dem Abzug der Amerikaner kontrollieren zu können. Denn damals war noch völlig offen, wie lange der amerikanische Kongress die Anwesenheit der US-Truppen in Europa nach Kriegsende erlauben würde.

Welche Bedenken hatte Stalin gegen die Franzosen?

Stalin argumentierte zutreffend: Wenn wir die Franzosen auch noch in die Verwaltung Deutschlands hineinnehmen, dann werden wir Schwierigkeiten mit ihnen bekommen, und es wird schwieriger sein, Deutschland zu verwalten. Aber letztlich gaben Stalin wie auch Roosevelt der britischen Forderung nach.

Und Paris machte tatsächlich schon sehr bald Schwierigkeiten. Die Franzosen beanspruchten westdeutsche Gebiete, um so eine Sicherheitszone zu schaffen - aber auch, um die wirtschaftlichen Ressourcen an Rhein und Saar für sich nutzen zu können.

Offenbar waren alle Beteiligten in ihrer althergebrachten Machtpolitik verfangen. Hat niemand die sich anbahnende Konfrontation der beiden konkurrierenden Supermächte kommen sehen?

Nein. 1945 war die Kooperation zwischen der Sowjetunion und den westlichen Alliierten ja durchaus noch gewollt - und da gab es lange Zeit verschiedene Entwicklungsmöglichkeiten.

Es hat 1945 also eine Alternative zum Kalten Krieg gegeben?

Aber ja. Man kann durchaus sagen, dass die Situation offen war und alle Siegermächte eine Kooperation untereinanderwünschten - insbesondere bei der Gestaltung der Nachkriegsordnung Europas, einschließlich der deutschen Frage.

Und wie hätte diese Alternative aussehen können? Wäre es nicht zwangsläufig früher oder später zu einer Konfrontation der beiden grundverschiedenen Gesellschaftssysteme gekommen?

Die verbreitete Auffassung, der Kalte Krieg sei aufgrund der Unterschiedlichkeit des westlichen und des sowjetischen Systems so unvermeidlich gewesen wie kein anderes historisches Ereignis, lässt sich nicht belegen. Der Gegensatz der beiden Weltmächte erklärt nur, dass es zu Konkurrenz und Auseinandersetzungen kommen musste. Aber es war zunächst keineswegs entschieden, dass dies zu einer Teilung der Welt in zwei feindlich gesinnte Machtblöcke führen würde.

Anfangs waren die wirtschaftlichen Interessen der UdSSR und der USA durchaus vereinbar. Die Amerikaner suchten nach neuen Absatzmärkten für ihre Überproduktion. Stalin dagegen konnte amerikanische Industriegüter und amerikanisches Kapital gut gebrauchen, um die gewaltigen Folgen der Kriegszerstörungen in seinem Land zu überwinden. Und beide wollten Deutschland daran hindern, wieder zu einem Machtfaktor in Europa zu werden. Es gab also viel Potenzial für eine fortgesetzte Kooperation.

Und doch bedurfte es nur wenig, um die Zusammenarbeit zum Scheitern zu bringen...

... aber zum ungewollten Scheitern. Als die erste Tagung des alliierten Außenministerrats im September und Oktober 1945 in London ohne Ergebnis blieb, war man sich allgemein einig, dass dies nur ein Betriebsunfall gewesen sei und man sehr schnell zu einem Konsens kommen könne. Es gab auch deutliche Anstrengungen, sich zu einigen.

Die USA und die Sowjetunion brachten beispielsweise einen Kompromiss über die Besatzung Japans zustande. Die Sowjetunion stimmte zudem der Gründung einer Kommission der Vereinten Nationen zu, welche die neuen Atomwaffen unter eine gemeinsame Kontrolle stellen und das atomare Wettrüsten verhindern sollte. Und

in den Weihnachtstagen des Jahres 1945 fanden Washington und Moskau eine Formel für das umstrittene sowjetische Vorgehen in Bulgarien und Rumänien. Der amerikanische Außenminister, James Francis Byrnes, war anschließend davon überzeugt, dass die Allianz gerettet sei.

Wann musste er einsehen, dass die Kooperation doch nicht Bestand hatte?

Außenminister Byrnes musste schon bald erkennen, dass seine Absprachen mit der Sowjetunion weder bei der amerikanischen Öffentlichkeit oder den Republikanern noch bei einigen Experten des Außenministeriums auf Zustimmung stießen. Er hatte, so der Vorwurf, Stalin zu viele Zugeständnisse gemacht. Gegen Byrnes und dessen Politik organisierte sich schnell eine breite Front. Der Anteil derjenigen in den USA, die an eine langfristige Kooperation mit der Sowjetunion glaubten, verringerte sich von 54 Prozent im September 1945 auf 34 Prozent im Februar 1946. Entscheidend war aber nun, dass sich auch Präsident Truman dieser Anti-Byrnes-Bewegung anschloss.

Wieso entschied sich der US-Präsident zu diesem Schritt?

Zum einen folgte Truman dem starken öffentlichen Druck, zum anderen warnten ihn Berater vor einer möglichen sowjeti-

US-Präsident Truman will die Sowjetunion nicht länger »verhätscheln«

schen Expansion. Außerdem fühlte er sich von Byrnes, seinem einstigen außenpolitischen Mentor, bevormundet. All dies führte dazu, dass der US-Präsident einen Kurswechselvornahm. Konzessionen hatten künftig allein von der sowjetischen Seite zu kommen. Truman schreibt dazu in seinen Memoiren: „Ich bin es leid, die Sowjets zu verhätscheln.“ Damit begann eine Phase der wechselseitigen Vorwürfe und des Hochschaukeins von Gegensätzen zwischen Washington und Moskau, die nicht mehr wirklich unterbrochen wird.

Und dies gipfelte dann in der Absage der Sowjetunion an den Marshall-Plan, das Wiederaufbauprogramm für Europa?

Ja. Im Sommer 1947 war das Misstrauen so sehr gewachsen, waren die Spannungen zwischen den Machtblöcken so stark geworden, dass Stalin hinter dem Plan einen verdeckten Angriff auf die eigene Hegemonie in Osteuropa vermutete.

Lag er da so falsch?

Für die Sowjetunion hätte eine Zustimmung zum Marshall-Plan tatsächlich einen Verlust an Einfluss bedeutet. Durch den Plan sollte die sich anbahnende politische und wirtschaftliche Krise im Nachkriegseuropa behoben werden. Das mit

insgesamt 14 Milliarden Dollar ausgestattete Hilfsprogramm wandte sich vor allem an Deutschland und Frankreich - stand aber, wie schon erwähnt, allen europäischen Staaten offen, auch den osteuropäischen. Washington wollte die Alte Welt damit vor einer sowjetischen Expansion schützen und sich Europa gleichzeitig als Absatzmarkt sichern.

Stalin erkannte das sehr wohl und versagte dem Plan seine Zustimmung. Zur Blockbildung kam es aber erst, als er auch seine osteuropäischen Satellitenstaaten dazu zwang, dem Plan eine Absage zu erteilen. Die deutsche Sowjetzone etwa erhielt keinen einzigen Dollar, und so hat der Marshall-Plan auch die Teilung Deutschlands befördert.

Waren demnach die Amerikaner „schuld“ am Kalten Krieg? Schließlich haben sie Stalin mit ihren fortgesetzten Wortbrüchen und taktischen Unternehmungen kaum eine andere Wahl gelassen.

Meiner Ansicht nach lässt sich die Schuldfrage nicht beantworten. Es geht hier doch um Prozesse, um Wechselwirkungen. Es gibt bisher zwei einander widersprechende Grundthesen: die „traditionelle“ vom sowjetischen Expansionismus als Ursache des Konflikts. Und die „revisionistische“, die im ökonomischen Imperialis-

mus der Amerikaner den treibenden Faktor sieht. Sicherlich hatten es die USA aufgrund ihrer strukturellen Überlegenheit in der Hand, das künftige sowjetisch-amerikanische Verhältnis zu gestalten. Sie nutzten diese Möglichkeit, aber nicht zum friedlichen Ausgleich.

Indem Washington etwa die berechtigten sowjetischen Sicherheitsinteressen in Osteuropa nie richtig anerkannte, provozierte es eine entsprechend aggressive Reaktion Moskaus. Diese wiederum bestärkte die USA in ihrer Politik der Eindämmung, wonach die Welt in Ost und West geteilt und die Sowjetunion auf ihre faktische Einflusssphäre beschränkt werden sollte.

Die USA gaben somit den Anstoß zur Escalation, doch die UdSSR fachte den Konflikt auch weiter an.

Churchill, Stalin und Truman waren die ersten entscheidenden Protagonisten des Kalten Krieges. Aber gab es auch graue Eminenzen in der zweiten Reihe?

Als Erstes muss man hier sicherlich George F. Kennan nennen, den amerikanischen Botschaftsrat in Moskau. Kennan glaubte bereits im Frühjahr 1945 nicht daran, dass man auf Dauer mit sowjetischen Funktionären kooperieren könne. Allerdings hatte er zu diesem Zeitpunkt noch keinerlei Einfluss. Das änderte sich Anfang 1946. Da wurde Kennan von seinem Vorgesetzten in Washing-

RAUT



AMIKÄFER

Vorsicht

~~RIAS~~

Gift



Durch die Atombombe der USA sieht sich Stalin um die Früchte des Sieges betrogen

ton gefragt, wie eigentlich das sowjetische Verhalten zu erklären sei. Daraufhin schickte er...

...sein berühmtes Telegramm vom **22.** Februar **1946...**

... in dem er das inzwischen offenkundige Misstrauen und die Aggressivität der Sowjetführung als grundsätzlichen Bestandteil des sowjetischen Systems beschrieb - und nicht etwa als Folge aktueller Politik. Kennan schrieb damals unter anderem: „Alles in allem haben wir es mit einer politischen Kraft zu tun, die sich fanatisch zu dem Glauben bekennt, dass es mit Amerika keinen dauernden Modus Vivendi geben kann, dass es wünschenswert und notwendig ist, die innere Harmonie unserer Gesellschaft, unsere traditionellen Lebensgewohnheiten und das Ansehen unseres Staates zu zerstören, um der Sowjetmacht Sicherheit zu verschaffen.“

In Washington wurde diese Analyse der UdSSR von allen wichtigen Politikern wie eine Offenbarung aufgenommen. Sie fiel auch genau in die Zeit, in der Truman seinen Kurswechselvornahm. Insofern hat Kennan wesentlich zur Durchsetzung der amerikanischen Eindämmungspolitik beigetragen.

Ein Pendant zu Kennan war übrigens der britische Botschafter in Moskau, Frank Roberts, der unabhängig von Kennan etwa zur gleichen Zeit ungefähr

das Gleiche nach London meldete und die Regierung mit seinen Warnungen ebenfalls beeindruckte. In der konkreten Situation von 1946 trugen beide zum Entschluss von Amerikanern und Briten bei, sich auf den westlichen Teil Deutschlands und Europas zu konzentrieren.

Wer waren die Protagonisten in der Sowjetunion?

Auf der sowjetischen Seite war Josef Stalin die zentrale Figur, allerdings beeinflusst von Beratern mit sehr unterschiedlichen Positionen. Stalin war auf der Suche nach Orientierung: einerseits von grenzenlosem Misstrauen erfüllt, andererseits bemüht, Anzeichen für eine Fortdauer der Zusammenarbeit zu finden, die er eigentlich anstrehte. Und um seine Schwäche zu überspielen, zeigte er sich in Verhandlungen betont aggressiv und unnachgiebig.

Welche Rolle spielte dabei die Atombombe?

Sie beförderte den Konflikt. Stalin sah sich durch die amerikanische Atombombe sozusagen um die Früchte des Sieges betrogen. Bis dahin hatte er geglaubt, die Sowjetunion an die Spitze der Weltpolitik geführt zu haben. Und nun musste er erfahren, dass konventionelle Rüstung nichts mehr zählte, dass mit der Atomwaffe eine neue Ära begonnen hatte. Erst in diesem Moment

begann er, den Bau einer eigenen Bombe zu fördern. Es dauerte dann vier Jahre bis zur ersten sowjetischen Nuklearwaffe - und noch weit in die 1950er Jahre, bis in der atomaren Rüstung zwischen Moskau und Washington die Parität erreicht war. Insofern kann man die Erschütterung Stalins nachvollziehen. Das ist der eine Faktor.

Der andere aber ist ein kurzzeitiges Phänomen auf der amerikanischen Seite, genau spiegelbildlich dazu. Viele amerikanische Politiker glaubten, dass die US-Atomwaffen die Sowjets in den Verhandlungen gefügig machen müssten. Sie drohten nicht mit dem Einsatz der Bombe, aber vertrauten auf deren einschüchternde Wirkung. Entsprechend kompromisslos traten sie daher in den Verhandlungen auf, zum Teil schon in Potsdam.

Wie äußerte sich das?

Von der noch in Jalta geplanten Beteiligung der Sowjetunion im Krieg gegen Japan war bald nicht mehr die Rede. Man wollte die Russen nun gar nicht mehr dabei haben, um ihnen nicht die versprochenen Gebiete abtreten zu müssen. Die Entscheidung, die Atomwaffe tatsächlich gegen Japan einzusetzen, ist in diesem Zusammenhang zu sehen.

Ging es nicht auch darum, die Gefallenenzahl unter den amerikanischen Sol-

daten bis zur Kapitulation Japans möglichst niedrig zu halten?

Doch, aber das war erkennbar nicht das einzige Motiv.

Dennoch einigten sich die USA und die UdSSR nach der Kapitulation Japans darauf, dass Moskau - wie in Jalta besprochen - die Kurilen und die Insel Sachalin erhielt. Woran lag es, dass Deutschland geteilt wurde, Japan aber nicht?

Das lag an der vierten Besatzungsmacht in Europa. Die Franzosen sprengten mit ihren Gebietsansprüchen an Rhein und Saar die in Potsdam vereinbarte Errichtung deutscher Zentralverwaltungen. Damit wardas wichtigste Vorhaben der gemeinschaftlichen Verwaltung gescheitert - und die Bereitschaft der Alliierten zur Kooperation schwand.

Theoretisch sollten ja überall die gleichen Prinzipien die Besatzungspolitik bestimmen: Denazifizierung, Demilitarisierung, Demokratisierung, Demontage. Doch jede Siegermacht verstand unter den so genannten „vier Ds“ etwas anderes und setzte in ihrer Besatzungszone ihre jeweiligen politischen und gesellschaftlichen Vorstellungen um. Das führte zu einer faktischen Spaltung Deutschlands in Ost und West, ohne dass dies den Beteiligten anfangs gleich bewusst war.

Auch hier muss man den Prozesscharakter der

Entwicklung betonen. Die Politik Frankreichs war letztlich nur der Auslöser.

Hat es nach dem 8. Mai 1945 auf deutscher Seite Überlegungen gegeben, die potenziellen Interessenunterschiede der Besatzungsmächte für eigene Zwecke zu nutzen?

Mein Eindruck ist, dass die Deutschen das Ende des „Dritten Reiches“ mehrheitlich als Zusammenbruch ohne Perspektive erlebten. Das Wiedererlangen von Souveränität und Macht gewann erst 1948/49 mit der Gründung der Bundesrepublik an Bedeutung. In der Phase direkt nach Kriegsende hatten die Deutschen nicht mehr als eine Statistenrolle. Den Westdeutschen wurde allerdings das Glück zuteil, unter Besatzungsmächten zu leben, die nicht auf Reparationen angewiesen waren.

Und wie beurteilten deutsche Politiker die Situation, etwa der erste Bundeskanzler Konrad Adenauer?

Adenauer gehörte zu einer kleinen Minderheit unter den Deutschen, die angesichts des Zusammenbruchs des Reiches Möglichkeiten suchten, die eigene demokratische Tradition in Verbindung mit den westlichen Siegermächten wiederzubeleben.

Dabei ging er von zwei Prämissen aus:

- erstens, dass dort, wo die Rote Armee herrschte, auf absehbare Zeit kein souveräner deutscher Staat existieren könne,-

Manche deutsche Politiker erkennen im Kalten Krieg die Chance zum Wiederaufstieg

• zweitens, dass Frankreichs Sicherheitsbedürfnissen auf jeden Fall Rechnung getragen werden musste.

Adenauer hatte früh erkannt, dass ein Ausgleich zwischen Frankreich und Deutschland nötig war, um die alten Spannungen aufzulösen. Und ersah in der Westorientierung die einzige Möglichkeit, einen demokratischen Staat aufzubauen.

Im Rückblick irritiert besonders die wechselhafte Haltung der USA in den letzten Monaten des Krieges und unmittelbar danach.

Die außenpolitische Haltung der Vereinigten Staaten wird bis heute von einem ständigen Schwanken zwischen Isolationismus und Idealismus bestimmt. Sie hat ihre Wurzeln in der Entstehungsgeschichte dieser Nation und dem Glauben an die Sonderstellung des amerikanischen Volkes. Wenn man sich als Amerikaner schon in der Welt engagiert, dann soll die Welt auch nach amerikanischen Vorstellungen funktionieren. Wenn das aber nicht gelingt, zieht man sich zurück. Das Problem war, dass die globale Entwicklung bereits während des Zweiten Weltkrieges eine isolationistische Einstellung unmöglich machte und deswegen der Drang, die Welt nach amerikanischen Idealen

zu ordnen, sehr stark wurde.

Es hat keine strategischen Überlegungen gegeben?

Die amerikanische Außenpolitik wurde - zumindest in dieser Phase - weniger auf der Grundlage von nüchternen Kalkülen, von Interessen und strategischen Planungen entwickelt, sondern eher gemäß der Fragestellung: Was muss getan werden, damit das amerikanische Volk mit dieser Politik zufrieden ist? Dieser idealistische Grundzug hat sich im Prinzip bis heute erhalten. Gleichwohl verfolgten die USA auch damals das Ziel, ihren Machtbereich auszuweiten und strategische Vorposten an den gegenüberliegenden Ufern des Atlantiks einzurichten.

Wer hat den Begriff „Kalter Krieg“ eigentlich geprägt?

Der amerikanische Journalist Walter Lippmann hat ihn in einer Reihe von Artikeln gebraucht, die im Sommer 1947 erschienen sind. Und dass dieser Begriff dann für diese Art von Auseinandersetzung zwischen der Sowjetunion und den Westmächten populär wurde, ist ein weiteres Indiz dafür, dass der Kalte Krieg tatsächlich erst 1947 begonnen hat...

...und dann eskalierte.

Richtig. Zu einem ersten Höhepunkt des Kalten Krieges kam es, als die Rote Armee am 24. Juni

1948 alle Verkehrsverbindungen nach Westberlin unterbrach. Mit der Blockade Berlins wollte Stalin die Gründung eines westdeutschen Staates verhindern. Doch er erreichte das genaue Gegenteil. Die Alliierten versorgten Westberlin über eine Luftbrücke und trieben den Prozess der Vereinigung der drei Westzonen zu einem Staat voran. Eine weitere Zuspitzung erfuhr der Ost-West-Konflikt, als 1950 der Krieg zwischen Nord- und Südkorea losbrach.

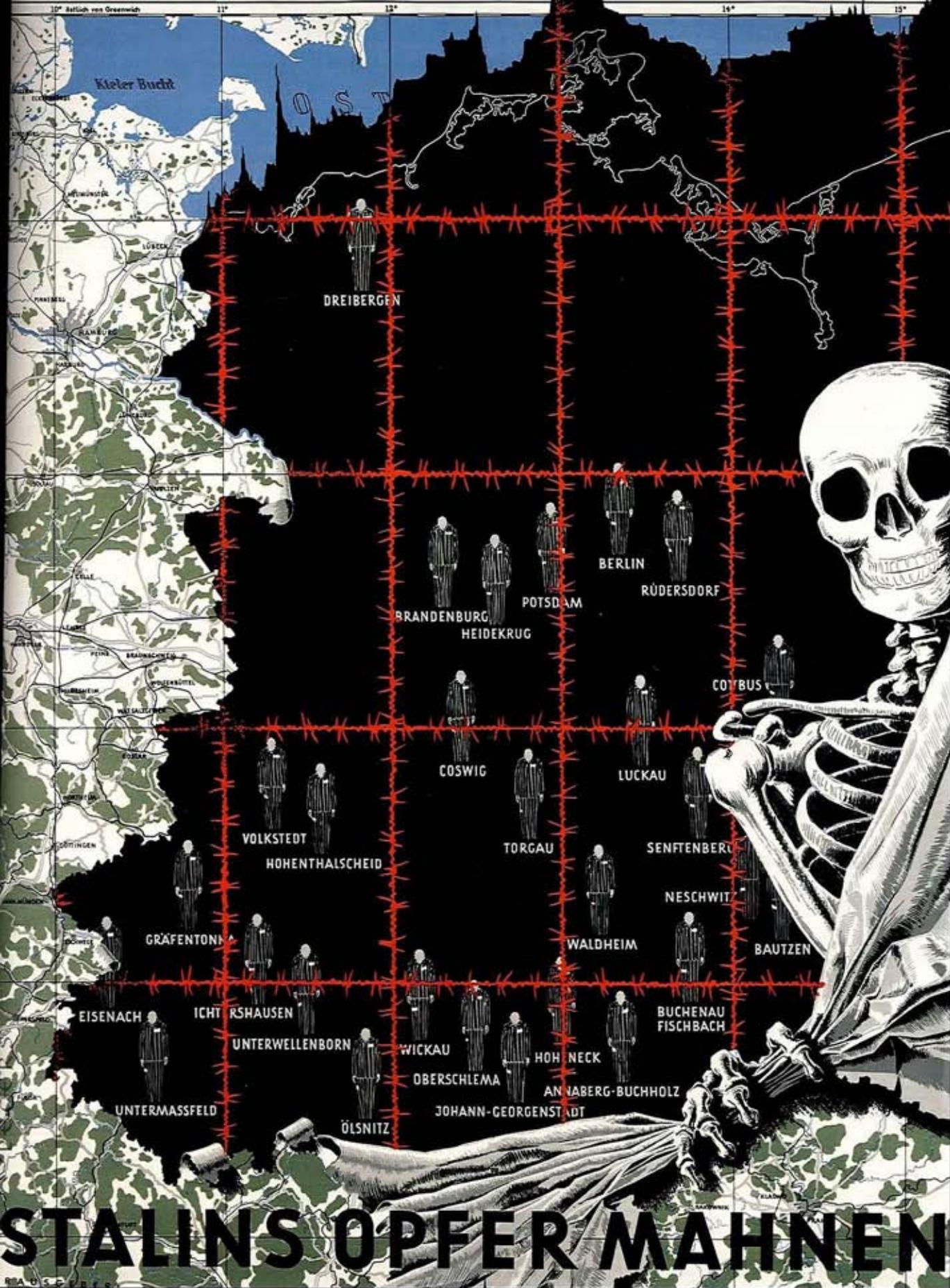
Korea war 1945 von den Siegermächten geteilt worden. Der Norden kam unter sowjetischen Einfluss, der Süden unter amerikanischen.

Aber da war das noch eine pragmatische Entscheidung in beiderseitigem Einvernehmen. Fünf Jahre später kam es in Korea zum ersten Stellvertreterkrieg zwischen den nun feindlichen Machtblöcken. Der Westen hatte sich bereits 1949 im Militärbündnis der Nato zusammengeschlossen, dem folgte 1955 der Ostblock mit dem Warschauer Pakt. Aus dem potenziellen Gegensatz zwischen Washington und Moskau war 1950 endgültig eine Zer teilung der Welt geworden.

Und aus dem Kalten Krieg ein heißer.

Prof. Dr. Wilfried Loth, Jg. 1948, lehrt Neuere Geschichte an der Universität Essen. Er forscht seit mehr als 25 Jahren zur Geschichte des Kalten Krieges. Das Interview führten Cay Rademacher und Dr. Josef Schmid. Eingerichtet haben es Jens-Rainer Berg und Dr. Anja Herold.

KARTE VON DEUTSCHE



Kampf

Herbst 1945: Während andernorts die Waffen schweigen, erlebt China bloß eine Atempause im Kampf. Seit 1937 stehen japanische Truppen im Land, bombardieren die Städte - etwa hier Chongqing - und verüben unsägliche Gräuel. Nun kapituliert dieser äußere Gegner, doch im Inneren rüsten sich zwei Todfeinde zum entscheidenden Duell: der von den USA favorisierte Nationalist Chiang Kai-shek und ein von Stalin halbherzig unterstützter Revolutionsführer - Mao Zedong



im Reich der Mitte



Es könnte ein Triumph sein. General Joseph W. Stilwell sitzt auf dem Achterdeck des Schlachtschiffes „Missouri“ in der Bucht von Tokio und sieht sich durch metallgerahmte, runde Brillengläser die Kapitulation des Gegners an. Elf Japaner, angeführt von ihrem Außenminister und ihrem höchsten Militär, stehen stumm in einer Reihe und blicken ins Leere, bereit zur Unterwerfung. Sie frieren in den kalten Blicken der Sieger, die einfach schweigen. Die den Feind einfach anstarren, über zehn Minuten lang.

Doch dann tritt General Douglas MacArthur vor, oberster Repräsentant der Siegermächte, klappernd vor Gicht. Und plötzlich erscheinen Stilwell auch die Vertreter der übrigen Alliierten wie „eine Ansammlung von Karikaturen“.

Der Engländer: „ein fetter roter Pudding“. Der Australier: „ein Fass voll Eingeweide“. Der Kanadier: „ein ältlicher Stutzer vom Gigolo-Typ“. Der Franzose, der Holländer und die Neuseeländer: auch nicht viel besser. Ein „mickrig aussehender Haufen“, findet Stilwell nach der Zeremonie: „Die Menschheit war schlecht vertreten.“

Es will dem General an diesem 2. September 1945 nicht gelingen, sich als Sieger zu fühlen. Vor mehr als 25 Jahren ist der hagere Mann mit dem skeptischen Mund und den bitteren Falten um die Nase, den sie „Essig-Joe“ nennen, im Auftrag der US Army nach China gekommen - in jenes Land, das die Japaner ab 1937 zu großen Teilen erobert und dessen Bevölkerung sie brutal unterdrückt haben.

Stilwell lernte damals chinesisch sprechen und leben, wurde Militärrattaché und schließlich Präsident Roosevelts Erster Mann in China. Er war der ranghöchste Verbindungsoffizier zwischen Chinesen und Amerikanern; Oberbefehlshaber der US-Streitkräfte auf dem Kriegsschauplatz China-Birma-Indien und Aufseher über das dort hingeschaffte amerikanische Kriegsmaterial. Der Vier-Sterne-



General hat den gleichen Rang wie die Feldherren Dwight D. Eisenhower in Europa und MacArthur im Pazifik.

Doch dann hat sein Präsident ihn kaltgestellt. Roosevelt hat sich dem „kleinen Bastard“ gebeugt, wie Stilwell den Diktator Chiang Kai-shek nennt. Und jetzt ist China, sein China, so ahnt der General, verloren.

DREI MILLIONEN chinesische Soldaten sind während des achtjährigen Krieges gegen Japan gefallen. Mindestens 18 Millionen Zivilisten sind umgekommen und 95 Millionen vor den Kämpfen geflüchtet.

Am Ende ging es ganz schnell: Am 6. August fiel die amerikanische Atombombe auf Hiroshima, am 9. die zweite auf Nagasaki. Am selben Tag marschierten die Sowjets in der Mandschurei ein, und am 15. August befahl der japanische Kaiser Hirohito seinen Soldaten, die Waffen niederzulegen. Und jetzt setzt Washington für Chinas Zukunft blindlings auf Chiang Kai-shek, den Nationalistenführer. Dabei hat der sein Volk längst verloren.

Denn die Chinesen haben genug von Chiangs Regime, das den Überfall der Japaner seit 1937 mit einer Kombination aus Terror und Passivität ausgesessen hat. Mehr Vertrauen scheinen die Kommunisten unter dem Bauernführer Mao Zedong (Mao Tse-tung) zu genießen: Seit Ausbruch des Kriegs mit Japan

haben sie die Zahl der Parteimitglieder auf 1,21 Millionen vermehrt - 30-mal so viel wie zuvor. Das Einflussgebiet der KP ist in dieser Zeit auf das Zehnfache gewachsen. War es 1937 etwa zweimal so groß wie die Schweiz, umfasst es jetzt fast die doppelte Fläche Frankreichs: 95,5 Millionen Menschen leben dort.

Der Entscheidungskampf zwischen Nationalisten und Kommunisten scheint unausweichlich. Und jeder zusätzliche amerikanische Dollar, ahnt Stilwell, wäre jetzt Beihilfe zum Bürgerkrieg: „Wir sollten das Feld räumen“, notiert er ins Tagebuch, „und zwar sofort.“

„Peanut“. Erdnuss, nennt der General, der wahrscheinlich beste Chinakenner seines Landes, den hageren, kahlköpfigen Chiang Kai-shek. den Mann mit den sanften braunen Augen, der vor Kameras regelmäßig zur uniformierten Säule erstarrt. Stilwell verachtet Chiangs Regime, das auf „Gier, Korruption, Günstlingswirtschaft“ ruht, dessen „schreckliche Verschwendungen von Menschenleben“, dessen „kalte Missachtung der Menschenrechte“.

Und er hasst Chiangs Clique, die in seinen Augen nicht besser ist als Amerikas Hauptfeind, die Nazis: „dieselbe Art Regierung, dieselbe Perspektive, dasselbe Gangstertum“.

CHIANGS HANG zu kriminellen Schattenwelten ist nicht neu. Schon als 21-Jähriger fand er 1908 Kontakt zur „Grünen



Als General Yoshijiro Umezawa Bord des Schlachtschiffes »Missouri« am 2. September 1945 die Kapitulation Japans unterzeichnet, ist der Zweite Weltkrieg auch in Asien vorüber. Der chinesische Generalissimus Chiang Kai-shek, hier 1942 mit seiner Frau und dem späteren US-Oberkommandierenden in China, General Joseph W. Stilwell, soll nach den Plänen der USA sein Land wieder aufbauen

Banden", die unter dem Shanghaier Unterweltkönig Du Yuesheng („Großohr-Du“) zu einem straff geführten Kartell mit Zehntausenden Mitgliedern, Millionen gewinnen aus Prostitution, Glücksspiel und Drogenhandel sowie besten Verbindungen zum Polizeiapparat wurde.

Auch Chiangs Akte verzeichnete bald Morde, Erpressungen, Raubüberfälle - doch zugleich schloss er sich der nationalen Revolution des christlichen Missionschülers und Arztes Doktor Sun Yat-sen an, dem es aber nicht gelang, die nach dem Ende des Kaiserreichs 1912 zwischen lokalen Kriegsherren („Warlords“) zersplitterte Republik zusammenzufügen.

1925, als nach dem Krebstod des Mentors der Kampf um dessen Nachfolge entbrannte, putschte sich der junge Offizier Chiang an die Spitze der von Sun begründeten Nationalen Volkspartei („Guomindang“) und besiegte mit seiner Revolutionsarmee in der Folge die Warlords in Mittel- und Nordchina.

1928, als seine Truppen in Beijing einmarschierten, die Stadt in „Beiping“ („Nördlicher Friede“) umbenannten und ihre Machtbasis Nanjing zum Sitz der neuen Regierung machten, hatte ihr Sieg eine halbe Million Tote gefordert. Chiang machte sich zum Präsidenten der neu geeinten Republik unter dem Banner der „Drei Volksprinzipien“ Suns: Nationalismus, Demokratie und Volkswohlstand.

Doch die revolutionären Ideale Sun Yat-sens wichen bald einem Macht-Mix

aus Faschismus und Konfuzianismus - ideal verkörpert durch die „Bewegung Neues Leben“, die nach Chiangs Worten das Ziel hatte, „das Leben der ganzen Nation von Grund auf zu militarisieren“ und die Menschen willig zu machen, „ihrem Volk jederzeit Opfer zu bringen“.

Die Bewegung wandte sich gegen Disziplinlosigkeiten wie öffentliches Rauchen, Spucken und Urinieren, gegen

außerehelichen Sex und provozierende Kleidung, aber auch gegen feministische Bestrebungen, die an die „vier Tugenden“ der Chinesinnen röhren könnten: „Keuschheit, sittsames Aussehen. Sprechen und Tun“.

Auf staatlich organisierten Massenhochzeiten schworen Paare nicht nur einander die Treue, sondern auch der Partei und Nation. Bei der Durchsetzung der Benimmregeln halfen rabiate Jakobinertrupps, wegen ihrer Uniform „Blauhemden“ genannt, sowie das „Büro für Ermittlungen und Statistik“, das Dissidenten ermordete. Professoren einschüchterte und Spitzel unter die Landbevölkerung schleuste.

Zu den Verfolgten zählte auch ein ehemaliger enger Verbündeter Chiangs: Mao Zedong.

DER BAUERNSOHN und Volksschullehrer, Bewunderer von Machtmenschen wie George Washington, Bismarck und Wilhelm II. war Anhänger Sun Yat-sens. Wie der sechs Jahre ältere Chiang Kai-shek nahm er an der Revolution von 1911



Gräueltaten: Japaner erstechen gefesselte Chinesen mit Bajonetten. Allein bei der Eroberung von Nanjing 1937 ermordeten Tokios Truppen Tausende Zivilisten

teil, schnitt sich den Zopf ab und meldete sich als Freiwilliger. Noch als Kommunist hielt er Suns Partei die Treue - nicht zuletzt auf Betreiben Josef Stalins, der seine Genossen im Reich der Mitte unabirrt zum Anschluss an die Nationalisten drängte: Er traute Chinas „Radieschen-Kommunisten“, wie er sie nannte - außen rot, innen weiß - keinen eigenen Umsturz zu. Anfang 1924 wurde Mao sogar ins Zentrale Exekutivkomitee der Guomindang gewählt.

1927 bahnten die Kommunisten den Truppen Chiang Kai-shek mit einem Generalstreik den Weg in die Stadt Shanghai: Dort hatte sich ihre Partei ja vor sechs Jahren gegründet. Hatte jetzt die Stärke der ihr nahe stehenden Gewerkschaften innerhalb von nur drei Monaten mehr als verzehnfachen können, auf 821000 Mitglieder.

Nirgendwo lag Chinas absurder Zustand so offen zutage wie in Shanghai. Der Großteil der Stadt stand unter der Knute lokaler Kriegsherren, im französischen Konzessionsgebiet und im „internationalen Viertel“ regierten ausländische Mächte. Autos und Straßenbahnen verstopften die Straßen, Rikschkulis drängelten durch Menschengewimmel. Neureiche tanzten Swing, goutierten westliche Filme, schwelgten in Amüsiertempeln, Luxusgeschäften und Feinschmeckerlokalen. Gleichzeitig verkauften rund 100000 Huren ihre Körper, krepierten die Armen auf der Straße, sammelten städtische Hygienetrupps jährlich 20000 bis 30 000 Elendstote vom Pflaster - im Winter bisweilen 400 Leichen am Tag.

Der KP-Streik erfüllte seinen Zweck: Am 22. März 1927 konnten die Kommunisten die Stadt den nationalistischen Truppen übergeben. Aber dann mussten sie erleben, wie Chiang 1000 der hilfreichen Streikteilnehmer exekutieren ließ, deren Stärke ihm offenbar unheimlich war. Mussten dulden, dass Einheiten der „Grünen Bande“ Gewerkschaftsbüros und Arbeiterquartiere durchkämmten und jeden umbrachten, den sie linker Sympathien verdächtigten.

Die Guomindang verstieß ihre kommunistischen Mitglieder, verbot deren



Chiang Kai-shek spricht an der zentralen Militäramademie. Kaderschmieden wie diese werden gefördert - während die Landbevölkerung Hunger leidet und Männer zwangsrekrutiert werden (unten). Viele Bauern wenden sich daher den Kommunisten zu, obwohl Chiang die KP-Genossen seit 1927 verfolgt

Partei, vertrieb die sowjetischen Berater und griff zur Verfolgung der verbliebenen Roten auch auf die Privatmilizen von Kriegsherren und Großgrundbesitzern zurück: Deren Söldner vergewaltigten und verstümmelten Frauen, die den als kommunistisch beargwöhnten Kurzhaar-schnitt trugen, töteten nach einem verzweifelten Aufstand in Guangzhou (Kanton) noch einmal Hunderte Zivilisten, überließen sie in Käfigen dem Hungertod oder warfen sie zusammengebunden in den Fluss.

Schätzungsweise 450 000 KP-Anhänger fielen der Ausrottungswelle zum Opfer. Die Revolutionäre hatten die Revolution liquidiert.

Und während der US-Außenminister Frank Kellogg erleichten feststellte, Chiang Kai-shek, der neue Herr Chinas, sei „offenkundig ein Führer der Gemäßigten“, sammelten sich die versprengten, dezimierten Kommunisten im Süden, im Jinggang-Gebirge, wo sie die „Räterepublik von Jiangxi“ gründeten und bald ein Gebiet mit rund zweieinhalb Millionen Einwohnern beherrschten.

Die neue Heimat war altes Räuberland, abgelegen und wild; Tiger, Wölfe und Bären durchstreiften die Wälder. Hier begannen die roten Krieger - entgegen der Doktrin aus Moskau, das aufs städtische Proletariat setzte - die Bauern zu agitieren, die in China 85 Prozent der Bevölkerung ausmachten und unter grausamer Armut litten: Millionen lebten am Rand des Hungertodes, mussten häufig ihre eigenen Kinder verkaufen und sich für Kleingeld an Grundbesitzer verdingen, für die ein Tagelöhner billiger war als das Futter für einen Esel.

IM OKTOBER 1933 griffen die Nationalisten, nach vier gescheiterten Vernichtungsfeldzügen, die schlecht bewaffneten Roten erneut mit Flugzeugen, Panzern und schwerer Artillerie an. Sie kreisten die kommunistische Basis ein, schnürten deren Gebiet auf ein Zehntel zusammen. Im September 1934 gingen die Vorräte zu Ende; Mao Zedong erkrankte an Malaria. Mit der Kraft der Verzweiflung gelang es 86000 Kommunisten, aus dem Kessel auszubrechen und den Verfolgern zu entkommen.

Der danach folgende „Lange Marsch“ der überlebenden KP-Kämpfer führte gut ein Jahr lang über 12500 Kilometer, durch elf Provinzen, über 18 Gebirge und 24 Flüsse. Ende Oktober 1935 erreichte der Zug das „Land der gelben Erde“, das Lössgebiet des Gelben Flusses tief im Landesinneren.

90 Prozent der Teilnehmer überlebten die Strapazen nicht - doch der Marsch wurde zur Legende. In ihrer neuen Basis

in der Stadt Yan'an hausten die Kommunisten wie die Einheimischen in Lösshöhlen. produzierten ihr eigenes Gemüse, Fleisch und Öl, bauten Unterkünfte, nähten Kleidung, fertigten Schuhe. Möbel. Schreibwaren - und schafften es so, das Vertrauen der Bauern zu erwerben.

Sie verboten Zwangsehen, beendeten den Handel mit Konkubinen und Kindersklaven. Gleichzeitig aber nötigten sie Anhänger in ihre Schulungen und Lernfaule zur Selbstkritik oder zur Arbeit mit den Massen. Die heroische Mischung aus Disziplin und Freiheit zog junge, antiautoritäre Intellektuelle aus dem ganzen Land nach Yan'an, wo Mao Zedong, der Mann mit dem weichen Mund, den hohen Wangenknochen und der üppigen schwarzen Mähne, kettenrauchend in seiner Höhle kauerte, Läuse aus seiner schlecht sitzenden grauen Uniform klaubte, Strategiepapie-

Sie zeigten den Bauern, wie man aus Teekannen Sprengkörper baut, gruben als Unterschlupf Tunnelnetze in die Erde, die bisweilen mehrere tausend Kilometer Länge erreichten. Um die Invasoren aufzuhalten, rissen sie Eisenbahnschienen aus dem Boden, sprengten Züge und Autos, überfielen japanische Posten.

Schon seit den Tagen des Chinesisch-Japanischen Krieges von 1894/1895 hatte die Mandschurei, Grenzland im Nordosten, japanische Begehrlichkeiten geweckt, hatte Bergbaubetriebe und Banken, Hoteliers und Händler aus dem Land der aufgehenden Sonne in die Region gelockt, dazu Truppen, die das Kapital ihrer Landsleute schützen sollten: Die „Einundzwanzig Forderungen“ Japans, die China 1915 unter Gewaltandrohung anerkannte, sicherten Tokio neben wirtschaftlichen Vorteilen das Recht zu, Polizeikräfte in dem rohstoffreichen Grenz-

Dem US-Außenminister gilt der Generalissimus als Führer der Gemäßigten

re und Gedichte schrieb: „Dschingis Khan / Konnte nur Bogen schießen nach großen Adlern.“

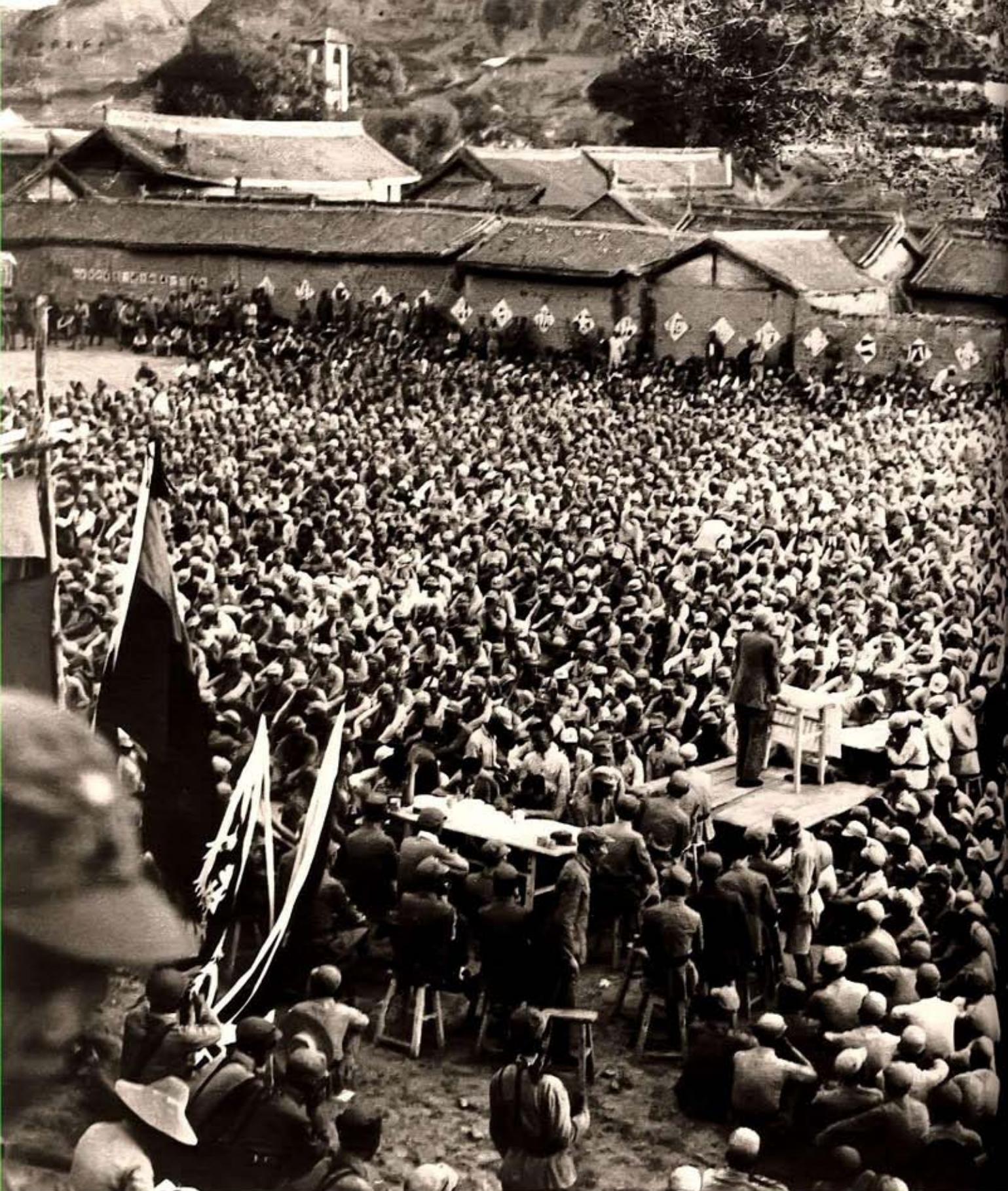
Mao stand jetzt unverrückbar an der Spitze der Partei. In Yan'an wuchs er zum Gott, zum hemdsärmeligen Buddha, der sich nicht scheute, mitten in einer Sitzung die Hosen auszuziehen, wenn ihm zu heiß war. Seine Genossen ernannten ihn zum „Vorsitzenden“, zum „Steuermann“, schrieben die „Mao-Zedong-Gedanken“ als „Leitlinie“ ihres Tuns fest. Der Volksschullehrer war zum Volkslehrer geworden.

Seit die japanischen Truppen 1931 zunächst die Mandschurei besetzt hatten und sich danach anschickten, ganz China zu überrollen, hatte der Kampf der Kommunisten endlich einen äußeren Feind gefunden, der die revolutionäre Energie bündeln konnte. Sie gründeten in Yan'an eine „Widerstand-gegen-Japan-Universität“ und setzten Maos Guerilla-Theorie notfalls auch mit Spießen, Messern, Stangen, Äxten, Hacken und Steinen in die Praxis um.

land zu stationieren. Ende der 1920er Jahre bewachten mehr als 20000 Mann die Einrichtungen an der Südmandschurischen Eisenbahn, deren Kontrolle Japan beanspruchte.

So war es nur eine Frage der Zeit, bis aus der wirtschaftlichen Kolonie eine militärische wurde. 1931 schoben die Japaner einen Bombenanschlag auf die Bahn bei Mukden (dem heutigen Shenyang) den Chinesen in die Schuhe: Die Explosion stoppte nicht einmal den Zugverkehr, lieferte jedoch den Vorwand für einen viermonatigen Feldzug, der die Mandschurei unter japanische Kontrolle brachte - und China um elf Prozent seines Territoriums, die Hälfte seines Erdöls und 80 Prozent seines Eisens. Um sich Legitimität zu borgen, holten die Japaner den letzten chinesischen Kaiser Pu Yi aus dem Exil zurück und erklärten ihn zum Herrscher ihres Satellitenstaats „Manzhouguo“.

CHIANG KAI-SHEK hatte dem japanischen Vormarsch, anders als Maos Kommunis-



Kommunisten in Shaanxi: Nach dem »Langen Marsch«, der verlustreichen Flucht vor den Nationalisten, ist die Provinz für die Revolutionäre um Mao



Zedong (oben) 1935 zur neuen Basis geworden



ten, nur wenig entgegengesetzt. Nach dem Einfall in die Mandchurei im Norden hatte er gepredigt, „würdevolle Ruhe zu bewahren“, und seine Truppen dann kampflos hinter die Große Mauer zurückgezogen. Antijapanische Proteste unterband er mit Polizeigewalt. Militärattache Stilwell fand, als er 1936 die Streitkräfte nördlich des Jangtsekiang besichtigte, „kein Anzeichen für geplante Abwehrmaßnahmen“: „keine Truppenerweiterung oder auch nur der Gedanke daran. Kein Drill und keine Manöver.“

Vielmehr starrte Chiang Kai-shek auf die kommunistische Hauptstadt Yan'an wie auf ein Ungeheuer. „Die Japaner sind eine Hautkrankheit“, sagte er, „aber die Kommunisten sind ein Herzleiden.“

Im Oktober 1936 rüstete er seine Truppen für einen neuen Ausrottungsfeldzug gegen die Kommunisten, flog in die alte Hauptstadt Xi'an, um seine Offiziere einzuschwören. Doch die Generäle hielten trotz ihrer antikommunistischen Haltung den Kampf gegen Japan für vorrangig und ließen Chiang am 12. Dezember bei den heißen Quellen von Huqing festnehmen. So wollten sie ihn zum Widerstand zwingen.

Der Staatsschef konnte noch über eine Mauer flüchten. Doch der Suchtrupp stellte ihn in einer Höhle am Berg, zitternd, im Schlafanzug, ohne sein Gebiss; ein Soldat schulterte den hilflosen Diktator und trug ihn den Hügel hinab. Dann nötigten die Offiziere den Generalissimus, den Kampf gegen die Japaner aufzunehmen - und zwar im Bund mit den Kommunisten.

Lebhaft erinnert sich General Stilwell später an den 7. Juli 1937 - den Tag, an dem der offene Krieg ausbrach. Über dem Bei-See in Beiping stand der Vollmond. Stilwell saß mit Freunden und Diplomaten in einem Boot, die Laternen der Barke spiegelten sich im Wasser, und der US-

Botschafter sang zur Gitarre. Erst am nächsten Morgen erfuhr Stilwell von der Katastrophe: An der Marco-Polo-Brücke rund 16 Kilometer westlich der Stadt hatten chinesische Soldaten ein Manöver der japanischen Nordchina-Truppen, die seit 1901 dort stationiert waren, mit Granaten beschossen. Die Japaner nahmen den Vorwand begierig auf, setzten ihre Truppen in Marsch und kontrollierten bis zum Ende des Monats die ganze Region von Tianjin bis Beiping.

Chiang Kai-shek befahl den „Kampf bis zum Letzten“, ließ japanische Kriegsschiffe im Shanghaier Hafen bombardieren - doch anstelle der Flotte trafen die Bomben ein Wohnviertel und töteten mehr als 200 Zivilisten. Die Japaner, die Leibchen mit Segenssprüchen aus dem buddhistischen Lotos-Sutra am Körper trugen, nahmen eine Stadt nach der anderen, steigerten sich in einen Blutrausch. Am 13. Dezember 1937 eroberten die Truppen des Tenno die chinesische Hauptstadt Nanjing. Mit Artillerie und Panzerwagen durchbrachen sie die alten Mauern aus der Ming-Zeit.

Dann brannten und mordeten sie sechs Wochen lang.

Sie trieben die Menschen auf den Hauptplätzen zusammen und mähten sie mit Maschinengewehren nieder, hielten die Metzeleien auf Souvenirfotos fest. Sie vergewaltigten schätzungsweise 20000 Frauen und Mädchen, zerstörten ein Drittel des Wohnraums. Im Rotkreuzkrankenhaus wüteten sie wie ein Taifun. „Schreiende Menschen riss man die Verbände herunter, um sie dann zu Tode zu hacken und zu stechen“, notierte ein US-Militärattache. „Gebrochene Arme und Beine wurden mit Knüppeln erneut gebrochen. Zwischen den Blutorgien wurden die Krankenschwestern mehrmals vergewaltigt.“ Seine Bilanz: „Über 200000, vielleicht sogar 300000 Zivilisten wurden sinnlos niedergemetzelt.“

Als die Japaner im Mai den wichtigen Bahnknotenpunkt Xuzhou eroberten, ließ Präsident Chiang in einem Verzweiflungsakt die Dämme des Gelben Flusses sprengen, um den Vormarsch der Feinde zu stoppen. Drei Provinzen, elf Städte

und 4000 Dörfer verschwanden in den Fluten. Zwei Millionen Menschen verloren ihr Obdach und ihre Ernte. Der Fluss verließ sein Bett und lief nun nach Süden. Die Invasoren aber blieben nur für drei Monate im Schlamm stecken.

Noch vor Ablauf des Jahres 1938 hatten die Japaner Chiang Kai-sheks Regierung aus der Hauptstadt Nanjing in die Provinz Sichuan (Setschuan) vertrieben, in die armselige Stadt Chongqing. Japan kontrollierte jetzt das gesamte chinesische Kernland im Osten. Um seinen Krieg bezahlen zu können, presste es die besetzten Gebiete aus, kurbelte mit brutaler Zwangarbeit die Produktion von Fabriken, Feldern und Minen an.

Japanische Ärzte erforschten an den Versklavten die Wirkung von Giftgas, Körperschnitten und extremen Temperaturen, streuten tödliche Bakterien unter die Massen; japanische Soldaten übten mit Bajonetten und Schwertern an wehrlosen Gefangenen. Die Besatzer sperren westliche Ausländer in Isolationslager und Shanghaier mosaischen Glaubens in Ghettos - ohne allerdings dem Wunsch der verbündeten Deutschen nachzukommen, ihnen die Juden ans Messer zu liefern.

DIE USA REAGIERTEN zunächst nur zögernd auf die neue Gefahr im Osten. Sie lieferten 100 veraltete P-40-Kampfflugzeuge nach China, die in Kisten verschifft, in Birma zusammengesetzt und unter das Kommando des gehörigeschädigten Weltkriegs-Veteranen Claire Lee Chennault gestellt wurden.

In China kämpfen US-Söldner heimlich gegen Japan - lange vor Pearl Harbor

1937 hatte Chiang Kai-sheks Gattin den alten Haudegen als Berater für Chinas Luftwaffe engagiert. Jetzt warb Chennault amerikanische Flieger als „Freiwillige“ an, die - getarnt als Touristen, Varietékünstler oder Missionare - in China Kampfeinsätze flogen und chinesische Piloten ausbildeten: Die offizielle Neutralitätspolitik gegenüber

in Brand gesetzt. Zwar war die Meldung falsch, doch zumindest lieferten die Amerikaner jetzt ganz offiziell Ausrüstung, Lastwagen, Kraftstoff und Flugzeuge - auch wenn die Hilfsgüter per Luftbrücke über den Himalaya herangeschafft werden mussten. US-Ingenieure halfen beim Bau von Flugplätzen, für die Zehntausende Kulis und Zwanz-



Japanische MG-Schützen attackieren in der Provinz Hunan Truppen des Chiang-Regimes. Die

Japan verbot den Amerikanern offene Einmischung.

Als Japans Angriff auf Pearl Harbor die Amerikaner 1941 selbst in den fernöstlichen Krieg zwang und zum offiziellen Bündnispartner Chinas machte, brach auf den Straßen der provisorischen Regierungsstadt Chongqing ein Jubel aus, als hätte man die Entscheidungsschlacht gewonnen. Im Landesinneren beklauschten die Massen das Gerücht. 500 US-Bomber hätten Tokio

arbeiter das Land ebneten und Steine brachen.

Und General Joseph Stilwell, offiziell Stabschef der alliierten Truppen beim Generalissimus Chiang Kai-shek, fiel jetzt die Aufgabe zu, die amerikanische Militärhilfe zu koordinieren.

Gleich nach dem Angriff auf Pearl Harbor bewilligte Washington Kriegsmaterial im Wert von 630 Millionen Dollar und kam auch Chinas unerhörter Forderung nach einem frei verfügbaren Darlehen in Höhe von weiteren 500 Millionen Dollar nach - als Beweis, wie Präsident Franklin D. Roosevelt betonte, für „den aus ganzem Herzen kommenden Respekt und die Bewunderung“ der USA für die chinesische Sache.

Doch während Chiang Kai-shek immer wieder „namhafte Beträge“ einforderte, verstaubte das aus den Staaten gelieferte Gerät in den chinesischen Depots: „Wenn sie ihren Kram benutzen würden, könnten sie ihn ja verlieren“, spottete Stilwell heimlich, „und wo kämen sie dann nach dem Krieg hin, ohne Material?“



Nationalisten haben den hochgerüsteten Invasoren, etwa in Shanghai (rechts), wenig entgegenzusetzen - bis die USA endlich Waffen liefern

Aber der Schulterschluss mit den Amerikanern hatte China eine neue Rolle im Weltgeschehen beschert. Um ein Machtvakuum nach Japans Niederlage zu vermeiden, betrieb Roosevelt jetzt sogar Chinas Anerkennung als Großmacht - gegen die Vorbehalte Josef Stalins und auch Winston Churchills, der in China eine Gefahr für die britische Kolonialherrschaft in Hongkong und Indien sah.

Im Oktober 1943 wurde China auf der Außenministerkonferenz in Moskau in den Club aufgenommen. Auf dem Foto vom Gipfeltreffen in Kairo im November sitzt Chiang in seiner steifen Uniform mit den drei Sternen am Kragen auf einer Bank neben Roosevelt und Churchill, die Zähne gebleckt - als ahnte er schon, dass seine neuen Verbündeten kurz darauf, beim Treffen mit Stalin in Teheran, in seiner Abwesenheit beschließen würden, den Kampf in Asien zurückzustellen, um sich auf die Invasion der Alliierten in Europa zu konzentrieren.

Chiang zeigte sich nach der Konferenz von Teheran empört. Ein Darlehen

von einer Milliarde Dollar sei das einzige Mittel, ließ er den US-Botschafter wissen, mit dem Amerika „das chinesische Volk und die Armee von ihrem ernsthaften Interesse überzeugen“ könne. Als die USA ablehnten, verlangte er wenigstens den Bau von Flugplätzen im Wert von 800 Millionen - und unterstrich den Wunsch mit dem Hinweis seines Finanzministers auf „ein paar sehr interessante Angebote“ aus Japan.

Würden seine Forderungen nicht erfüllt, drohte Chiang wiederholt, müsse China „anderweitige Vereinbarungen“ treffen. Er streute Gerüchte, Japaner seien bereits zu Verhandlungen eingetroffen.

CHIANG BETTELTE NICHT, er forderte. Es gab „nie auch nur ein einziges Wort“ der Dankbarkeit, wie Stilwell bitter feststellte: „Jedes Mal, wenn ihm etwas zugesichert wurde, wollte er noch mehr.“ Dafür warf der Diktator seinem amerikanischen Stabschef „Ungehorsam“ vor, weil es Stilwell nicht gelungen sei, seiner Regierung noch mehr Kriegsmaterial

abzuschwatten, und verlangte dessen Ablösung.

Bis zur Armee sickerte kaum etwas vom Geldregen aus dem Westen durch: Die herrschende Familie zweigte nach Schätzungen von den 3,8 Milliarden Dollar Hilfsgeldern insgesamt 750 Millionen in die eigenen Taschen ab. Derweil mussten Chiangs Soldaten, zerlumpt, mager und mit Stricken aneinander gefesselt aus ihren Dörfern gerissen, in Strohsandalen marschieren.

Sie mussten die Köpfe mit Blättern schützen und sich nachts zu fünf eine Decke teilen. Zu essen gab es 750 Gramm Reis, meist zwei bis drei Jahre alt, den sie in Strümpfen um den Hals trugen; dazu etwas eingelegtes Gemüse. Zwischen 1937 und 1944 starben 1,4 Millionen Soldaten, zehn Prozent, noch vor dem Fronteinsatz; in manchen Jahren gingen 40 Prozent an Krankheit und Hunger zugrunde.

„Die Offiziere werden reich“, klagte Stilwell, „die Männer sterben an Unterernährung, Malaria, Ruhr, Cholera.“

Bisweilen hielten sich die notleidenden Truppen an der noch ärmeren Landbevölkerung schadlos. Sie fielen etwa über die Provinz Hunan her, wo bald Millionen hungerten, Leichen im Schnee lagen und Schreckengeschichten von Kannibalismus die Runde machten. Und so war es nur noch ein Akt der Verzweiflung, als erbitterte Bauern die Truppen bei ihrem Rückzug angriffen, beraubten und niedermetzten.

Immer wieder bedrängte Stilwell den Generalissimus, die Armee von Grund auf zu reformieren und ihre Kampfkraft zu erhöhen. Doch Chiang schien, wie Stilwell bald mutmaßte, gar nicht daran interessiert, „gut ausgebildete Truppen zu haben, die dann unter das Kommando eines Rivalen geraten könnten“.

Nur vor lukrativen Besuchern durften die Soldaten noch Staat machen: Für die Visite des US-Präsidentenkschaftskandidaten Wendell Willkie bekamen sie glänzende Waffen und Gala-Uniformen, robbten im Mörserfeuer und schwammen mit gerecktem Gewehr durch Wildwasser. Gerührt versprach Willkie nach dem Spektakel, sich bei Präsident Roose-

velt für die Lieferung jeder gewünschten Menge Flugzeuge einzusetzen, und berichtete nach seiner Rückkehr von einem „warmherzigen, gastfreundlichen Land“ und dessen Soldaten, „die genau wissen, wofür sie kämpfen und wie sie kämpfen müssen“.

Derweil eroberten die Japaner zwischen März und Dezember 1944 zwei Millionen Quadratkilometer - die vierfache Fläche Spaniens. Längst war die erzwungene Einheitsfront mit Mao wieder zerbrochen, nachdem Chiangs Truppen 1941 am Jangtsekiang die Neue Vierte Armee der Kommunisten überfallen und rund 3000 Soldaten getötet hatten.

Still fluchte Stilwell auf Chiangs „Faschisten“, die Kritiker verprügelten, enthäupteten oder heroinsüchtig machten und unbotmäßige Schriftsteller lebendig begruben. An den Straßenecken der Regierungsstadt Chongqing brachten Soldaten Maschinengewehre gegen einen möglichen Aufruhr in Stellung. Die Gangster der „Grünen Bande“ trieben für den Generalissimus „Bußgelder“ ein, seine „Anti-Opium-Büros“ stellten unter dem Vorwand der Suchtbekämpfung das

einträgliche Drogengeschäft unter staatliches Monopol. Die Elite Chongqings machte mit Finanzspekulationen, Wucher und Schwarzhandel ihren Schnitt - während die Armen und der Mittelstand unter Schmutz, Wassermangel und Hunger litten und in klaren Sommernächten vor dem „Mondkrieg“ der japanischen Bomber in handgescharre Höhlen flohen.

IN STILWELLS AUGEN war Washington inzwischen „ein ebenso großer Misthaufen wie Chongqing“. Es sei ein grundsätzlicher Fehler gewesen, fand er, das „verrottete Regime“ Chiangs zu unterstützen. Es war ihm eine Qual, der „Erdnuss“ die „Legion of Merit“ anheften zu müssen, die höchste Auszeichnung, welche die USA an Ausländer zu vergeben hatten: Starr stand das Lächeln im Gesicht des Geehrten, und mit der Verachtung eines Kammerjägers blickte auch Stilwell auf den Orden, den er dem Staatschef mit weit ausgestrecktem Arm an die Uniform heftete.

Und selbst Präsident Roosevelt fragte sich mittlerweile, „wo die chinesischen Truppen eigentlich sind und weshalb sie nicht kämpfen“.

Aus den kommunistischen Gebieten dagegen berichteten die Kundschafter von gesunden Menschen, „besser ernährt, kräftiger und energischer als in anderen Teilen Chinas“, von „zähen“ Soldaten, den „bestgekleideten“ Truppen des Landes. Die groben, bescheidenen Uniformen der Kommunistenführer, ihr ernstes Sprechen und einfaches Leben bildeten in den Augen westlicher Besucher einen romantischen Kontrast zur Dekadenz von Chongqing. Die Londoner „Times“ lobte Yan'an bereits als „chinesische Wunderlandstadt“, und auch John Service, Informant der US-Regierung, fand dort eine derart hohe Moral vor, dass er „sich ein Scheitern nur schwer vorstellen“ könne.

Widerstrebend begann Roosevelt, den Generalissimus zu Verhandlungen mit den Kommunisten zu drängen - nicht aus Sympathie, sondern um einen Bürgerkrieg zu verhindern, der womöglich China am Ende unter rote Führung bringen könnte. Im September 1944 rang sich der



Durch Vermittlung der USA verhandeln Mao Zedong (links) und Chiang Kai-shek ab August 1945. Doch nur Wochen später beginnt der Kampf der Kontrahenten

US-Präsident sogar zu einem Affront gegen Chiang durch - einem geharnischten Telegramm von 600 Worten, in dem er ultimativ „drastische Maßnahmen“ forderte. Der Generalissimus müsse umgehend die „unumschränkte Befehlsgewalt“ über sämtliche Truppen in die Hände des Amerikaners Stilwell legen: „Uns allen erscheint es offenkundig, dass Ihre und unsere Bemühungen, China zu retten, gänzlich vergeblich gewesen sind, wenn es zu weiteren Verzögerungen kommt.“

General Stilwell bebte vor Genugtuung. Um seinen Triumph auszukosten, platzte er in eine Konferenz, wo er Chiang „dieses Bündel Paprika“ persönlich aushändigen konnte: „Die Harpune traf unseren kleinen Schuft direkt in den Solarplexus und durchbohrte ihn.“

Chiang las das Telegramm mit unbewegter Miene und sagte nur: „Ich verstehe.“ Dann schwieg er, wippte mit dem Fuß und schloss die Sitzung.

Stilwell aber fuhr siegestrunken nach Hause, genoss noch auf der Fahrt durch Chongqing den „schönen Blick von der Brücke aus“ und goss seinen Jubel in ein Gedicht: „Ich weiß, ich werde weiter leiden / Und ein aufreibendes Rennen durchstehen müssen / Doch ach! Gesegnetes Vergnügen! / Ich habe das Gesicht der Erdnuss zerstört.“

Doch Chiang war nicht bereit, sein Gesicht kampflos preiszugeben. In aller Form forderte er die US-Regierung auf, General Stilwell abzuberufen. Roosevelt wagte nicht, einem alliierten Staatschef gegen dessen erklärten Willen einen Kommandeur aufzuzwingen: Im Oktober rief er Stilwell zurück. Chiang lud den ungeliebten Helfer noch einmal zum Tee, bot ihm jovial das „Besondere Großband des Blauen Himmels und der

betrogen, belogen“. Es juckt ihn, fantasiiert er zusammen mit den Kommunisten „das Gewehr zu schultern“.

Denn zwar sind die japanischen Besatzer nunmehr geschlagen - doch der Frieden scheint ferner denn je. Die Kapitulation der 1,25 Millionen Soldaten aus dem Land der aufgehenden Sonne, die noch in Kern-China stehen, dazu der fast ebenso starken Truppen in der Mandschurei dauert Monate.

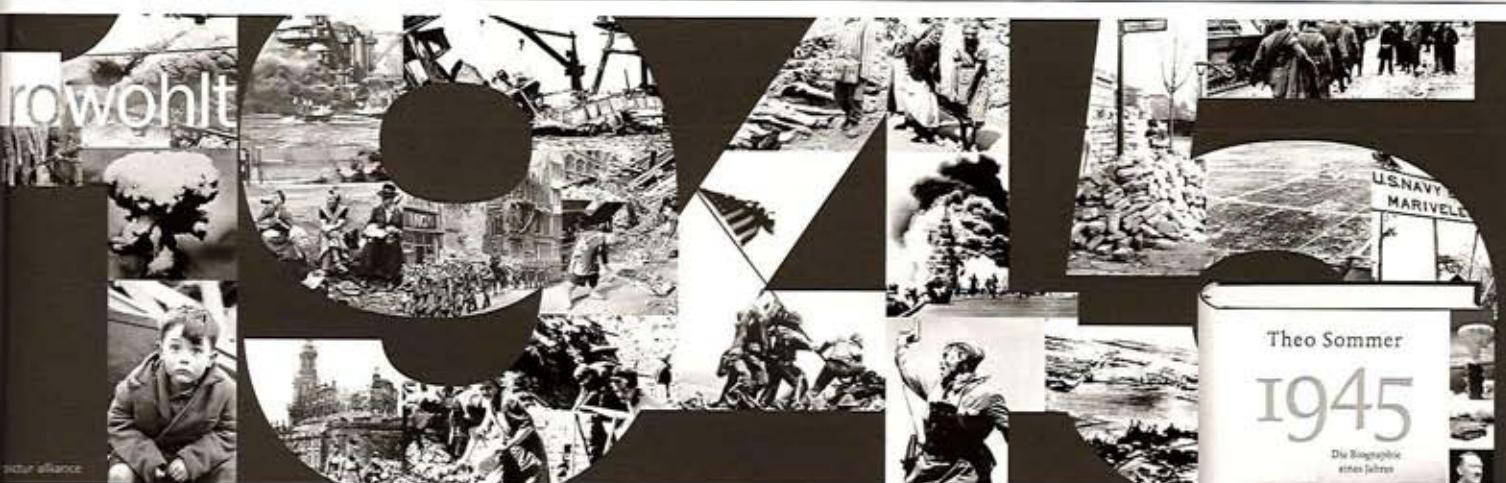
Zu spät erkennen die USA, dass China in den Bürgerkrieg taumelt

Weissen Sonne“ an - die höchste chinesische Auszeichnung, die Ausländer bekommen konnten. Stilwell lehnte die vergiftete Ehre ab. Noch einmal beschwore er gallig „den endgültigen Sieg“. Dann brach er auf.

JETZT, AM 2. SEPTEMBER 1945, sitzt Joseph Warren Stilwell ohne Illusionen auf dem Achterdeck der „Missouri“ in der Bucht von Tokio. Bald spielt der eingefleischte Republikaner aus Palatka, Florida, sogar mit dem frivolen Gedanken, sich Maos Soldaten anzuschließen. Von der Chiang-Clique fühlt er sich „übersehen, missachtet, blockiert, aufgehalten,

Und am liebsten würden die Männer des Tenno bis zum bitteren Ende weiterschießen: nur widerstrebend fügen sie sich dem kaiserlichen Befehl. In der Provinz Shanxi kämpfen sie sogar auf eigene Faust gemeinsam mit dem Warlord Yan Xishan gegen die nachrückenden Kommunisten. Chiang Kai-shek hat ausdrücklich nur Regierungseinheiten erlaubt, die japanischen Truppen zu entwaffnen und die Übergabe entgegenzunehmen.

Die Truppen Mao Zedongs aber kümmern sich nicht um die Order, verdoppeln in zwei Monaten ihr Einflussgebiet, erreichen in Eilmärschen die Mandschurei und gliedern 75 000 Soldaten des Ma-



Das Jahr, das die Welt veränderte

Packend erzählt, ist Theo Sommers Buch eine Gesamtschau auf die Ereignisse '45 und deren Folgen für Deutschland und die Welt.

224 Seiten, Gebunden
€ 17,90 (D) / sFr. 31,70

rionettenkaisers Pu Yi in ihre Armee ein. Der Wettkampf hat begonnen: Die Gebiete, die es jetzt einzunehmen gilt, darunter die wichtigsten Städte und Industrieregionen, umfassen eine riesige Fläche von rund drei Millionen Quadratkilometern - fast die Größe Indiens.

Die erste Runde geht an Chiang Kai-shek: Noch immer verfügt er über sechs Millionen Unzen Gold und 900 Millionen Dollar Reserven, über 2,7 Millionen Soldaten - und den Rückhalt der Amerikaner. Noch einmal pumpt Washington Wirtschaftshilfe ins Land, außerdem Waffen und Material im Wert von 600 Millionen Dollar.

Amerikanische Schiffe und Flugzeuge transportieren fast eine halbe Million Guomindang-Soldaten in die Schlüsselgebiete. US-Marinesoldaten bewachen die Eisenbahnen im Norden, 80000 GIs besetzen die strategisch wichtigen Städte am Mandschurischen Meerbusen. Um

sche Angelegenheiten zu mischen - und rät seinen Genossen sogar, „der Regierung Chiang Kai-sheks beizutreten und ihre eigene Armee aufzulösen“, da er dem Kommunismus in China zurzeit „keine Erfolgschancen“ gebe.

Zwar unterstützen Stalins Truppen Maos Leute hier und da beim Vormarsch, überlassen ihnen erbeutete Waffen, Fahrzeuge und Munitionslager - allein 740000 Gewehre und 800 Flugzeuge. Sie helfen bei der Verlegung von rund 100000 chinesischen Rotarmisten und 50 000 Parteikräften in den Norden, reichen einen Eisenbahnknotenpunkt an sie weiter, entwaffnen japanische Verteidiger, sodass die Kommunisten die Städte kampflos einnehmen können, verhindern die Landung der Guomindang-Truppen im Hafen Dairen. Doch zugleich halten die Sowjets Städte und Eisenbahnlinien auch für die Divisionen Chiang Kai-sheks offen. Und sie plündern das

Mao zeigt sich kooperativ: Es könne, entgegen dem verbreiteten Vorurteil, am Himmel durchaus „den Anblick zweier Sonnen“ geben. „Mein bescheidenes Ich“, schreibt der KP-Führer an den Generalissimus, sei „zu einem Treffen bereit“. Und unterzeichnet devot: „Ihr jüngerer Bruder.“

Am 28. August 1945 besteigt Mao zum ersten Mal in seinem Leben ein Flugzeug, fliegt über das „nördliche Land“, wie er es in einem seiner Gedichte beschreibt, über „grau verdämmerte Weite“, über „Grate wie Silberschlangen im Tanz“ und Bergkuppen wie „jagende Elefanten aus Wachs“. Sechs Wochen bleibt der „Vorsitzende“ in Chongqing, geschmeichelt und befremdet vom Luxus der Bankette, setzt milde Ironie gegen die Kühle Chiangs, der ihn „wie einen Bauern behandelt“. In einer Grundsatzerklärunge bekennen sich schließlich beide zu Demokratie und bürgerlichen Freiheiten, zur Bildung einer vereinten Armee.

Mao willigt sogar ein, seine restlichen Soldaten aus Südchina abzuziehen - doch Chiang bricht die Vereinbarungen und versucht, den Kampf um China für sich zu entscheiden. Und selbst George Marshall, ehemals der mächtigste Soldat der USA, kann den Bürgerkrieg nicht verhindern.

ERST IM FRÜHJAHR 1947, als Joseph Stilwell längst in San Francisco an Magenkrebs verstorben ist, wird sich das Blatt zugunsten der Kommunisten wenden. Und 1949, zwei Jahre nach dem endgültigen Abschied der Amerikaner, wird Mao Zedong Beiping erobern, die Stadt in Beijing zurückbenennen und vom Tor des Himmlischen Friedens die Volksrepublik China proklamieren. Wird Chiang Kai-shek mit seinem Regime nach Taiwan fliehen.

Und am Ende wird Mao den „japanischen Banditen“ dankbar sein: Ohne den Krieg, wird er eines Tages zugeben, hätte es sein rotes China nie gegeben. •

Mao ruft 1949 die Republik aus - zwei Jahre nach Abzug der Amerikaner

gegen Maos Truppen „die Ordnung aufrechtzuerhalten“, dürfen viele Japaner sogar vorerst ihre Waffen behalten: Andernfalls, fürchtet der neue US-Präsident Harry S. Truman, würde „ganz Nordchina von Kommunisten überrannt“.

Die Haltung der Sowjetunion ist weniger eindeutig. Während des Krieges hat sie als Verbündete Chongqings nur den Nationalisten Waffen geliefert, nicht aber den „Bauernrebellen“ und „Krautkommunisten“ Mao Zedongs. Immer hat Stalin auf ein starkes China gesetzt - und Stärke hieß für ihn Chiang Kai-shek.

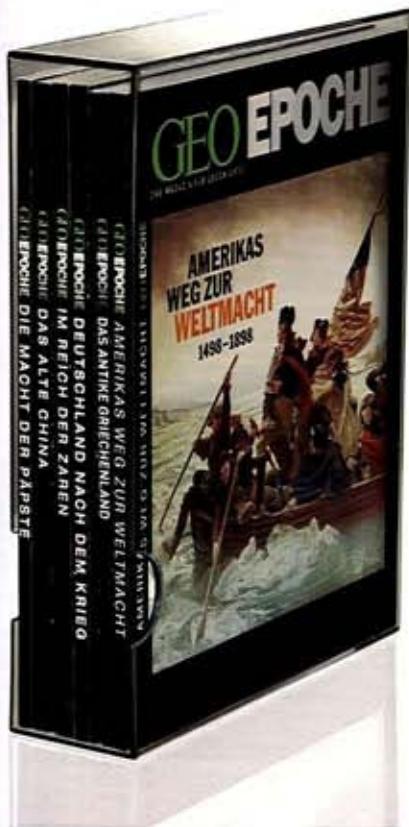
Noch am 14. August 1945, dem Tag der Kapitulationsentscheidung des japanischen Kaisers, schließt Stalin einen „Freundschaftsvertrag“ mit dem Guomindang-Regime. Dieser sichert ihm - gemäß der alliierten Beschlüsse von Jalta - die Kontrolle über die mandschurischen Eisenbahnen, dazu die Hoheitsrechte über die benachbarten Häfen Dairen und Port Arthur (heute Dalian). Dafür verspricht Stalin, sich nicht in innerchinesi-

mandschurische Industriegebiet, demonstrieren Fabriken und transportieren Eisenbahnzüge über den Grenzfluss Amur.

Derweil erobern die Nationalisten Stadt um Stadt. Konfiszieren Fabriken und Kaufhäuser, statt sie den rechtmäßigen Besitzern zurückzugeben. Verschrieben ungeniert Staatseigentum. Drei Monate nach Kriegsende steht fast die ganze Region von Guangzhou bis Beijing unter Kontrolle der nationalistischen Truppen, die viermal so stark sind wie Maos Armee.

Präsident Truman schickt im Dezember seinen ehemaligen Generalstabschef George Marshall nach China, um Chiang Kai-shek klarzumachen, dass „ein vom Bürgerkrieg entzweites und zerrissenes China“ kein „geeigneter Ort für den Beistand der Amerikaner“ sei. Schon im August 1945 hatte Trumans Botschafter Patrick Hurley Mao Zedong zu Verhandlungen mit Chiang Kai-shek begleitet - das erste Wiedersehen der beiden verfeindeten Kameraden seit fast 20 Jahren.

Der Journalist und Schriftsteller Jörg-Uwe Albig, 45, schreibt regelmäßig für *GEOPOCHE*. Zuletzt hat er den Aufstieg des Inka-Königs Pachacuti nachgezeichnet.



1. Acryl-Sammelbox

Diese praktische Sammelbox schützt Ihre wertvolle Sammlung vor Staub und gibt bis zu 7 Heften einen sicheren Stand.

**GRATIS
zur Wahl!**

2. GEO EPOCHE „Deutschland nach dem Krieg“

Nachkriegsjahre - Aufbaujahre. Das Magazin erzählt von Zerstörung, von Not und Hunger der Menschen. Aber auch von ihrer Überlebenskraft und ihrem Improvisations-talent, ihrem „Hurra, wir leben noch!“-Sarkasmus. Es berichtet von der ungeheuren Energie, mit der die Deutschen in Ost und West darangingen, ihr Leben wieder einzurichten.



Jetzt GEO EPOCHE regelmäßig lesen: mit über 13 % Ersparnis + Geschenk Ihrer Wahl!

GEO EPOCHE ist das Geschichtsmagazin von GEO. In jedem Heft erfahren Sie mehr über Alltag, Kultur, Gesellschaft und Wissenschaft wichtiger historischer Perioden. Jetzt 4x im Jahr frei Haus zum Selbstlesen oder Verschenken!

Ihre GEO EPOCHE-Abo-Vorteile

- 1 Geschenk Ihrer Wahl!
- Über 13% sparen!
- Lieferung frei Haus!
- Nach 1 Jahr jederzeit kündbar!
- Geld-zurück-Garantie für zu viel bezahlte Hefte!

in Deutschland per
Tel.: 01805/861 80 03 12 Cent/Min.
Fax: 01805/861 80 02 12 Cent/Min.
E-Mail: GeoEpocha-Service@gmx.de

in Österreich per
Tel.: 0820/00 10 85
E-Mail: Geo-Epoche@abo-service.at

in der Schweiz per
Tel.: 041/329 22 20
E-Mail: Geo-Epoche@leserservice.ch

Bitte Bestellnummer aus dem Antwortcoupon angeben.
Das Angebot ist gültig, solange der Vorrat reicht.

So einfach erreichen Sie uns:

Antwortcoupon ausfüllen und senden an
GEO EPOCHE, Kunden-Service, 20080 Hamburg

GEO EPOCHE erscheint im Verlag Gruner+Jahr AG & Co KG, Uwe Henning, Am Baumwall 11, 20459 Hamburg, AG Itzehoe HRA 0150.

Antwortcoupon

Ja, ich bestelle GEO EPOCHE 4x jährlich zum Preis von zzt. € 6,90 (statt € 8,-) pro Heft (D)/ztt. € 7,60 (statt € 8,80) pro Heft (A)/ztt. Fr. 13,80 (statt Fr. 15,80) pro Heft (CH). Zum Dank für meine Bestellung erhalte ich die Acryl-Sammelbox oder GEO EPOCHE „Deutschland nach dem Krieg“ gratis (bitte nur ein Kreuz). Die Lieferung der Zugabe erfolgt nach Zahlungseingang. Die Lieferung aller Hefte erfolgt frei Haus. Ich gehe kein Risiko ein, denn ich kann nach Erhalt der 4. Ausgabe jederzeit kündigen. Das Geld für bezahlte, aber nicht gelieferte Ausgaben erhalte ich zurück.

Meine Adresse:

Name, Vorname

19 Geburtsdatum

Straße/Nr.

Telefon-Nr.

/

PLZ:

Wohnort

E-Mail

@

Ich zahle bequem per Bankeinzug:

Ja, ich bin damit einverstanden, dass Sie mich ggf. per E-Mail oder Telefon über weitere Gruner+Jahr-Angebote informieren.

Bankleitzahl

Kontonummer

Adresse des Geschenkempfängers:

Geldinstitut

Name

19 Geburtsdatum

Widerrufsrecht: Die Bestellung kann ich innerhalb der folgenden zwei Wochen ohne Begründung beim GEO EPOCHE Kunden-Service, 20080 Hamburg, in Textform (z.B. Brief oder E-Mail) oder durch Rücksendung der Zeitschrift widerrufen. Zur Fristwahrung genügt die rechtzeitige Absendung.

Datum

Unterschrift

253910

Wohnort

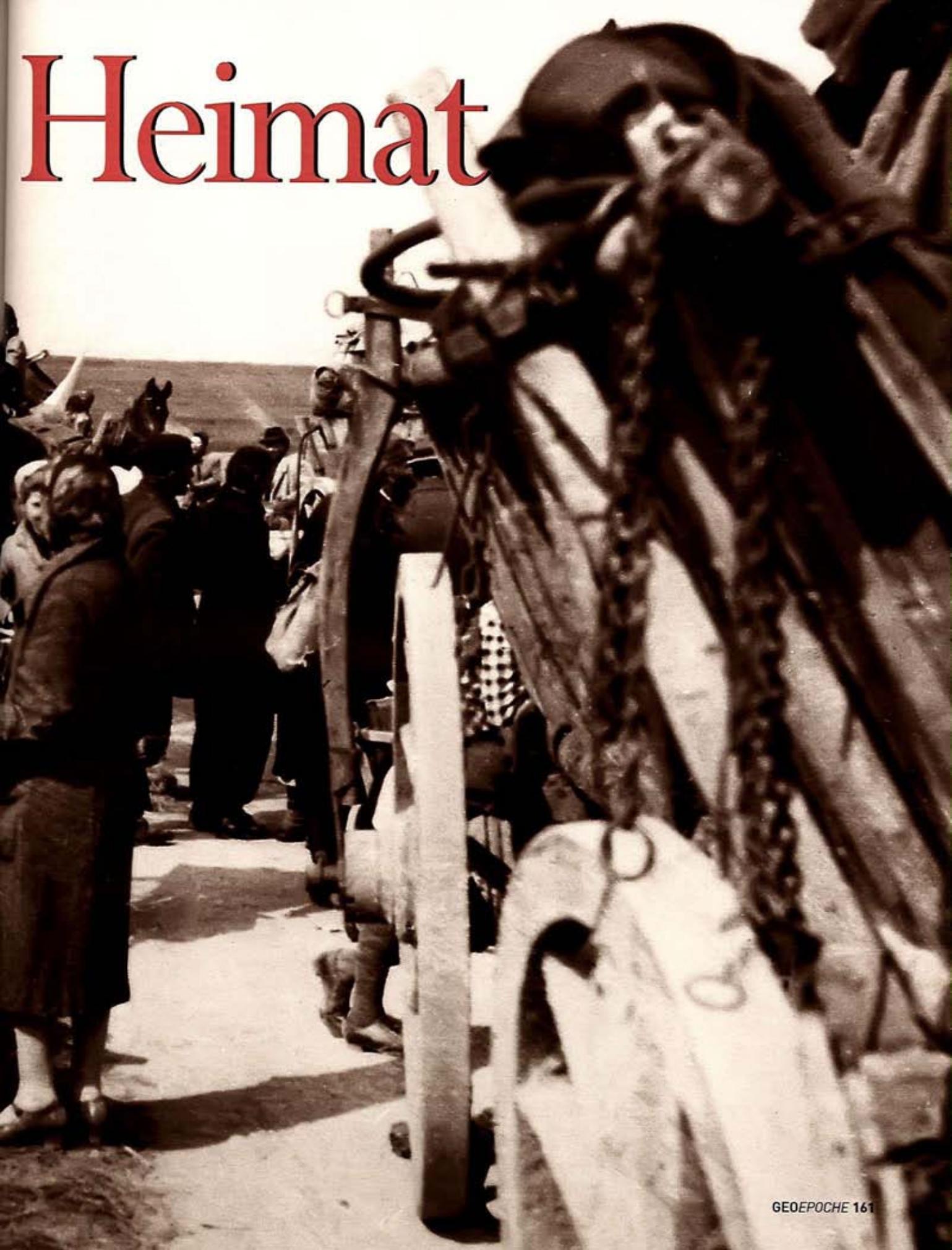
253925

Fremde



Millionen Deutsche aus Pommern,
Schlesien und anderen Ostgebieten retten
sich vom letzten Kriegsjahr an als
Flüchtlinge in den Westen, vor allem nach
Schleswig-Holstein, Niedersachsen
und Bayern. Dort aber sind die »Ausländer«
alles andere als willkommen

Heimat





Nicht willkommen: Da die Vertriebenen, wie diese Frauen und Kinder auf einer Landstraße irgendwo westlich der Oder im Frühjahr 1945, mit wenig Besitz und oft ohne Papiere im Westen anlangen, gelten sie dort als Bettler mit dubioser Vergangenheit

von JÜRGEN BISCHOFF

Der Brief vom September 1945 an Feldmarschall Bernard Law Montgomery, den Oberbefehlshaber der britischen Besatzungszone, ist an Deutlichkeit nicht zu übertreffen: „Wir fordern, dass unser Grenzland Süd-Schleswig so schnell wie möglich von Flüchtlingen befreit wird. Seit Monaten ergießt sich dieser Strom von Fremden über unsere Heimat und droht, unser erbliches nordisches Volkstum zu verdrängen“, heißt es darin. Sonst werde bald „unsere ruhige nordische Bevölkerung von Elementen regiert, die aus dem Unruheherd Europas kommen (Danzig, Ostpreußen, Sudetenland etc.)“. Die Petition wurde in Flensburg verfasst und trägt die Unterschriften örtlicher Honoratioren, darunter Kirchenvertreter sowie die Kammerpräsidenten von Handwerk, Industrie und Handel.

Etwas zur gleichen Zeit hängt an der Linde vor einer Dorfkirche im sowjetisch besetzten Sachsen ein Zettel: „Die Flüchtlinge fressen sich dick und fett / und stehlen uns noch das Letzte weg / Wir Armen, wir haben eine Pein / Herrgott, schick doch das Gesindel heim! / Schick sie zurück zur Polackei / Herrgott im Himmel, mach uns frei!“

Und im oberpfälzischen Neustadt an der Waldnaab stürzen Einheimische den Dienstwagen des örtlichen Flüchtlingskommissars um, als dieser Wohnraum für Vertriebene requirieren will. „Da hätte man ein Buch schreiben können“, berichtet der Mann später, „wie die Leute sich geweigert haben, die Eingewiesenen drinnen zu lassen, und einfach den Kamin verstopt haben, damit der Rauch nicht abziehen kann.“

Das Buch steht bis heute aus. Zwar wurde viel geschrieben über die Schrecknisse von Flucht und Vertreibung der Deutschen zum Ende des Zweiten Weltkrieges und in der Zeit danach; viel auch über die große Leistung, die erbracht wurde, um diese Entwurzelten ökonomisch, sozial und psychisch in die zwei entstehenden deutschen Nachkriegsgesellschaften zu integrieren.

Doch nur wenige Berichte gibt es bisher über das, was Flüchtlingen und Vertriebenen entgegenschlug, als sie zu Millionen nach oft monatelangen Strapazen in Restdeutschland ankamen: über die Flut von Vorurteilen gegen das „Pollackenvolk“ oder die „Ausländer“, die Propaganda gegen „Mischehen“, den unterschwelligen Widerstand gegen Einquartierungen, den offen gezeigten Hass.

„Wir wurden von den eigenen Landsleuten wie Aussätzige behandelt“, klagt noch Jahrzehnte später ein Vertriebener aus Pommern, der als 19-Jähriger nach

Schleswig-Holstein kam. Und der aus dem Baltikum geflohene Physiklehrer Walter Adam Au notierte über seine Ankunft am 21. April 1945 in Husum: „Wir mussten uns den Vorwurf gefallen lassen, man hätte uns nicht gerufen, und es wäre nirgendwo mehr Platz.“ Fast zehn Monate zuvor war Au mit rund 70 deutschen Oberschülern und einigen seiner Kollegen auf der Flucht vor der Roten Armee im lettischen Riga aufgebrochen. An der Nordseeküste, in Husum, erhoffen sie sich Sicherheit. Stattdessen werden sie abgewiesen.

DEN KINDERTRECK aus dem Baltikum hatte in der Tat niemand gerufen, ebenso wenig wie all die anderen Deutschen aus Schlesien und Ostpreußen, aus dem Sudetenland und Siebenbürgen, aus Banat und Bessarabien. Wenigstens zwölf, möglicherweise sogar 14 Millionen Menschen fliehen von Mitte 1944 an aus den zuvor von der Wehrmacht okkupierten Ländern oder werden - am Ende des Krieges und in den Folgejahren - gewaltsam aus ihren alten Siedlungsgebieten in Osteuropa vertrieben.

Sie müssen sich nun im von den Alliierten besetzten Deutschland einen Platz zum Leben suchen.

Rund 4,4 Millionen Flüchtlinge bleiben in der sowjetischen Besatzungszone und stellen dort fast ein Viertel der Einwohnerschaft; mehr als acht Millionen ziehen weiter nach Westen, wo sie einen Bevölkerungsanteil von rund 15 Prozent erreichen. Sie kommen in überfüllten Zügen, auf klapprigen Lastwagen, zu Fuß. Die einen haben kaum mehr als das, was sie am Körper tragen, die anderen schleppen noch Kisten und Koffer.

Die gesamte Einwohnerschaft des Trakehner-Gestüts Liesken, 170 Männer, Frauen und Kinder, schlägt sich im Treck mit Pferden und Planwagen bis zum holsteinischen Gut Grabau durch. Und die deutsche Kriegsmarine bringt allein in den letzten vier Kriegsmonaten auf rund 700 Militär- und Zivilschiffen mehr als zwei Millionen Flüchtende über die Ostsee in die Häfen Schleswig-Holsteins und Jutlands.

Auf baldige Rückkehr hoffend, richtet sich - anfangs provisorisch - ein großer Teil von ihnen in den grenznahen Ländern der Westzonen ein: fast zwei Millionen in Bayern, gut 1,8 Millionen in Niedersachsen, fast 1,2 Millionen in Schleswig-Holstein.

Das Land zwischen Nord- und Ostsee, Teil der britischen Besatzungszone, nimmt damit in Relation zur eigenen Bevölkerung die höchste Zahl an Flüchtlingen und Vertriebenen auf: Leben im Frühjahr 1939 in der damals preußischen Provinz knapp 1,6 Millionen Menschen, so sind es im Herbst 1946 rund 2,7 Millionen - auf vier Eingesessene kommen drei Hinzugezogene. Im ebenfalls britisch verwalteten Niedersachsen beträgt der Anteil der Flüchtlinge ein Drittel, im amerikanisch besetzten Bayern ein Viertel der Einwohnerschaft.

Das Agrarland Schleswig-Holstein aber hat zu der Zeit, als die Vertreibungen im Osten beginnen, bereits rund 200000 „Evakuierten“ aus den zerbombten Städten Zuflucht gewährt, darunter allein 82000 Hamburger. Sie haben nach den alliierten Angriffen auf Hamburg und Kiel im Jahr 1943 in kleinen Gemeinden und auf den Nordseinseln oft mitfühlende Aufnahme

gefunden. Die Einheimischen betrachten sie als Asylsuchende auf Zeit.

Als jedoch bald darauf die Flüchtlinge und Vertriebenen kommen, währt vielerorts das Mitgefühl nur kurz. Denn obwohl sich die britische Militärverwaltung nach Kräften bemüht, den unablässigen Strom möglichst gleichmäßig übers Land zu verteilen, übersteigt in manchen Landkreisen die Zahl der Flüchtlinge bald die der Einheimischen.

Zwar werden viele der Mittellosen in früheren Lagern des Reichsarbeitsdienstes oder in schnell errichteten „Nissenhütten“ (Baracken) untergebracht; in Bayern wird gar das ehemalige Konzentrationslager Dachau als Notunterkunft genutzt. Die meisten aber werden in eilends requirierten Privaträumen eingekwartiert - eine Arbeit, die Briten und Amerikaner bewusst den deutschen Lokalbehörden überlassen.

BEISPIEL PELLWORM. Auf der kleinen nordfriesischen Insel vor Husum leben

bei Kriegsende etwa 1400 Einheimische zusammen mit rund 950 Fremden - darunter einige „Ausgebombte“, vor allem aber Flüchtlinge aus Pommern und Ostpreußen. Zuständig für deren Unterbringung ist von 1946 an der Verwaltungsbeamte Hermann August Lucht. Fast 50 Jahre danach erinnert er sich in einem Gespräch mit der Historikerin Brigitte Seidel, die das Schicksal der Pellwormer Flüchtlinge rekonstruiert hat: „Da kommt ein Anruf von der Kreisverwaltung: „Sie kriegen morgen 37 Flüchtlinge, die sich so und so zusammensetzen. Sehen Sie zu, dass Sie die unterbringen.“ Die Requirierung und Beschlagnahme der Zimmer war dann meine Sache. Das war keine schöne Aufgabe.“

Die britischen Militärbehörden hatten 3,5 Quadratmeter Wohnraum pro Kopf für vertretbar. Tatsächlich aber sind es im Kreis Husum laut einem Bericht des Kreisflüchtlingsbeauftragten nur 1,5 Quadratmeter, die jedem Einwohner zur Verfügung stehen: „Das bedeutet,



Februar 1945: Ein Flüchtlingstreck zieht westlich
der Oder über die Lausitzer Ebene, auf den Pferdefuhrwerken
das, was die Menschen von ihrer Habe retten konnten.
Hunderttausende erfrieren im harten Winter oder sterben bei
Angriffen und Racheakten sowjetischer, polnischer
oder tschechoslowakischer Soldaten

dass in einem etwa zehn Quadratmeter großen Raum eine sechsköpfige Familie ihr Dasein fristet."

„Menschen mit unterschiedlichen Kulturen und Lebensgewohnheiten, die einen oft noch traumatisiert von dem auf der Flucht Erlebten, wohnen plötzlich Tür an Tür, benutzen dieselbe Küche, dieselbe Toilette“, sagt Brigitta Seidel. „Da liegen schnell die Nerven blank.“

Und je mehr kommen, je länger der Zug der Planwagen wird, umso stärker wehren sich die Einheimischen gegen die Zuwanderer. Überall.

In Gießen gelangen die Eingewiesenen oft nur mit Polizeischutz in die zugeteilten Wohnräume. In Weiden in der Oberpfalz werden Flüchtlinge bei Landwirten in der Umgebung untergebracht. „Als sie auf dem Bauernhof vorsprechen wollten, ließ der Bauer den Hund los“, schreiben Schüler des Weidener Kepler-Gymnasiums im Jahre 1989 in einem Beitrag zum Geschichtswettbewerb der Hamburger Körber-Stiftung. „Ein amerikanischer Offizier fuhr mit seinem Jeep das Hoftor ein und schoss den Hund nieder. Jetzt erst konnte mit dem Bauern verhandelt werden.“ Auch im niedersächsischen Delmenhorst kommt es zu Angriffen auf Flüchtlinge.

Der Bürgermeister im rheinischen Opladen verfügt im Sommer 1946: „Alle Wohnungsinhaber von zwei oder mehr Wohnräumen werden verpflichtet, die zugewiesenen Flüchtlinge vorübergehend in Quartier zu nehmen. Wer sich der Durchführung widersetzt, wird strafrechtlich verfolgt.“

In Leverkusen vermerkt der Kommunalbeamte Josef Grimberg resigniert in einem Bericht an den Stadtinspektor: „Zwecks Unterbringung der Ostflüchtlinge habe ich sämtliche Wohnungsinhaber der Kurtekottenstraße aufgesucht und von allen einen ablehnenden Bescheid bekommen. Nach dem bisherigen Befund war es nicht möglich, irgendeinen Flüchtling in der Kurtekottenstraße unterzubringen.“

In ihrer Not greifen die Behörden zu drastischen Maßnahmen. „Wegen der Weigerung, Flüchtlinge in ihr Haus auf-

zunehmen“, berichtet im August 1946 das „Rhein-Echo“, „wurden die Geschwister A. und L. H. in Haft genommen. Nach ihrer Freilassung dürfen die Geschwister nicht mehr in ihr Haus zurückkehren.“ Und in Bremen verkünden Schilder unmissverständlich: „Wir können niemanden mehr aufnehmen. Bremen hat Zuzugsperre“.

Auch in Schleswig-Holstein verwandelt sich anfänglicher Unmut über die aufgebürdeten Lasten immer mehr in offene Feindschaft. Denn die Einheimischen erkennen schon bald, dass die Zuzügler eben nicht nur Gäste auf Zeit sind - zumal die Alliierten im Sommer 1945 auf der Potsdamer Konferenz die Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen Ostgebieten des Reichs, aus Ungarn und der Tschechoslowakei offiziell sanktionieren.

In Brunsbüttel an der Unterelbe stapeln sich beim Flüchtlingsbetreuungsausschuss Eingaben und Beschwerden - Berichte über vielerlei Schikanen, die

den Betroffenen das Leben schwer machen. Besorgt vermerkt man im Ausschluss, es habe den Anschein, „als wenn die hiesige Einwohnerschaft einen gemeinsamen Angriff gegen die Flüchtlinge beabsichtigt“. Und eine Vertriebene aus Pommern, die sich 1946 in Klausdorf bei Kiel niederlässt, berichtet: „In den ersten Jahren warf man uns sogar die Scheiben ein, weil man die Bollenken‘ nicht wollte.“

Kein Einzelfall sind auch die Erfahrungen der Kriegerwitwe Frieda Kinnigkeit, die im Dezember 1945 mit ihren zwei Kindern in Hanerau-Hademarschen ankommt: „Der Bauer wies uns ein Zimmer an, in dem stand nur das Gestell eines Bettes, kein Koptkissen, kein Oberbett, kein Strohsack. Wir drei legten uns auf die harten Bretter. Mit der Küche machte er das Gleiche. Er ließ uns keinen Kochtopf, keine Teller oder Tassen. Obgleich die Bauern im Dorf große Strohberge in den Koppeln stehen hatten, gaben sie uns nichts ab.“



Mai 1948: Nur Decken trennen die Familien in den »Wohnungen« des Lagers Empelde bei Hannover. In den zerstörten Städten gibt es oft keine Möglichkeit mehr, die Zuzügler aus dem Osten unterzubringen. Turnhallen, Schulen, Theater, Stadtsäle und sogar Bunker werden vielerorts zu provisorischen Massenunterkünften mit elenden Lebensbedingungen. Häufig für viele Jahre

Ich schickte zum größten Bauern am Ort meinen kleinen Sohn mit einem leeren Strohsack. Er jagte den Jungen vom Hof. Als ich nach Lütjenborholt zum Bürgermeister ging und um eine Decke bat, sagte er, er hätte keine Decken. Unser Bauer hatte fünf Kühe, deren Milch er an die Meierei lieferte. Täglich musste er 40 Liter Magermilch zurücknehmen, diese hat er auf den Misthaufen geschüttet. Ich stand oft dabei und weinte und bettelte, er solle mir wenigstens einen Liter geben. Die Kinder seien hungrig. Da bekam ich zur Antwort: „Für Flüchtlinge habe ich nichts.“ Ich war so verzweifelt, dass ich mich im Nord-Ostsee-Kanal ertränken wollte.“

VOR ALLEM NÖRDLICH der Eider, im südschleswigschen Landesteil mit seiner starken dänischen Minderheit, wird die fremdenfeindliche Agitation gegen Flüchtlinge besonders aggressiv. Die illegale dänische „Südschleswigsche Landes-Zeitung“ druckt im Dezember 1947 ein Hetzlied auf die „Neubürger“: „Neu-Ostpreußen, meerumschlungen / Deutscher Sitte hohe Wacht, / Halte fest, was jetzt errungen, / Schleswig ist in unsrer Macht. / Jobski, Mopski, stammverwandt, / Uns gehört das neue Land“.

Auf den Dörfern amüsieren sich die Leute über ein Theaterstück des plattdeutschen Laiendichters Wilhelm Hönck, das, so der Historiker Martin Klatt vom Institut für Grenzregionsforschung im dänischen Apenrade, „alle Klischees über die Flüchtlinge vereinte: Sie waren Nazis, denen man ihre Parteimitgliedschaft nicht nachweisen konnte, sie sind undankbar, nehmen den Einheimischen die Arbeitsplätze weg, haben schlechte Manieren. Das Stück drückte aus, was viele dachten.“

In Südschleswig, wo 1932 und 1933 zwischen 60 und 70 Prozent der Menschen NSDAP gewählt hatten, entdecken angesichts des Flüchtlingsstroms plötzlich auch viele Deutsche ihr Herz für die dänische Sache: Der Südschleswigsche Verein SSF - die Organisation der dänischen Minderheit, aus der später der Südschleswigsche Wählerverband

SSW hervorgehen wird - wächst von 2700 Mitgliedern am Ende der NS-Zeit auf weit über 60 000 im Jahre 1946.

Die Motive dieser „Neudänen“ geißelt der Flensburger SPD-Politiker Richard Schenck mit den Worten: „Die Hoffnung, die Flüchtlinge billig loszuwerden, ist neben den materiellen Vorteilen das Hauptmotiv, das die Leute dänisch macht.“ Denn zu den Hauptforderungen des SSF zählt anfangs auch die Abtrennung des schleswigschen Landesteils und dessen Anschluss an Dänemark - ohne die Flüchtlinge.

Im Frühjahr 1948 erlässt die SSF-Führung sogar ein offizielles „Mischen“-Verbot. Mitglieder, die Flüchtlinge heiraten, werden ausgeschlossen. Denn, so klagt die dänisch orientierte „Südschleswigsche Heimatzeitung“, „die Aufostung vollzieht sich unaufgefordert auf den Schwingen des Eros“.

Diese Politik findet Beifall auch bei vielen, die sich nicht zur dänischen Völkergruppe zählen: Er teile „den abgrundtiefen Hass gegen die eingedrungenen Osteuropäer von ganzem Herzen“, schreibt der Anwalt und Landeshistoriker Otto Kahler: „Die Flüchtlinge gehören nicht in unser Land hinein. In allem widerstrebt uns dieses Volk.“

Bei der ersten freien Landtagswahl 1947 erringt der SSF landesweit mit fast zehn Prozent der Stimmen sechs Parlamentssitze. In Südschleswig stimmen 55 Prozent, in Flensburg sogar 95 Prozent der einheimischen Wähler für den SSF. „Aus einer Minderheit war in gewisser Weise eine Mehrheit geworden“, resümiert der Historiker Uwe Danker, Direktor am Flensburger Institut für schleswig-holsteinische Zeit- und Regionalgeschichte.

DENNOCH KOMMT es weder in der britischen Besatzungszone noch in der russischen oder amerikanischen zu größeren Revolten der Einheimischen gegen die Zuwanderer - obwohl die Alliierten zuvor genau damit gerechnet haben.

Bereits 1944 hatte eine interministerielle Arbeitsgruppe der britischen Regierung festgestellt, dass von den in Osteuropa geplanten Umsiedlungs- und Ausweisungsmaßnahmen etwa zehn bis zwölf Millionen Deutsche betroffen wären. Das würde, so hieß es, die Auf-

nahmegeriete vor unlösbar Probleme stellen und vermutlich zum „völligen Zusammenbruch Deutschlands“ führen.

Doch zum einen verlangt der tägliche Überlebenskampf in den ersten Nachkriegsjahren bei den Betroffenen die Mobilisierung aller noch vorhandenen Kräfte. Auf ihre Lebensmittelkarten erhalten „Zivilpersonen an einzelnen Orten nur noch 1050 Kalorien“, wie Feldmarschall Montgomery im September 1945 feststellt. Später ergibt eine Tagesration in Kiel sogar nur noch 970, in Hannover 850 und in Köln 800 Kalorien. Der Hunger trifft in Städten und größeren Gemeinden Flüchtlinge wie Einheimische gleichermaßen.

Zum anderen werben die neu und wieder gegründeten politischen Parteien CDU, SPD und KPD massiv um die Gunst der Zuzügler. „Schulter an Schulter werden Einheimische und Flüchtlinge das gegenwärtige deutsche Chaos meistern!“, beschwören zum Beispiel die Kieler Sozialdemokraten im Wahlkampf 1947. Und bald nach der Landtagswahl im April 1947 verabschiedet das Kieler Landesparlament das „Flüchtlingsnotgesetz“. Es begünstigt Vertriebene und Flüchtlinge unter bestimmten Voraussetzungen bei der Wohnungsversorgung, bei Existenzgründung und Arbeitsplatzsuche.

Und schließlich erreicht gegen Ende der 1940er Jahre die schleswig-holsteinische Regierung nach langem Drängen und mit Unterstützung aus Bayern und Niedersachsen bei den Alliierten die Zustimmung für einen Bevölkerungsausgleich. Nach Gründung der Bundesrepublik werden bis 1954 allein aus Schleswig-Holstein mehr als 313 000 Flüchtlinge in andere Regionen umgesiedelt.

Doch die Narben bleiben. „Noch im Alter von 50 Jahren bin ich darauf angesprochen worden, dass wir hier nicht hergehören“, sagt eine vertriebene Schlesierin. Als Deutschland kapitulierte, war sie 22.

GEO-Redakteur Jürgen Bischoff, 50, wuchs im holsteinischen Wedel auf. Erst in den 1960er Jahren wurden dort die letzten Flüchtlingslager aufgelöst.

Endlich

von Susanne Frömel (Text) und Manuel Krug (Fotos)

Anfang 1944 fuhr der akademische Kunstmaler Fritz Schmalfuß kurz vor seinem 29. Geburtstag mit dem Zug Richtung Dresden seiner Einberufung entgegen. Bis zur letzten Minute hatte er gehofft, dass der Krieg ohne ihn stattfinden würde. Schmalfuß war sehr lang, fast zwei Meter, und das Letzte, was seine Familie von ihm sah, war sein Hut, der über den Köpfen auf dem Bahnsteig zu tanzen schien wie ein Boot auf dem Meer, im Gewühl immer kleiner werdend. Kurz bevor Fritz Schmalfuß in den Waggon stieg, wandte er sich noch einmal um und hob die Hand zum Abschied. Dann verschwand er im Abteil, mit der Krempe seines Hutes aus dem Fenster winkend. Die Mutter war untröstlich. Später fand sie in ihrer Tasche einen Zettel. „Liebe Mutter, mach dir keine Sorgen! Ich komme bald gesund und munter wieder. Dein dich liebender Sohn Fritz.“

Das Erste, das von Fritz Schmalfuß wieder zum Vorschein kommt, ist sein Schädel. Er ist nach links geneigt, die Augenhöhlen sind auf den Soldaten neben ihm gerichtet. Sein Unterkiefer ist aufgeklappt, überrascht und zugleich vorwurfsvoll, als sei ihm gerade etwas Wichtiges entfallen, das er seinem Nebenmann sagen wollte. Der Maler liegt mit ausgestreckten Beinen da. Seine Arme sind angewinkelt, die Hände um den Kopf gelegt, er sieht aus wie ein Mann, dem es nicht recht ist, so gefunden zu werden. Selbst im Tod hat Fritz Schmalfuß etwas Abgewandtes, als wollte er auch 60 Jahre später nichts von diesem Krieg wissen.

HIER, ZWISCHEN SŁONOWICE, das früher Schlönwitz hieß, und Peczerzyno, das einmal Panzerin war, ist die Erde schwarz. Es heißt, die Uniformen der toten Soldaten hätten sie eingefärbt. Der Boden sieht nicht mehr braun und gesund aus, sondern dunkel und trüg wie Teer. Es gibt viel schwarze Erde in dieser Gegend südlich der hinterpommerschen Stadt Schivelbein. Sowjetische Truppen hatten hier in den ersten Märztagen 1945 deutsche Einheiten eingeschlossen. Weiter im Süden, zwischen Stettin und Frankfurt, war die Rote Armee bereits bis an die Oder vorgedrungen und drückte nun die Wehrmacht in Richtung Ostsee.

Seit ein paar Stunden graben gut zwei Dutzend Männer neben einem Kartoffelacker nach Vermissten des Kessels bei Schivelbein. An der schnurgeraden Landstraße, etwa 80 Kilometer nordöstlich von Stettin, werden sie gleich einige von ihnen finden. Die Männer arbeiten mit Schaufeln und Handbesen, pinseln Schicht für Schicht der

Verschollen: Von etwa einer Million

Wehrmachtssoldaten fehlt bis heute jede Spur. Ihren Angehörigen bleibt nicht einmal der Trost, ein Grab zu pflegen. Seit einigen Jahren nun machen sich in Deutschland und Polen junge Freiwillige auf, in einer Geste der Versöhnung die einst irgendwo verscharrten Toten würdig zu beerdigen - und deren Schicksal aufzuklären. Wie das des Fritz Schmalfuß, eines Kunstmalers aus Dresden, verschwunden im Frühjahr 1945 in Pommern



Fritz Schmalfuß (links) mit seinen Brüdern Ostern 1944 kurz nach seiner Einberufung. Es ist eines der letzten Fotos des 29-Jährigen

Gewissheit

dunklen Erde beiseite, 60 Zentimeter schon tief. Sie sind nah dran. Das zeigen die zerschossenen Feldflaschen, die aus der Erde spitzen, und die Mündungen der Gewehre.

Albrecht Laue fegt vorsichtig über das, was einmal der Oberkörper von Fritz Schmalfuß war. Er reinigt die Rippenbögen von der Erde und befreit das Becken von Ackerboden. Dann bürstet er die Beinknochen ab, bis das Skelett bloßliegt. Laue ist 31 Jahre alt und Vorsitzender des „Vereins zur Bergung Gefallener in Osteuropa“. Mehrere Male im Jahr fahren er und seine Leute in ehemalige Kampfzonen, nach Stalingrad, Ungarn oder Polen, und suchen dort nach vermissten deutschen Soldaten des Zweiten Weltkrieges.

SIE ARBEITEN MIT der polnischen Gruppe „Pomorze“ („Pommern“) zusammen, mit russischen und ungarischen Organisationen. Sie alle suchen ehrenamtlich und sehen in ihrer Arbeit einen Beitrag zur Völkerverständigung, „wir versöhnen uns über den Gräbern“, sagt Albrecht Laue. Gegründet wurde der Verein 1992, nachdem der Filmemacher Rainer Burkhardt bei Nowgorod die Bergung sowjetischer Gefallener gefilmt hatte. „Wann kommt ihr Deutschen endlich“, fragten die Russen, „um nach euren Toten zu suchen?“

Sie graben mit einfachsten Werkzeugen, Schaufel und Besen. Ein kleiner Bagger müsste her, es fehlt an allem, vor allem an Geld. So schaufeln sie viele Stunden, verschieben Tonnen von Erde mit den Händen. Im Kessel von Demjansk in der ehemaligen Sowjetunion haben sie bei einer Grabungsaktion zusammen mit russischen Suchgruppen mehr als 3400 überwiegend sowjetische Soldaten geborgen, 1999 fanden sie in Stalingrad 587 Wehrmachtssoldaten.

Seit seiner Gründung hat der Verein mehr als 6000 Gefallene geborgen - nur ein Bruchteil der bis heute immer noch etwa eine Million vermissten deutschen Soldaten. Die „Deutsche Dienststelle“, die ehemalige Wehrmacht-auskunftsstelle, kann den Toten ihre Identität wiedergeben. In ihren Archiven lagern Akten zu fast allen Angehörigen der Wehrmacht. Doch nicht jeder trägt seine Erkennungsmarke noch um den Hals. Viele Tote bleiben daher namenlos, für ihre Geschichten gibt es keinen Abschluss.

Die meisten Mitglieder des Vereins sind zwischen 30 und 50 Jahre alt. Es ist die Enkelgeneration, die jetzt nach ihren Großvätern sucht. „Wenn man hört, der Opa ist aus dem Krieg nicht wiedergekommen, der ist weg, dann kann man das doch gar nicht verarbeiten“, sagt Albrecht Laue. „Wir denken menschlich über das Thema nach, nicht politisch. Viele von den Menschen, nach denen wir suchen, hatten vielleicht noch nicht einmal geküßt. Sie sollen ein würdiges Begräbnis bekommen. Jeden Tag gibt es neue Kriege und neue Tote. Wir dürfen nie vergessen, dass es vor 60 Jahren schon einmal ein so grausames, sinnloses Sterben gab.“



Bei der Exhumierung kommen die Stiefel eines Wehrmachtssoldaten, wahrscheinlich eines Offiziers, zutage. Seine Leiche wurde nicht, wie viele andere, ausgeplündert

In der Erde klafft nun ein großes Loch. Zehn Polen und 13 Deutsche blicken auf das, was sie freigelegt haben. Die sterblichen Überreste von 30 deutschen Soldaten in einem rechteckigen Massengrab. Sie sind in ordentlichen Reihen hingelegt, als habe jemand sie zum Schlafen gebettet. Manche haben noch ihre Stiefel an. Ein Gerichtsmediziner der Gruppe „Pomorze“ untersucht die Toten. Bei manchen sind ganze Gliedmaßen abgerissen, einige fehlen Teile des Kopfes, anderen klaffen Risse im Schädel. Die Gebeine erzählen die Geschichte der letzten Schlacht dieser Männer. Der Arzt spricht von Granatsplittern und Panzerbeschuss. Die meisten Männer, sagt er, seien jung gewesen, zwischen 20 und 25 Jahren. Als Fritz Schmalfuß starb, war er 29.

Er war immer in Bewegung, sagen die, die ihn gekannt haben. Ständig hatte er einen Stift in der Hand und kritzelt etwas hin, ein schnelles Porträt, eine kleine Straßenszene. Schon in der Schulzeit malte er Bilder, die seine Freunde dann gegen frische Eier und etwas Kuchen eintauschten. Später, wenn Fritz Schmalfuß über seinen Gemälden saß, war er in sich gekehrt wie ein Mönch, wirkte fast mürrisch, schob sich das Haar mit der Hand aus der

Stirn und malte stundenlang. Man durfte ihn dann nicht ansprechen. War er fertig, kaufte er eine Flasche Wein für 75 Mark - die er sich nicht leisten konnte -, um sie mit seinen Freunden zu teilen.

Die meiste Zeit lebte er in Dresden in seinem Atelier in der Marschallstraße 39, in das er eingezogen war, als er Mitte der 1930er Jahre sein Studium an der Staatlichen Akademie der bildenden Künste begann. Es war dort immer ein wenig unaufgeräumt. Farbtöpfe standen auf dem Esstisch, das Bett war hinter bemalten Leinwänden verborgen. Er liebte es, Zigarre und Pfeife zu rauchen, und er mochte klassische Musik. Er saß unter seinen Freunden und prophezeite den Nazis und allen Mitläufern ein grausiges Ende.

Er malte expressionistische Bilder und war stolz darauf. Seine Professoren gaben ihm gute Empfehlungen. Der Rektor der Akademie, Professor Richard Müller, schrieb einmal: „Herr Fritz Schmalfuß ist ein sehr begabter Schüler, der beste meiner Klasse. Ich würde mich freuen, wenn er die Unterstützung erhielte, um die er sich bewirbt.“

Er war nicht verheiratet, aber mit einer jungen Schwedin befreundet, May Hemberg, die mit ihrer Schwester in Dresden wohnte und in Künstlerkreisen verkehrte. Es gibt ein Foto von den dreien. Fritz Schmalfuß hält darauf den Hund seiner Freundin an der Leine, die beiden Frauen stehen daneben und versuchen, wie beiläufig in die Kamera zu blicken. Das Foto strahlt eine rührende Intimität aus, und es wirkt, als wäre es möglich gewesen, dass May und Fritz nach dem Krieg geheiratet hätten.

Bis zu SEINER EINBERUFUNG fuhr Fritz Schmalfuß an den Wochenenden häufig nach Rußdorf bei Chemnitz zu seiner Mutter, die er herzlich liebte, und spielte mit seinem kleinen Neffen. Wenn er nach Dresden zurückkehrte, holte May ihn vom Bahnhof ab. Die Aufforderung, sich bei der Armee zu melden, kam 1944 wie ein Schock. Er überspielte das in seinen Briefen, war sarkastisch.

Am 5. April schrieb er nach Hause: „Der Dienst ist elendig erlahmend, wollte eigentlich nicht klagen, das Essen ist gut, nur eben diese verfluchte Willkür und Anschnauzerei; alles im Galopp und keinen Augenblick Besinnung. Es ist toll, was da eingezogen worden ist. Lahme, Herzkranke, Lungengranke und Halbblinde, alles pustet noch die Bazillen aus, und das soll eine Armee von Kämpfern werden; es kommt auf ein paar Tote nicht an. Es ist das letzte Aufgebot - viel Glück!“



Eiserne Kreuze, Geldbörsen, ein Spiegel: Die letzte Habe der Soldaten geht, in Plastikboxen verpackt, an Angehörige oder Museen. Die in Säcke gehüllten Gebeine übergibt der Suchtrupp Mitarbeitern der Kriegsgräberfürsorge

Seine Briefe verfasste Fritz Schmalfuß mit einem schwarzen Füller. Er trug ihn stets in der Brusttasche. Weihnachten 1944 schrieb er damit an seinen Neffen: „Hoffentlich liegt bei euch nicht so viel Schnee, dass der Weihnachtsmann nicht vorwärts kommt. Du weißt ja, dass es kein Benzin gibt - also muss er laufen durch den weiten, tiefen Wald, wo die großen Schneeberge liegen.“

Der Füller liegt nun in der Erde neben ihm. Der Stift ist unversehrt, nur der Lehm im Gewinde der Kappe knirscht, wenn man sie abschraubt. Dies hinterlässt der Oberkanonier Fritz Schmalfuß noch: einen schwarzen Kamm, eine zerbrochene Holzpfeife, eine halbrunde Geldbörse aus Leder. Und einen schmalen Ring aus Kupfer, den er immer noch an der Hand trägt. Albrecht Laue lässt den Ring vom Knochen gleiten und legt ihn zu den anderen Sachen in eine Schale. Witwen etwa sei es besonders wichtig, die Ringe ihrer Männer wiederzubekommen, sagt er. Eine Dame, deren Mann Mitte der 1990er Jahre endlich gefunden worden sei, habe seinen Ehering mit dem ihren zusammenlöten lassen und ihn bis zu ihrem Tod getragen.

Das Feld ist ein großes Archiv, und jeder Tote erzählt eine kleine Geschichte. Nicht weit von Fritz Schmalfuß liegt ein Gefallener in Offiziersstiefeln. Er muss sich auf den Märschen Blasen gelaufen haben, an seinen Fersenknochen kleben noch Heftplaster. Ein anderer hat ein Präservativ in seiner Geldbörse. Wieder ein anderer trägt einen Bilderrah-

men bei sich. Das Foto ist vergangen, möglicherweise zeigte es seine Kinder oder seine Frau, vielleicht beides. Die Gefallenen tragen ihren letzten Besitz noch bei sich. Fahrkarten, Rasierzeug, Eiserne Kreuze, Brotmarkenreste, Zahnbürsten, eine Dose Schuhcreme. Einen Radiergummi.

Noch vor ein paar Stunden war hier nichts Auffälliges zu sehen. Ein Acker mit großen Kartoffeln und ein kleiner Hügel mit ein paar dürren Gehölzen darauf. Die größte Schwierigkeit bei den Ausgrabungen ist es, die richtigen Stellen zu finden. Theoretisch können ja in ganz Hinterpommern Tote liegen, es sind so viele gefallen. Und die Zeitzeugen sterben langsam weg.

DER HINWEIS AUF DIESE GRABLAGE kam von einem alten Polen, der 1946 ein kleiner Junge war. Ihm waren die Überreste eines Birkenkreuzes aufgefallen und mehrere zerschossene Stahlhelme. So sind Mitglieder des Vereins an einem Wochenende hier an den Acker gefahren und haben nach offizieller Genehmigung begonnen, mit Suchstangen und Metallsonden die Erde zu durchforschen. Bewachsener Boden lässt sich nicht so leicht durchstechen. Über den Gräbern ist die Erde nachgiebiger. Es ist nicht der einzige Ort, an dem die nach den Kämpfen zurückkehrende deutsche Bevölkerung die Gefallenen verscharrt hat.

Piotr Brzezinski ist der Leiter der polnischen Suchgruppe: „Das hier ist immer noch eine heikle Geschichte. Gerade die alten Männer im Land haben Probleme mit allem, was deutsch ist. Sie sagen, lasst sie doch liegen. Andere dagegen wollen Gnade walten lassen, denn diese Männer hätten ja um ihr Leben gekämpft, nicht für Ideologien. Für uns junge Menschen ist weder das eine noch das andere bedeutsam. Es ist einfach Friedensarbeit.“

Er deutet auf die Landstraße. „Kein Soldat sollte ohne Namen und Geschichte auf dem Feld gelassen werden. Allein unter dieser Chaussee liegen zahlreiche tote Deutsche. Aber die Behörden erlauben uns nicht, den Asphalt aufzubrechen.“ Zwischen Slonowice und Peczerzyno, im ehemaligen Kessel von Schivelbein, gibt es viele solcher Stellen.

Im Januar 1945 war Fritz Schmalfuß in Groß Born, etwa 130 Kilometer östlich von Stettin, stationiert. Von dort schrieb er am 21. Januar seiner Mutter einen vorletzten Brief. „Wir gehen auf Reisen - vielleicht nach Süden. Mach dir keine Sorgen, wir gehen eben woandershin. Dann bekomme ich bestimmt Urlaub.“ Der Brief ist auf Löschpapier geschrieben, die Schrift hektisch, kaum leserlich.

Sechs Tage später, am 27. Januar, schickte Oberkanzler Schmalfuß seinen letzten Brief. „In einem winzigen Dorf haben wir Halt gemacht. Nächstens werden wir ein Schwein schlachten, und du kannst dir vorstellen, dass ich mich krank esse!! Wir haben ziemlich viel Dienst, und ich

komme nicht immer gleich zum Schreiben. Also bitte keine Sorge und Vorwürfe. Im übrigen geht die Post von diesem Dorf einen umständlichen Weg, wie das so allgemein ist. und durch viele Flüchtlingszüge wird alle Post sehr schlecht befördert. Sonst alles beim Alten, ich wünsche dir, liebe Mutter, alles Gute und Gesundheit, dein Fritz.“ Die Briefe hat die Familie bis heute aufbewahrt.

Im März 1945 war das Wetter mild und der meiste Schnee verschwunden. Fritz Schmalfuß schrieb nicht mehr. Er rannte um sein Leben. Die Rote Armee rückte über Hinterpommern auf das Innere des Reiches zu, viele der deutschen Einheiten waren zersprengt und auseinander gerissen.

Es gab nun nur noch zwei Möglichkeiten: Entweder man ergab sich den Sowjets, oder man versuchte, ihre Linien zu durchbrechen und Richtung Oder zu gelangen. Schlönewitz war bereits in sowjetischer Hand, als Fritz Schmalfuß mit den anderen Soldaten dort ankam. Das Dorf lag vor ihnen, hintereinem weiten Feld. Es gab keine Deckung.

Wahrscheinlich rannten die Soldaten über das Feld, aufs Dorf zu. Den Verletzungen nach zu urteilen, schossen die Sowjets mit schwerer Artillerie und Panzern auf die heranstürmenden Soldaten. Es war der 3. März 1945, vielleicht auch der 5. Fritz Schmalfuß sah seine Mutter nicht wieder. Er starb gut drei Tage vor seinem 30. Geburtstag.

DIE GRABUNG DAUERT das ganze Wochenende. Irgendwann am Sonntagnachmittag hält Albrecht Laue eine Gedenkrede. Er spricht von Aussöhnung und Friedensarbeit und davon, den Toten Achtung zu zollen. Der polnische Pathologe und ein Mitglied der deutschen Delegation tragen einen Trauerkranz herbei. Dann beginnen sie die eigentliche Ausbettung. Die sterblichen Überreste der Männer werden in blaue Folien gehüllt und dann in kleine Särge aus schwarzem Karton gelegt. Später werden sie auf dem Soldatenfriedhof Neumarkt bei Stettin an den Vblksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge übergeben und dort begraben.

Am Ende des Tages steht der Kartoffelacker voll mit Särgen. Auch dem von Fritz Schmalfuß. Es ist wenig, was von ihm übrig geblieben ist. „Wenn der Fritz nach Hause kommt“, hat seine Mutter immer gesagt, „dann wird er ein berühmter, großer Maler.“ Bis zu ihrem Tod hat sie an seine Wiederkehr geglaubt.

Susanne Frömel, 30, ist freie Journalistin. Manuel Krug, 40, Fotograf; beide leben in Berlin.

ES GESCHIEHT AM 8. MAI

Das Ende des Zweiten Weltkrieges in Europa ist eine der großen Zäsuren des 20. Jahrhunderts, doch sie beginnt ohne Paukenschlag: Es dauert Stunden, bis die Menschen die Bedeutung jenes Tages erfassen. Und längst nicht alle jubeln

LONDON, GROSSBRITANNIEN, 7. Mai - Im Londoner Büro der Nachrichtenagentur Associated Press klingelt um 15.24 Uhr eines der zahlreichen Telefone. Der Redakteur Russell Landstrom verfolgt am Nachrichtentisch gerade die Radiomeldungen und nimmt ab. „Hier spricht Paris“, hört er noch. Doch die Leitung ist schlecht. Noch einmal: „Paris“. Landstrom reicht den Hörer an seinen Kollegen Lewis Hawkins weiter.

Der Anrufer ist Morton Gudebrod vom AP-Büro in Paris. „Deutschland hat bedingungslos in Reims kapituliert“, sagt er. Doch Hawkins kennt Gudebrod nicht, hakt nach, will Details hören. Jäh mischt sich eine zweite Stimme ein: „Hier ist Ed Kennedy, Lew. Deutschland hat bedingungslos kapituliert. Das ist offiziell. Schreib das Datum rein und Reims. Frankreich, und schick es raus.“

Edward Kennedy leitet den AP-Stab für die Westfront. Kurz darauf läuft der Bericht durch den AP-Ticker nach New York. Und

nur elf Minuten nach dem Anruf, um 9.35 Uhr amerikanischer Ostküstenzeit, wird von dort die Nachricht an alle angeschlossenen Redaktionen versandt: „Reims, Frankreich. 7. Mai (AP) - Um 2.41 Uhr französischer Zeit hat Deutschland bedingungslos vor den westlichen Alliierten und der Sowjetunion kapituliert. Die Kapitulation erfolgte in einem kleinen roten Schulgebäude, dem Hauptquartier von General Dwight D. Eisenhower. Die Kapitulation, die den Krieg in Europa nach fünf Jahren, acht Monaten und sechs Tagen des Blutvergießens und der Zerstörung beendete, wurde für Deutschland von Generaloberst Alfred Jodl unterzeichnet, dem neuen Stabschef der deutschen Armee.“

Nur wenig später wird Edward Kennedy vom Presseamt des Obersten Hauptquartiers der Alliierten Streitkräfte wegen Verletzung der verhängten Nachrichtensperre suspendiert.

BEREITS KURZ NACH zehn Uhr morgens erobert eine jubelnde

Menge den Times Square in New York. Telegrafenstreifen, Toilettengeschenke und zu Konfetti zerrissene Telefonbücher flattern von den Hochhäusern in die Straßenschluchten. Schulkinder überlegen, ob sie frei bekommen. Veteranen des Ersten Weltkrieges schwenken Fähnchen. Junge Mädchen küssten wildfremde Soldaten.

Die Menschen lachen und jubeln, zeigen das Siegeszeichen. Nicht wenige stehen in den Türdurchgängen und beten. Das Glockengeläut der Trinity Church mischt sich mit dem Heulen der Schiffssirenen im Hafen.

Am späten Nachmittag wendet sich Bürgermeister Fiorello LaGuardia über Lautsprecher an die Menge: „Geht nach Hause... oder zurück zur Arbeit!“

Eine offizielle Bestätigung der deutschen Kapitulation aber bleibt aus. Denn die Alliierten haben den 8. Mai zum VE-Tag bestimmt - zum „Victory in Europe“-Tag. Deshalb auch die Strafe gegen den AP-Reporter Kennedy, der sich als Einziger

ZEITTAFEL 1945/Das letzte Jahr des Krieges

Jänner

1.1. Reichspräsident Adolf Hitler fordert die Deutschen in einer Rundfunkansprache auf: „mit äußerstem Fanatismus diesen Kampf für die Zukunft unseres Volkes durchzufechten“. Doch der im September 1939 mit dem Überfall auf Polen begonnenen Krieg ist verloren: Italien, Deutschlands wichtigster Partner, hat bereits 1943 kapituliert; der Verbündete Bulgarien wurde im Jahr darauf von der Roten Armee besetzt; die Amerikaner haben im Oktober 1944 Aachen eingenommen. Zahllose deutsche Städte sind durch alliierte Luft-

angriffe zerstört. Die Wehrmacht steht an allen Fronten unter Druck: Am Vortag haben amerikanische Verbände zwischen Mosel und Maas sowie in Elsass-Lothringen deutsche Stellungen unter Beschuss genommen, Briten setzen den Deutschen in Mittelitalien und die Sowjetarmee in Ungarn zu. In der Silvesternacht bombardieren Amerikaner und Briten nord- und westdeutsche Städte, darunter Oberhausen.

3.1. Nachdem die Türkei bereits die diplomatischen Beziehungen zum Deutschen Reich abgebrochen hat, beschließt sie, auch ihren Botschafter aus Tokio

abzuberufen, um die Alliierten „in ihrer Kriegsführung zu unterstützen“. Japan, seit 1937 im Krieg mit China, hat 1940 mit Deutschland und Italien einen Dreimächtepakt geschlossen und ist mit dem Angriff auf den amerikanischen Marinestützpunkt Pearl Harbor (Hawaii) am 7. Dezember 1941 in den Krieg eingetreten. Außerdem haben japanische Truppen Französisch-Indochina (Annam, Kambodscha, Cochinchina, Tongking und Laos), die von den USA abhängigen Philippinen und die britische Kolonie Singapur besetzt.

5.1. Die nationalsozialistische Führung ruft die Deutschen zu einer als „Volksopfer“ bezeichneten Sammlung von Kleidung

und Ausrüstungsgegenständen für die Wehrmacht und den „Volkssturm“ [eine 1944 aufgestellte Truppe von noch nicht einberufenen Männern zwischen 16 und 60 Jahren zur Verteidigung des „Heimatbodens“] auf. Albaniens Ministerpräsident Generaloberst Enver Hodscha fordert die USA, Großbritannien und die Sowjetunion auf, seine kommunistische Regierung anzuerkennen. Denn die Kommunistische Partei habe viel zur Befreiung des Landes beigetragen. Albanien war zwischen 1939 und 1944 zuerst von italienischen, dann von deutschen Truppen besetzt. Hodscha bleibt bis zu seinem Tod 1985 Chef der albanischen KP.

11.1. In Griechenland einigen sich britische Offiziere und die kommunistische Befreiungsarmee auf einen

Waffenstillstand. Die Partisanen hatten die deutschen Besatzer bekämpft und einen großen Teil des Landes unter ihre Kontrolle gebracht. Nach dem Abzug der Wehrmacht Ende 1944 übernahm eine im Exil gebildete bürgerliche Regierung die Staatsführung unter britischem Schutz. Daraufhin organisierten die Kommunisten einen Aufstand. Trotz des Waffenstillstandsabkommens dauert der Bürgerkrieg in Griechenland noch bis 1949 an.

12.1. Südlich von Warschau beginnt die Rote Armee ihre Winteroffensive. Fünf Tage später besetzt sie die von den Deutschen geräumte polnische Hauptstadt. Am 21. Januar überschreiten sowjetische Verbände die Reichsgrenze westlich von Breslau. Ende des Monats nehmen sie das für die deutsche Rüstungswirtschaft wichtige Industriegebiet Oberschlesiens ein. Gleichzeitig errichten russi-

sche Soldaten am Westufer der Oder bei Küstrin und Frankfurt Brückenkopfe und marschieren auf Berlin. Am 28. Februar fällt Posen, am 18. März erobert die Rote Armee die pommersche Stadt Kolberg; Danzig kapituliert am 30. März, das ostpreußische Königsberg am 9. April. Eine Woche später beginnt die Rote Armee mit ihrer letzten Großoffensive im Zweiten Weltkrieg an Oder und Neiße die Schlacht um Berlin.

13.1. Die USA schicken einen Gesandten nach Helsinki, weisen aber darauf hin, dass die 1944 abgebrochenen diplomatischen Beziehungen zu Finnland damit noch nicht wieder aufgenommen sind. Finnland war 1939 von der Sowjetunion angegriffen worden und musste im folgenden Jahr strategisch wichtige Gebiete an die UdSSR abtreten. Von 1941

von 17 Korrespondenten nicht an die Sperrfrist für die Journalisten gehalten hat.

LONDON, GROSSBRITANNIEN, 8. Mai, eine Minute nach Mitternacht. Ein heftiger Gewittersturm zieht über die Stadt. Der Siegestag in Europa beginnt mit Blitz und Donner. Premierminister Winston Churchill ruft die Sekretärin Elizabeth Layton zum üblichen nächtlichen Diktat.

In seinem Büro am Storey's Gate mit Blick auf den St James's Park stapeln sich Telegramme. Geheimdienstmeldungen, Berichte von nun stillen Frontabschnitten und von den kämpfenden Truppen in Birma. Als Mrs. Layton eintritt, empfängt Churchill sie mit den Worten: „Nun, der Krieg ist zu Ende. Ihr Job ist erledigt.“

DAS OBERKOMMANDO der Wehrmacht gibt an diesem Tag bekannt: „Die Engländer haben an verschiedenen Stellen den deutschen Gruß verboten und den früheren militärischen Gruß



Ein US-Soldat umarmt am 7. Mai eine Britin. Die Siegesmeldung erreicht London und andere Städte noch vor dem offiziellen Kriegsende

für die Wehrmacht angeordnet. Die Disziplin der Truppe erfordert eine einheitliche Regelung. Daher wird für die deutsche Wehrmacht die sofortige Anwendung des militärischen Grußes befohlen.

Es wird begrüßt:
a) mit Kopfbedeckung: durch Anlegung der rechten Hand an die Kopfbedeckung:

b) ohne Kopfbedeckung: durch Stillstehen oder Annehmen gerader Haltung;

c) bei Meldungen der Truppe: mit ‚Heil‘ Grenadiere, Pioniere usw.‘;

d) Wehrmachtshelferinnen: durch Neigen des Kopfes.“

WASHINGTON, DC, USA - Um neun Uhr morgens gibt Prä-

sident Harry S. Truman offiziell das Kriegsende in Europa bekannt. Er ruft seine Nation auf, nun unermüdlich für den Sieg im Pazifik zu streiten. Gleichzeitig bietet er Japan an, dem nationalen Selbstmord durch eine bedingungslose Kapitulation zu entgehen.

Truman schließt: „Unser Sieg ist erst halb gewonnen. Der Westen ist frei, aber der Osten ist noch im Griff der verräterischen Tyrannie der Japaner. Erst wenn die letzte japanische Division sich bedingungslos ergeben hat, ist unserer Auftrag beendet.“

SCHON AM VORMITTAG montieren Handwerker das Schild an der Deutschen Botschaft in Dublin ab. Dr. Eduard Hempel, seit Juli 1938 Gesandter des Reiches in der irischen Hauptstadt, hat Premierminister Eamon de Valera angerufen und ihm mitgeteilt, dass „er seine Mission angesichts der derzeitigen Lage für beendet“ erachte. Hempel stellt das diplomatische Corps und den Besitz der Botschaft damit unter irische

bis 1944 kämpfte das Land auf Seiten Deutschlands.

20. I. Ungarn schließt mit der Sowjetunion einen Waffenstillstand und tritt in den Krieg gegen das Reich ein. Das Land war im November 1940 dem deutsch-italienisch-japanischen Pakt beigetreten und beteiligte sich am Krieg gegen die UdSSR. Doch nach dem Vormarsch der Roten Armee nahm Budapest 1943 Kontakt zu den Alliierten auf. Daraufhin ließ Hitler Ungarn besetzen. Doch bereits im Herbst des nächsten Jahres erreichten sowjetische Truppen das Land und belagerten Budapest (bis Februar 1945).

21.1. Der sowjetische Marschall Rodion Malinowski besucht Rumänien. Das Land musste 1940 Teile seines Territoriums an die UdSSR abtreten und hat dann bis 1944 gemeinsam mit Deutschland gegen die

Sowjetunion gekämpft. Das kanadische Verteidigungsministerium gibt bekannt, dass mehr als die Hälfte der rund 15 000 zwangsrekrutierten Soldaten, die zur Einschiffung nach Europa bereitstanden, desertiert sind.

23.1. Nachdem sowjetische Truppen zu den ostpreußischen Orten Allenstein und Hohenstein vorgedrungen sind, sprengen Wehrmachtsangehörige das deutsche Nationaldenkmal bei Tannenberg, in dem Generalfeldmarschall Paul von Hindenburg 1934 beigesetzt worden ist. Hindenburgs Gebeine werden nach Marburg/Lahn überführt. Vertreter der von der UdSSR gestützten „Provisorischen polnischen Regierung“ erörtern mit Staatschef Josef W. Stalin in Moskau Fragen der polnisch-sowjetischen Beziehungen. Gleichzeitig schlägt die von den Westalliierten unterstützte polnische Exilregierung in London vor, eine interalliierte

Behörde vorübergehend mit der Verwaltung Polens zu betrauen. Das lehnt die UdSSR ab.

24.1. In Peenemünde (Vorpommern) wird eine geflügelte Version der „A“-Rakete getestet. Sie soll mehr als die doppelte Reichweite der Version ohne Flügel erreichen (750 km), stürzt allerdings vorzeitig ab. Seit September 1944 werden mit den so genannten „Vergefistungswaffen“ belgische, niederländische, französische und britische Städte beschossen.

„Russischer Siegeszug rollt weiter“, melden die „Aachener Nachrichten“ in ihrer Erstausgabe. Herausgegeben wird die Tageszeitung unter Aufsicht der alliierten Militärregierung von dem sozialdemokratischen Drucker Heinrich Hollands.

25.1. Der französische Ministerpräsident General

Charles de Gaulle fordert in Paris, die künftige Grenze zwischen Deutschland und Frankreich müsse entlang des Rheins verlaufen. Die Erfahrungen der letzten Jahre hätten gezeigt, dass sein Land andernfalls „zur Invasion verurteilt“ sei. Deutsche Truppen waren 1871, 1919 und 1940 auf französisches Territorium vorgedrungen. Ein großer Teil der fünf Jahre zuvor besetzten Gebiete steht nach der Landung alliierter Truppen am 6. Juni 1944 in der Normandie, dem so genannten „D-Day“, wieder unter französischer Verwaltung.

27.1. Die Rote Armee befreit das Vernichtungslager Auschwitz mit 7600 überlebenden Häftlingen. In diesem Jahr errichtet man die größten nationalsozialistischen Konzentrationslager: etwa 1,5 Millionen Menschen, vor allem Juden, in Gaskammern, durch Mis-

handlungen oder durch härteste Zwangsarbeit ermordet worden.

28.1. Der erste alliierte Militärtransport erreicht China, wo drei Regierungen für verschiedene Landesteile existieren: die mit den USA und Großbritannien verbündete nationalistische Regierung unter Generalissimus Chiang Kai-shek, die kommunistische Regierung unter Mao Zedong (Tse-tung) und die pro-japanische Wang-Jingwei-Regierung mit Sitz in Nanjing.

30.1. Der sowjetische U-Boot-Kapitän Alexander Marinesko versenkt den Passagierdampfer „Wilhelm Gustloff“ in der Ostsee. Auf dem Schiff befinden sich Militärangehörige, vor allem aber Flüchtlinge aus Ostpreußen. Rund 9000 Menschen kommen ums Leben. Die Kriegsmarine hat bereits am 23. Januar mit der Evakuierung der deutschen Bevölkerung aus Ostpreußen begonnen. Insgesamt

gelangen zwei bis drei Millionen Menschen auf dem Seeweg in den Westen.

31.1. Die „New York Herald Tribune“ berichtet, dass die transiraniische Bahn zwischen März und Dezember 1944 mehr als vier Millionen Tonnen amerikanischen Kriegsmaterials in die Sowjetunion befördert habe.

Februar

3.2. Bei einem Luftangriff der Amerikaner auf Berlin sterben 22 000 Menschen.

4.2. US-Truppen nehmen die philippinische Hauptstadt Manila ein. Zwei Wochen später haben sie die gesamte Manila-Bucht in der Hand. Japan hatte die von den USA abhängigen Philippinen 1942 besetzt.

4.-11.2. Stalin, der britische Premierminister Winston Churchill und US-Präsident Franklin D. Roosevelt

Obhut - bis eine neue deutsche Regierung eingesetzt ist.

GERADE HABEN DIE jüdischen Musiker des Symphonieorchesters in Jerusalem die „Variationen“ des britischen Komponisten Edward Elgar in einem furiösen Finale aus Blechbläsern und Streichern beendet, da entfalten sich vier Fahnen aus dem Theaterhimmel - der britische „Union Jack“, die Flagge der Sowjetunion, das Sternenbanner der USA und das blau-weiße Banner mit dem Davidsstern.

Der Gastdirigent aus Liverpool tritt vor und verkündet mit bebender Stimme: „Radio London hat gerade bekannt gegeben, dass wir nicht länger im Krieg mit Deutschland liegen.“ Stille. Dann Applaus. Aber kein Jubel. Keine Ausgelassenheit. Die Journalistin Dorothy Thompson bemerkt nur, wie den Menschen in ihrer Umgebung Tränen die Wangen herunterrollen, noch während sie applaudieren. Es gibt wohl niemanden im Saal, der nicht einen Bekannten, einen

Verwandten auf dem Schlachtfeld, zwischen den Fronten, auf der Flucht oder in den Konzentrationslagern verloren hat.

Die Nationalhymnen erklingen. Als Erstes stimmen alle ein in das britische „God save the King“, gefolgt vom amerikanischen „The Star-Spangled Banner“. Vier GIs, ein britischer Offizier, zwei südafrikanische Soldaten und ein paar andere singen mit. Dann spielt das Orchester die russische Hymne, deren Text nur ein einziger Mann kennt. Schließlich singen Juden aus Frankreich, Polen, Jugoslawien, Rumänien, Deutschland, der Tschechoslowakei und den Niederlanden die hebräische Hymne „Hatikvah“ - „Hoffnung“.

In Jaffa und in den muslimischen Vierteln Jerusalems wehen die arabischen oder ägyptischen Farben im Wind.

EINE ALLIERTE Kontrollkommission für Norwegen landet mit britischen Flugbooten in Oslo. Viele Einwohner haben sich auf den Plätzen der Hauptstadt ver-

sammelt. Gerüchte machen die Runde, dass Vidkun Quisling, der von den Nazis eingesetzte Premierminister, von Widerständlern gefangen genommen worden sei. Dass eine Flotte britischer Kriegsschiffe im Fjord vor Oslo ankerre. Und dass Kronprinz Olaf noch heute per Flugzeug ankommen werde.

In den Straßen wird gefeiert und demonstriert, hängt die in den fünf Jahren der deutschen Besatzung verbotene Nationalfahne aus jedem Fenster. Jubelnde Gruppen begrüßen alliierte und neutrale Korrespondenten, während deutsche Truppen noch immer in der Stadt Patrouille laufen. Die Nachricht von der deutschen Kapitulation hat die Befreiung des Landes überholt.

AUF DEM NEW YORKER Flugplatz La Guardia startet der erste nicht geheim gehaltene Transatlantikflug seit 1941. Die Transportmaschine mit dem Ziel Foynes in Irland hat 17 Passagiere an Bord - darunter den belgischen Minister und Generalbe-

vollmächtigen in den USA, Alain M. Du Pare. Gleichzeitig macht sich auch der belgische Außenminister von der Gründungskonferenz der Vereinten Nationen in San Francisco auf den Heimweg. In Brüssel droht eine Kabinettskrise. Die sozialistische und die katholische Partei streiten seit wenigen Stunden erbitten um die Regierungsbeteiligung von König Leopold III., den die 7. amerikanische Armee erst am Tag zuvor in der Nähe von Salzburg aus deutscher Haft befreit hat.

LONDON, GROSSBRITANNIEN - Um 14 Uhr spricht Winston Churchill über den Rundfunk zu den Bürgern des Commonwealth. Lautsprecher übertragen seine Rede in Whitehall, am Buckingham Palace und am Trafalgar Square. Die Menschen auf den Plätzen winken mit Fahnen und Blumen. Sie schreien und singen. Und über allem wehen die Worte Churchills: „Wir dürfen uns eine kurze Spanne des Feierns erlauben, aber wir wollen

konferieren im Seebad Jalta auf der Halbinsel Krim. Sie erkennen Frankreich als gleichberechtigte Siegermacht an und beschließen u. a. die Aufteilung Deutschlands in Besatzungszonen und die Verschiebung Polens nach Westen: Die UdSSR verleiht sich die ostpolnischen Gebiete ein, Deutschland verliert seine östlichen Provinzen an Polen. Die letzten deutschen Einheiten ziehen sich aus Belgien zurück.

8.2. Südöstlich des niederländischen Nimwegen beginnen britisch-kanadische Einheiten eine Offensive gegen die Wehrmacht. Vier Tage später rücken Briten in Kleve ein, am 27. Februar erreichen sie den Rhein bei Kalkar.

12.2. Die NSDAP ruft auch Frauen zum Hilfsarbeitsdienst beim „Volkssturm“ auf.

13./14.2. Durch alliierte Flächenbombardements wird Dresden fast völlig zerstört, schätzungsweise 35 000 Menschen sterben, darunter zahllose Flüchtlinge. Die Stadt hat kaum strategische Bedeutung; sie liegt weder im direkten Kampfgebiet, noch beheimatet sie kriegswichtige Industriebetriebe.

15.2. Reichsjustizminister Otto Georg Thierack lässt in frontnahen Orten Standgerichte einberufen. Dadurch soll die „Kampfentschlossenheit“ aufrechterhalten werden. Gut eine Woche später ordnet der Reichsführer SS und Befehlshaber der Heeresgruppe Weichsel Heinrich Himmler die Einführung von Sonderstandgerichten an, um die Auflösungserscheinungen in der Wehrmacht zu unterbinden. Der Großraum Tokio wird

von 1500 alliierten Flugzeugen bombardiert.

19.2. Die Amerikaner landen auf Iwojima und machen die Pazifikküste zur Operationsbasis für ihren Kampf gegen Japan. Bis zur endgültigen Eroberung im März fallen 21 000 Japaner und 7000 Amerikaner.

22.2. Seit der Befreiung des Budapester Ghettos durch die Rote Armee am 18. Januar sind 20 000 Juden an Erschöpfung oder infolge Medikamentenmangels gestorben. 30 000 ungarische Juden wurden bis zum November 1944 zur Zwangsarbeit in deutsche Fabriken und 15 000 zum Bau von Grenzbefestigungen nach Westungarn verschleppt, 35 000 sind von Gestapo, SS oder ungarischen Faschisten ermordet worden.

23.2. Amerikanische Truppen beginnen eine Offensive an der Ruhr. Am 18. April ergeben sich die letzten

Wehrmachtstruppen im eingekesselten Ruhrgebiet.

25.2. Widerstandskämpfer verüben auf den deutschen Militärbefehlshaber in Dänemark, Georg Heinrich Lindemann, ein Attentat, das der General jedoch überlebt.

März

1./2.3. Der amerikanische Unterstaatssekretär Joseph Grew erklärt, dass die USA weiterhin diplomatische Beziehungen zu Litauen, Lettland und Estland unterhalten. Die drei baltischen Staaten wurden 1939/40 von der UdSSR zu Beistands- und Stützpunktabkommen genötigt bzw. annexiert. 1941 hatten die Deutschen das Baltikum besetzt, 1944 ist es von der Roten Armee erobert worden. Die baltischen Staaten werden schließlich zu Republiken der Sowjetunion (bis 1991).

8.3. Mit Zustimmung der Königlichen Jugoslawischen Exilregierung in London bildet der Partisanenführer Marschall Josip Broz Tito eine neue Regierung in Belgrad. Tito hat nach dem deutsch-italienischen Überfall im Frühjahr 1941 den jugoslawischen Widerstand organisiert. Er bleibt bis zu seinem Tode am 4. Mai 1980 Staatschef.

9./10.3. Bei einem amerikanischen Luftangriff auf Tokio verlieren mehr als 80 000 Menschen ihr Leben, 40 000 werden verletzt.

11.3. Nachdem Japan die französische Kolonialverwaltung in Indochina vertrieben hat, veranlasst Tokio die Proklamation der Staaten Vietnam (bestehend aus Tongking, Annam und Cochinchina) und Kambodscha. Die Rückeroberung der Territorien durch Frankreich löst 1946 den Indochinakrieg aus.

14.3. Die Sowjetunion hat Polen die Verwaltung der besetzten deutschen Gebiete östlich von Oder und Neiße übertragen. Die dort lebenden rund 2,5 Millionen Deutschen sollen ausgewiesen, die Ländereien mit aus den nun sowjetischen ehemaligen Ostprovinzen des Landes vertriebenen Polen besiedelt werden.

15.3. Die „Neue Zürcher Zeitung“ berichtet über zahlreiche schwere Sabotageaktionen norwegischer Widerstandskämpfer gegen Eisenbahnanlagen. Die Anschläge sollen den Transport deutscher Truppen erschweren. Das neutrale Norwegen war 1940 von der Wehrmacht besetzt worden.

18.3. Reichsrüstungsminister Albert Speer warnt vor dem baldigen Zusammenbruch der deutschen Wirtschaft.

keinen Augenblick die Mühen und Anstrengungen vergessen, die vor uns liegen. Japan mit all seiner Falschheit und Gier ist noch nicht besiegt. Vorwärts. Britannia! Lang lebe die Freiheit. Gott schütze den König!"

Der Jubel ist grenzenlos.

TOKIO, JAPAN - Das Kabinett trifft sich in einer Krisensitzung, um die Situation des Kaiserreiches nach dem Ausscheiden

Deutschlands aus dem Krieg zu beraten. Die Nation wird dazu aufgerufen, die Flugzeugproduktion zu steigern. Sie sei weit hinter das Planziel zurückgefallen.

AUF DER VON Amerikanern zum Teil besetzten japanischen Insel Okinawa begleitet der Kriegsberichterstatter Gordon Cobblewick die alliierten Truppen. Im strömenden Regen hören die Soldaten und er die Durchsa-

ge aus San Francisco. Ungläubig, denn es hat schon so viele Falschmeldungen gegeben. „Churchill erklärt den 8. Mai zum Siegestag ... Präsident Truman ... Marschall Stalin ... Amerikanische Nachrichtendienste...“ Fluglärme und Artilleriefeuer verschlucken die Übertragung. Doch dieses Mal scheint es wahr zu sein.

Das also ist der Siegestag auf Okinawa. Die Soldaten warten auf das Kommando, weiter gegen

die Japanese vorzurücken - in ein Tal, das unter feindlichen Maschinengewehrsalven liegt. In einem Zelt starrt ein Stabsoffizier wortlos auf den Lehmboden. Ein junger Leutnant, die Uniform mit Schlamm bespritzt, steht vor ihm.

„Ich war bei ihm. Sir“, sagt der Leutnant. „Es war ein Maschinengewehrschuss. Sir. Er hat gar nicht gemerkt, was ihn getroffen hat. Er war ein guter Soldat. Sir.“

Der Offizier: „Er war der einzige Sohn, den wir hatten.“

JOPLIN, MISSOURI, USA - Die staatsweite Verdunkelung ist aufgehoben. Zum ersten Mal seit drei Monaten strahlen wieder helle Lichter in der Stadt. Reklameschilder und alle anderen Formen der dekorativen Innen- und Außenbeleuchtung² dürfen wie-



19.3. Adolf Hitler ordnet die Zerstörung aller Industrie- und Versorgungseinrichtungen beim Rückzug deutscher Truppen an.

24.3. Die Amerikaner setzen bei Oppenheim, die Briten bei Wesel über den Rhein. In den folgenden Ta-

gen werden u. a. Darmstadt, Mannheim, Wiesbaden und Frankfurt/Main besetzt. Einige Wochen später sind britische Truppen ins Emsland sowie in die Lüneburger Heide vorgedrungen und haben Bremen erobert; im Mai ziehen sie in Lübeck und Hamburg ein. Unterdessen haben die Amerikaner unter anderem Köln, Magdeburg und Leipzig besetzt.

25.3. Der Bürgermeister von Aachen, Franz Oppenhoff, wird von Nazis ermordet.

30.3. In Hamburg wird ein Kaufmann zum Tode verurteilt, weil er Zigaretten gegen andere Waren getauscht hat.

31.3. Der amerikanische Oberbefehlshaber General Dwight D. Eisenhower stoppt den Vormarsch der westalliierten Truppen auf Berlin, um die Eroberung der Stadt der Roten Armee zu überlassen.

April

1.4. Die Amerikaner landen auf der japanischen Insel Okinawa. Der Versuch der

japanischen Marine, das weitere Vordringen der US-Truppen auf das Mutterland durch Selbstmordangriffe zu stoppen, endet sechs Tage später mit der Versenkung der letzten großen japanischen Kriegsschiffe.

2.4. Nachdem die Rote Armee auf österreichisches Territorium vorgedrungen ist, erklärt Gauleiter Baidur von Schirach Wien zur Festung. Am 13. April erobern sowjetische Soldaten die Stadt dennoch. Ende des Monats bildet der Sozialdemokrat Karl Renner eine provisorische österreichische Regierung.

7.4. Französische Truppen befreien das KZ Vaihingen nordwestlich von Stuttgart. In Frankreich sind bis dahin 996 Bürger wegen Kollaboration mit den Deutschen zum Tode verurteilt worden.

11.4. Amerikanische Einheiten befreien das KZ Buchenwald. Dort waren insgesamt etwa 265 000 Menschen inhaftiert, mehr als 56 000 wurden ermordet.

der angeschaltet werden. Das Büro für Kriegsversorgung in Washington hat den Bann aufgehoben. Hotel- und Theaterschilder sind schon in Betrieb, aber es wird noch ein paar Tage dauern, bis alle Hauptstraßen wieder wie gewohnt erleuchtet sind. Wann das Verbot von Pferde- und Hunderennen sowie die Ausgangssperre nach Mitternacht aufgehoben werden, ist noch nicht bekannt. Vertreter der Empire District Electric Company haben unterdessen versichert, dass sie genügend Stromkapazitäten bereitstellen werden.

BRÜNNLITZ, Tschechoslowakei - Der deutsche Fabrikant Oskar Schindler beschäftigt im Lager von Brünnlitz mehr als 1000 Juden als kriegswichtige Arbeiter - und bewahrt sie so vor dem Vernichtungslager. Am Nachmittag des 8. Mai versammelt er sie in der Werkshalle, um zu ihnen zu sprechen. Er habe sein Versprechen gehalten, ihnen nach Kräften zu helfen und sie zu beschützen, sagt er, und er hoffe,

dass sie alle heimkehren und ihre Verwandten wiedersehen können. Jeder Einzelne werde aus den Fabrikbeständen drei Meter blauen Uniformstoff für einen Anzug, einen Liter Wodka und Zigaretten erhalten. Er selbst werde bis fünf Minuten nach Mitternacht bei ihnen bleiben - bis die Kapitulationsvereinbarungen in Kraft getreten und die Lagerwachen der SS abgezogen seien. Schon den ganzen Tag über sind in der Ferne deutsche Truppen auf dem Rückmarsch nach Westen zu sehen. Die Einschläge der russischen Artillerie kommen immer näher.

DÄNEMARK IST BEREITS seit dem 5. Mai frei. Die deutschen Truppen ziehen in langen Kolonnen ab. Im Hafen von Kopenhagen liegen die Kreuzer „Nürnberg“ und „Prinz Eugen“ mit eingeholter Kriegsflagge vor Anker. Die Insel Bornholm liegt seit gestern unter dem Beschuss der Roten Armee - um den Kommandanten der dortigen deutschen Garnison zur Aufgabe zu

zwingen. Noch am Vormittag des 8. Mai sind sowjetische Flugzeuge in der Luft. Die Bomben treffen Rönne, zerstören Nexø. Und niemand weiß, was mit den mindestens 12 000 deutschen Soldaten geschieht, wenn die Russen auf die Insel kommen.

BERLIN, DEUTSCHLAND - Anatoly Piligin, der Kriegskorrespondent der staatlichen Nachrichtenagentur Tass, meldet, dass in den Ruinen Berlins ein von Kugeln durchsiebter Körper gefunden worden sei, den ein sowjetischer General als den Leichnam Adolf Hitlers bezeichnet habe. Später stellt sich die Nachricht als falsch heraus.

LONDON - Am Nachmittag begrüßt das englische Unterhaus den Premierminister mit stehenden Ovationen. Als Churchill den Abgeordneten nach seiner Radioansprache nun persönlich die Nachricht von der bedingungslosen Kapitulation der Deutschen überbringen will, springen alle Mitglieder des Parlamentes auf,

winken mit Papierzetteln und lassen ihn hochleben, insbesondere als Churchill sagt, dass „unsere geliebten Kanalinseln“ noch heute freikommen werden.

Vier Meilen vor der Insel Guernsey treffen sich drei Kriegsschiffe zu einem Rendezvous. Es sind der britische Zerstörer „Bulldog“, dessen Begleitschiff und ein deutscher Minensucher. Die Deutschen, seit dem 30. Juni 1940 Besatzungsmacht auf den Kanalinseln, lassen ein Schlauchboot zu Wasser. Drei Marinesoldaten und ein junger Offizier steigen hinein. Kapitänleutnant Arnim Zimmermann von der 46. Minensuchflotille nimmt im Bug Platz. Völlig von der Gischt durchnässt, salutiert er an Bord der „Bulldog“ mit dem Hitlergruß.

In der Offiziersmesse trifft der deutsche Unterhändler auf einen Brigadegeneral, einen Admiral, einen Vertreter der Royal Air Force, einen Übersetzer und andere Offiziere - und jedes Mal schnellt sein Arm zum Gruß in die Höhe. Die Briten lassen kei-

12.4. US-Präsident Roosevelt stirbt. Sein Nachfolger wird Harry S. Truman.

14./15.4. Bei einem britischen Luftangriff auf Potsdam werden 5000 Einwohner getötet.

18.4. In den Niederlanden beginnen deutsche Einheiten damit. Dämme zu sprengen, um die vorrückenden alliierten Truppen aufzuhalten. Die Niederlande sind seit 1940 von Deutschland besetzt.

19.4. In Hannover wird die während der NS-Zeit verborgene Sozialdemokratische Partei Deutschlands neu gegründet.

21.4. Kurz vor Eintreffen der Roten Armee zwingen SS-Männer 33 000 Gefangene des KZ Sachsenhausen zu einem Todesmarsch nach Westen.

22.4. Die Franzosen erobern Stuttgart und dringen bis an den Bodensee vor. Von dort aus marschieren sie weiter ins österreichische Vorarlberg.

23.4. Hitler entbindet Reichsmarschall Hermann Göring von allen Ämtern, weil dieser seine Nachfolge anstrebe.

24.4. Die NSDAP-Zeitung „Völkischer Beobachter“ stellt ihr Erscheinen ein. Der Widerstandskämpfer Hans Koch wird ohne Gerichtsurteil von einem NS-Sonderkommando hingerichtet. Er war nach dem gescheiterten Attentat vom 20. Juli 1944 auf Hitler verhaftet worden, weil er einen der Verschwörer versteckt hatte.

25.4. Bei Torgau an der Elbe treffen sich erstmals sowjetische und amerikanische Einheiten auf deutschem Boden.

28.4. Hitler entbindet Himmler von seinen Ämtern und lässt ihn per Haftbefehl suchen, weil dieser nach seiner Entlassung als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel versucht hat, mit den Westalliierten über einen Separatfrieden zu verhandeln. Heinrich Himmler nimmt sich im Mai in britischer Gefangenschaft das Leben.

Der ehemalige italienische „Duce“ („Führer“) Benito Mussolini wird hingerichtet, seine Leiche öffentlich zur Schau gestellt.

29.4. Die deutschen Truppen in Italien kapitulieren vor den Alliierten, ohne zuvor die Zustimmung Hitlers eingeholt zu haben. Seit die kriegsmüden Italiener im Juli 1943 den „Duce“ abgesetzt haben, hat die Wehrmacht allein versucht, den alliierten Vormarsch in Italien zu stoppen.

30.4. Angesichts des offensichtlich verlorenen Krieges begeht Adolf Hitler Selbstmord. Auch seine langjährige Geliebte Eva Braun, die tags zuvor geheiratet hat, nimmt sich das Leben.

Hitler hat Großadmiral Karl Dönitz testamentarisch zu seinem Nachfolger als Reichspräsident bestimmt, Propagandaminister Joseph Goebbels soll Reichskanzler werden. Doch der begeht am folgenden Tag gemeinsam mit seiner Frau ebenfalls Suizid, nachdem das Ehepaar seine sechs Kinder ermordet hat.

Mai

1.5. Reichspräsident Dönitz ruft in einer Rundfunkansprache zur Fortsetzung des Krieges an der Ostfront auf. Am folgenden Tag bildet er in Flensburg-Mürwik eine Regierung unter der Leitung von Hitlers Finanzminister Johann Ludwig Graf Schwein von Krosigk, die sich um deutsche Teilkapitulationen gegenüber den Westalliierten bemüht.

2.5. Die Rote Armee hat Berlin erobert. Walter Ulbricht und andere führende Funktionäre der Kommunistischen Partei Deutschlands kehren aus dem Moskauer Exil zurück.

3.5. Die deutschen Passagierdampfer „Cap Arcona“ und „Thielbek“, auf denen sich Häftlinge aus dem KZ Hamburg-Neuengamme befinden, werden von britischen Bombern versenkt. Von den 7000 Menschen an Bord überleben nur 200. Die Briten erobern Rangun, die Hauptstadt des japanisch besetzten Birma.

4.5. Die deutschen Streitkräfte kapitulieren vor den Briten in Nordwestdeutschland sowie in Dänemark und den Niederlanden.

7.5. In Reims unterzeichnen deutsche Generale die bedingungslose Kapitulation an allen Fronten. Am 9. Mai um 0.16 Uhr setzt der

Chef des Oberkommandos der Wehrmacht, Generalfeldmarschall Wilhelm Keitel, in Berlin-Karlshorst im Beisein des sowjetischen Marschalls Georgij K. Schukow seinen Namen unter die Kapitulationsurkunde. Zu diesem Zeitpunkt ist die Übereinkunft bereits 15 Minuten in Kraft. Keitel wird 1946 als Kriegsverbrecher hingerichtet.

8.5. Göring wird von amerikanischen Soldaten in Bayern gefangen genommen. Bevor er unter anderem wegen Kriegsverbrechen hingerichtet wird, nimmt ersieh 1946 das Leben.

10.5. Konrad Henlein, Gauleiter des Sudetenlandes (Tschechien), begeht Selbstmord.

19.5. Edvard Beneš stellt per Erlass das gesamte Ver-

nen Zweifel daran, dass es hier nicht um einen Waffenstillstand, sondern um die bedingungslose Kapitulation geht. Zimmermann ist aber nur befugt, über einen Waffenstillstand zu verhandeln. Die Briten schicken ihn zurück - mit der Kapitulationsurkunde und der Auflage, mit seinem Vorgesetzten ein neues Treffen zu verabreden.

Da dreht sich Zimmermann um. „Ich werde es tun“, sagt er. „Aber“, hebt er laut an. „ich habe Sie darüber zu informieren, dass sich Ihre Schiffe sofort von dieser Küste zu entfernen haben. Wenn Sie dem nicht Folge leisten, wird Admiral Huffmeier Ihre Anwesenheit als Affront und provokativen Akt ansehen.“

Mit Nazigruß verlässt er den Zerstörer, der sich für sechs Stunden wieder auf hohe See zurückzieht. Um Mitternacht läuft aus der Dunkelheit ein bewaffneter deutscher Kutter direkt auf die „Bulldog“ zu. Es ist das erste Mal seit dem 3. September 1939, dass britische Schiffe wieder ihre Bordbeleuchtung angeschaltet



US-Soldaten mit Ausgaben der Army-Zeitung »Stars and Stripes«. Erst am 8. Mai ist es offiziell: Nazi-Deutschland hat kapituliert

haben. Erst am Morgen des 9. Mai unterschreiben die Deutschen die Kapitulation.

AM GHETTO Theresienstadt ziehen ununterbrochen SS- und andere deutsche Truppen vorüber. Das Lager liegt direkt an der Hauptverkehrsstraße von Prag nach Dresden. Die 30000 Häftlinge können immer noch nicht

fliehen. Nachmittags feuern durchmarschierende Angehörige der SS auf die Gefängnisbaracken, werfen Handgranaten hinein. Das Lager Theresienstadt ist am 5. Mai von den SS-Wachen aufgegeben worden.

SÉTIF, ALGERIEN - Ein Schuss löst sich aus der Pistole eines Polizisten und tötet in Séตif im

Nordosten Algeriens am Rande der Parade zur Feier des Kriegsendes einen Einheimischen. Weitere Schüsse fallen. Die Stimmung ist angespannt: Noch immer kontrollieren die Franzosen das Land, doch sie fürchten die gewaltbereiten Unabhängigkeitskämpfer. Tatsächlich nutzen einige Nationalisten die Parade, um gegen die Besatzer zu demonstrieren. Polizisten feuern in die Menge. Es kommt zu schweren Unruhen in dem Land.

Allein in Séتif und Umgebung sterben an diesem Tag 49 Europäer, darunter der Bürgermeister und ein Schuldirektor. Dem Sekretär der örtlichen Kommunistischen Partei werden mit der Axt beide Hände abgeschlagen. Einem Priester schneiden Rebellen das Herz heraus undwinden es ihm in Anlehnung an christliche Märtyrerbilder um den Hals.

ALLE VERSUCHE der Bürger von Buenos Aires, den 8. Mai gebührend zu begehen, werden von der Polizei unterdrückt. Offiziell heißt es, dass die Ordnungshüter

mögen von in der Tschechoslowakei lebenden Deutschen und Ungarn unter staatliche Verwaltung. In insgesamt rund 15, später „Benes-Dekrete“ genannten Verfugungen lässt der Ministerpräsident u. a. landwirtschaftliche Betriebe von Deutschen enteignen und jenen Einwohnern seines Landes, die 1938/39 deutsche Bürger geworden sind, die tschechoslowakische Staatsbürgerschaft aberkennen.

23.5. Die Alliierten nehmen die Regierung Dömitz gefangen. Der Großadmiral wird 1946 wegen Verbrechens gegen den Frieden und gegen das Kriegsrecht zu zehn Jahren Haft verurteilt. Während er seine Strafe vollständig verbüßen muss, wird der 1949 ebenfalls zu zehnjähriger Haft verurteilte Schwerin von Krosigk (u. a. wegen Plün-

derung des Eigentums deportierter Juden durch die Finanzämter) bereits Anfang 1951 begnadigt.

Juni

5.6. Deutschland wird in vier Besatzungszonen, Berlin in vier Sektoren aufgeteilt. Die Siegermächte USA, Großbritannien, UdSSR und Frankreich übernehmen jeweils die Verwaltung einer Zone: Die britische Zone umfasst den nordwestlichen Teil Deutschlands (22,7 Millionen Einwohner), die amerikanische Teile des Südens und das Zentrum des verkleinerten Deutschlands sowie Bremen und Bremerhaven (16,7 Millionen Einwohner), die sowjetische Ostdeutschland (18 Millionen Einwohner) und die französische das südwestliche Deutschland an der Grenze zu Frankreich (5,8 Millionen Einwohner).

Oberstes Regierungsorgan der Besatzungsmächte wird der Alliierte Kontrollrat mit Sitz in Berlin (1946-1948).

10.6. Die Sowjetische Militäradministration in Deutschland (SMAD) gestattet die Gründung „antifaschistischer Parteien“ in Berlin und in der Sowjetischen Besatzungszone.

15.6. Briefmarken mit dem Bild Hitlers werden verboten.

17.6. In Köln wird die Christlich-Demokratische Partei gegründet, eine Vorläuferin der Christlich Demokratischen Union.

Juli

7.7. Beginn der Entnazifizierung in der amerikanischen Besatzungszone: Höhere Beamte müssen in Fragebögen über ihr Verhalten während des „Dritten Reiches“ Auskunft geben. Anhand der Ergebnisse wird über ihre Weiterbeschäftigung im öffentlichen Dienst

entschieden. Bisher sind bereits mehr als 70 000 aktive Nationalsozialisten von den Amerikanern verhaftet worden, darunter rund 100 Industrielle und Bankiers. Frankreich erklärt den Sonderstatus für das Saargebiet und macht es im folgenden Jahr zu seinem Wirtschaftsprotectorat. 1948 bekommen die Saarländer eine eigene Staatsbürgerschaft (Sarrois). Erst 1957 wird das Saarland als zehntes Bundesland Teil der 1949 gegründeten Bundesrepublik Deutschland.

In Stuttgart öffnen die ersten Gasthäuser und Cafés, wenige Tage später die ersten Kinos.

17.7.-2.8. Die Siegermächte USA, UdSSR und Großbritannien beraten in Potsdam über die Neuordnung Europas und das künftige Schicksal Deutschlands. Im „Potsdamer Abkommen“ bestimmen sie u. a., dass die deutschen Gebiete östlich der Flüsse

Oder und Neiße (Oder-Neiße-Linie) unter polnische Verwaltung gestellt werden, und beschließen die Demokratisierung. Entmilitarisierung, Entnazifizierung und Dezentralisierung des ehemaligen Reiches.

24.7. Die Lebensmittelration in Schleswig-Holstein beträgt 1380 Kilokalorien pro Kopf und Tag. In Westfalen sind es 1200. schwer körperlich arbeitende Bergleute im Ruhrgebiet erhalten 3200 Kilokalorien.

26.7. Die UdSSR, Großbritannien und die USA fordern Japan zur Kapitulation auf. Tokio will den Krieg zwar beenden, ohne jedoch bedingungslos zu kapitulieren.

August

6.8. Ein US-Flugzeug wirft die erste Atombombe auf Hiroshima. Mehr als zwei Drittel der Stadt werden

zerstört, bis zum Jahresende sterben 14000 Menschen.

8.8. Die Sowjetunion erklärt Japan den Krieg und beginnt mit der Eroberung der Mandschurei [1931 von Japan besetzt], Koreas (1910 von Japan annexiert) und der Kurilen. Die Mandschurei übergibt die UdSSR 1946 an China; Korea wird noch 1945 geteilt, der Norden von der UdSSR, der Süden von den USA verwaltet; die Kurilen werden von Moskau annexiert - bis heute fordert Japan die Rückgabe der südlichen Kurilen, die wenige Kilometer nördlich vor der japanischen Insel Hokkaido liegen.

9.8. In Nagasaki sterben bis Ende 1945 70 000 Menschen nach dem Abwurf der zweiten amerikanischen Atombombe.

damit „Aufstände von Extremisten“ verhindern wollen.

IN DER RUSSISCHEN Hauptstadt deutet nichts darauf hin, dass die Deutschen besiegt worden sind. Die Plakate über den Zeitschriftenständern verkünden noch immer „Tod den deutschen Invasoren!“ Die Tageszeitungen bieten den üblichen Inhalt: Militärkommandos und Frontberichte.

Das Kriegsende feiert Moskau einen Tag später, am 9. Mai.

DIE GRÜNDUNGSKONFERENZ der Vereinten Nationen, die am 25. April in San Francisco eröffnet worden ist, geht in ihre zweite Arbeitswoche. Delegierte aus 50 Staaten beraten über Form und Inhalt der UN-Charta. Teilnehmen dürfen alle Länder, die

Deutschland bis zum 1. März 1945 den Krieg erklärt haben. Bisher sind beträchtliche Fortschritte auf dem Gebiet der Organisation des Weltfriedens und der internationalen Verständigung erzielt worden. Allgemein wird indes bedauert, dass Polen, eines der am schwersten von der deutschen Angriffspolitik getroffenen Länder, nicht in San Francisco vertreten ist. Doch wird ihm ein Platz offen gehalten für den Zeitpunkt, an dem eine provisorische polnische Regierung gebildet ist.

Das Kriegsende begehen die anwesenden Politiker schlicht: Mit einer Gedenkminute an die Männer, die den Krieg gewonnen haben.

PRAG, TSCHECHOSLOWAKI - Die Zentrale der tschechi-

schen Exilregierung in London empfängt um 16.54 Uhr Ortszeit einen Funkspruch: „Hier ist Prag. Wir brauchen Bomber. Helft uns. Die Deutschen haben Prag unter Beschuss. Zögert nicht. Verschwendet keinen Moment.“ Wenige Minuten später bitten die Tschechen in Prag die deutschen Artillerieverbände vor der Stadt, die Bombardierung der Krankenhäuser und der Erste-Hilfe-Truppen einzustellen.

Zu dieser Zeit haben sich amerikanische Panzerverbände bereits bis auf wenige Kilometer an die Stadt herangekämpft, während russische Verbände sich aus östlicher und nördlicher Richtung nähern. Die Tschechoslowakei ist der letzte große Kriegsschauplatz in Europa, wo selbst nach der von Großadmiral Karl

Dönitz bekannt gegebenen Aufgabe der Deutschen noch erfüllt gekämpft wird.

Seit der Tschechische Nationalrat in Prag am 5. Mai über Rundfunk zum Aufstand gegen die deutschen Besatzer aufgerufen hat, herrscht der Ausnahmezustand. Bereits in der Nacht zum 6. Mai rissen Prager Widerstandskämpfer Straßen auf und bauten Barrikaden. Jedes Haus in der Altstadt wird nun zu einer Festung. Vor allem SS-Männer treiben Frauen und Kinder vor sich her, um sie als lebendige Schutzsilde zu benutzen. Das Zentrum steht in Flammen. Bis zuletzt versuchen die Besatzer, den Widerstand der Prager zu brechen.

Erst am frühen Abend des 8. Mai unterzeichnen die Deut-

Der Weltenbrand in Asien beginnt am 7. Dezember 1941 mit dem japanischen Angriff auf den US-Flottenstützpunkt Pearl Harbor. Ende 1942 stehen die Truppen des Tenno auf Java, in Birma und in Indochina.

Dann weichen sie in zweijährigen Kämpfen vor den Amerikanern zurück. Doch erst die Atombombe zwingt Japan am 2. September 1945 zur Kapitulation

10.8. Japan bietet den Alliierten die Kapitulation an; vier Tage später akzeptiert die japanische Führung die Einsetzung einer alliierten Militärregierung. Die SMAD lässt Nationalsozialisten und in zunehmendem Maße auch Gegner ihrer Politik im ehemaligen KZ Buchenwald inhaftieren - bis 1950 werden es 28000 Menschen sein. Später richtet sie neu weitere Internierungslager ein.

17.8. Vor dem argentinischen Mar del Plata taucht das deutsche U-Boot U 977 auf. Nachdem die Besatzung vor der norwegischen Küste von der Kapitulation Deutschlands erfahren hat, will sie sich durch Flucht der Kriegsgefangenschaft entziehen. Sie wird nun in Argentinien inhaftiert.

25.8. Chiang Kai-shek besetzt die japan-

treue Regierungszentrale in Nanjing.

September

1.9. Rund fünf Millionen sowjetische Kriegsgefangene sind bislang in ihre Heimat zurückgekehrt.

2.9. Der japanische Außenminister unterzeichnet in der Bucht von Tokio an Deck des Schlachtschiffes „Missouri“ die Kapitulationsurkunde. Damit ist der Zweite Weltkrieg beendet. Der kommunistische Partisanenführer Ho Chi Minh proklamiert die Demokratische Republik Vietnam.

3.9. Beginn der Bodenreform in der SBZ; Grundbesitz von mehr als 100 Hektar wird enteignet.

7.9. Das Deutsche Theater in Berlin wird mit dem während der NS-Zeit verbotenen Drama „Nathan der Weise“ von Gotthold Ephraim Lessing wiedereröffnet.



19.9. Die Länder Bayern, Hessen und Württemberg-Baden entstehen durch Proklamation der US-Militärregierung neu.

25.9. In den westlichen Besatzungsgebieten beginnen die Siegermächte mit der Demontage von Industriebetrieben, die sie als

Reparationsleistung in ihre Länder bringen.

Oktober

1.10. Die Alliierten ordnen die Wiederaufnahme des Schulunterrichts in Deutschland an.

10.10. Chiang Kai-shek und Mao vereinbaren ein Stillhalteabkommen. Doch die politischen Konflikte

zwischen den Machthabern münden bald in einen blutigen Bürgerkrieg, den Mao 1949 für sich entscheiden kann. Chiang flieht auf die Insel Formosa, wo er die Republik China (Taiwan) gründet, die er bis zu seinem Tod 1975 diktatorisch regiert. Den Anspruch auf das nun kommunistisch ge-

führte chinesische Mutterland gibt er nie auf. Umgekehrt erkennt auch die von Mao gegründete Volksrepublik China die Abspaltung Taiwans bis heute nicht an.

18.10. In Bayern wird die Christlich-Soziale Union gegründet.

18.10. Amerikaner und Franzosen vereinbaren,

AUSSTELLUNGEN

sehen im Hauptquartier des Tschechischen Nationalrats eine Vereinbarung über einen Waffenstillstand und den Abzug ihrer Truppenverbände. Die Einheiten der Wehrmacht, der SS, der deutschen Polizei und aller anderen deutschen Institutionen sollen ab 20 Uhr abrücken.

Viele fanatische Soldaten jedoch widersetzen sich den Anordnungen ihrer Vorgesetzten. Sie kämpfen weiter. Die letzten von ihnen legen ihre Waffen erst am Morgen des 12. Mai nieder.

PAPST PIUS XII. verbringt in Rom einen normalen Arbeitstag mit wenigen Privataudienzen. Er wird sich erst am 9. Mai um 12 Uhr italienischer Zeit über Radio Vatikan mit einer Ansprache zum Kriegsende in Europa an die Weltgemeinde wenden.

DIE NSDAP mit ihren Wehrverbänden, Gliederungen und Organisationen in Österreich wird aufgelöst und verboten. Weitere Zugehörigkeit oder Beteiligung wird als Verbrechen mit

dem Tode bestraft. Alle Personen, die zwischen dem 1. Juli 1933 und dem 27. April 1945 Mitglied der NSDAP oder einer ihrer Organisationen waren, sind registrierungspflichtig.

DIE DEUTSCHEN in Bern haben keine Wahl. Sie verkaufen ihre Automobile, ihre Radios und ihre Möbel für geringe Summen, um an Bargeld zu gelangen. Sie versuchen, ihre Ausreise zu organisieren - denn die Schweiz hat alle Angehörigen des diplomatischen Corps aufgefordert, das Land bis zum 11. Mai um Mitternacht zu verlassen. Wer dieser Anweisung nicht Folge leistet, wird festgenommen und - wenn notwendig - an die alliierten Gerichte für Kriegsverbrecher ausgeliefert.

FÜR DIE ALLIIERTEN Streitkräfte in Indien und Birma ist die Nachricht des Tages, dass sie den strategisch wichtigen Hafen von Rangoon seit heute nutzen können. Die japanischen Minen sind geräumt.

Die Nachrichten über die Geschehnisse des 8. Mai '45 hat die GEOEPOCHE-Redakteurin Dr. Anja Herold, 38, zusammengetragen. Die Liste ihrer Originalquellen reicht von „New York Times“ und „Nevada State Journal“ über „Palestine Post“, „Osservatore Romano“ und „Neuer Zürcher Zeitung“ bis zum „Heider Anzeiger“.

**BILDERGESCHICHTEN
© HANNES KILIAN**
FOTOGRAFEN / REPORTÄGE 1944-74

Sonderausstellung
Haus der Geschichte Baden-Württemberg
17. Dezember 2004 bis 31. Juli 2005
geöffnet täglich 10 - 18 Uhr, außer montags
montags 10 - 21 Uhr
Konrad-Adenauer-Straße 10
70173 Stuttgart
www.hdg Stuttgart.de

Haus der Geschichte
Baden-Württemberg

ÖSTERREICH BAUT AUF
Wieder-Aufbau & Marshall-Plan

technisches museum wien

17. März - 2. Oktober 2005
Info: +43-1-89998-0, www.technischesmuseum.at
1140 Wien, Mariahilfer Straße 212

**Deutsches
Panzermuseum
Munster**

Panzer
Waffen
Fahrzeuge
Uniformen
Orden
Dokumente
Modelle

März - November
Di - So 10 - 18 Uhr
letzter Einlass 17 Uhr
montags geschlossen
Museumshop-Cafeteria
Hans-Krüger-Straße 33
29633 Munster
www.munster.de

dass 1,75 Millionen deutsche Kriegsgefangene aus amerikanischem Gewahrsam nach Frankreich überführt werden. Das Deutsche Rote Kreuz richtet einen Suchdienst zur Auffindung im Krieg verschollener Personen ein. Er arbeitet noch heute.

desrepublik Deutschland und die Deutsche Demokratische Republik werden erst 1973 aufgenommen - nachdem die Bundesregierung unter Willy Brandt in den Ostverträgen u. a. die Oder-Neiße-Linie als deutsche Ostgrenze anerkannt hat.

vor einem internationalen Militärtribunal. Die Anklage lautet: Verschwörung gegen den Weltfrieden, Planung, Entfesselung und Durchführung eines Angriffskrieges sowie Verstöße gegen das Kriegsrecht und Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Im Herbst des folgenden Jahres verkündet das Tribunal die Urteile: zwölf Todesstrafen, sieben teils lebenslange Freiheitsstrafen, drei Freisprüche.

Dezember

21.11. Der britische Außenminister Ernest Bevin erklärt im Unterhaus, in Palästina sei zurzeit ein friedliches Zusammenleben zwischen Juden und Arabern unmöglich. Großbritannien und die USA würden jedoch einen Weg zur Aussöhnung der beiden Bevölkerungsgruppen suchen. Während des Krieges sind etwa 60 000 Juden nach Palästina eingewandert.

Olaf Mischer

19.10. Die deutsche Universität in Prag wird aufgelöst. Das 1348 gegründete Institut war die erste Hochschule Mitteleuropas. Die Evangelische Kirche in Deutschland bekommt ihre Mitschul an den Verbrechen des NS-Regimes.

24.10. Die von 51 Nationen verabschiedete Charta (Satzung) der Vereinten Nationen tritt in Kraft. Eine „Feindstaatenklausel“ schließt diejenigen Staaten, welche im Zweiten Weltkrieg gegen die Alliierten gekämpft haben, von der Mitgliedschaft aus. Die Bun-

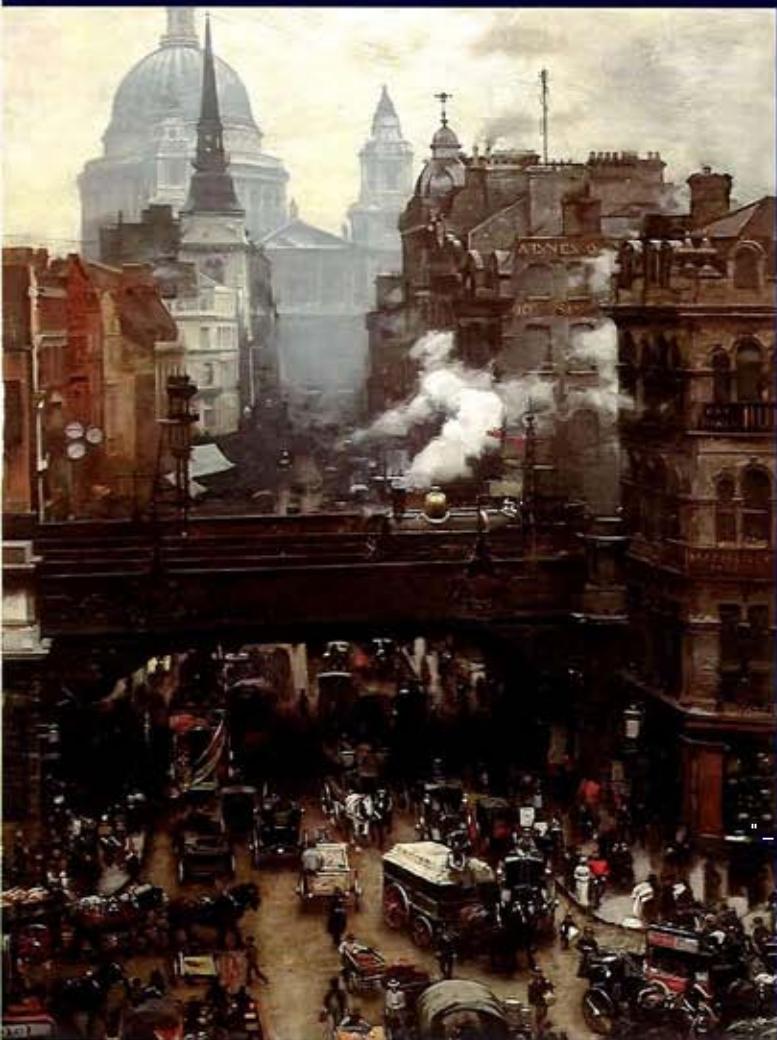
3.11. Thomas Dehler gründet in Franken die FDP.

13.11. Der britische Außenminister Ernest Bevin erklärt im Unterhaus, in Palästina sei zurzeit ein friedliches Zusammenleben zwischen Juden und Arabern unmöglich. Großbritannien und die USA würden jedoch einen Weg zur Aussöhnung der beiden Bevölkerungsgruppen suchen. Während des Krieges sind etwa 60 000 Juden nach Palästina eingewandert.

20.11. In Nürnberg beginnt der Prozess gegen 24 Hauptkriegsverbrecher

LONDON 1588–1945

DIE ERSTE METROPOLE DER MODERNE



Chaotisch, schmutzig, voller Leben: So ist London in seiner goldenen Epoche, etwa in Ludgate Hill 1887 (li.). Es ist die erste Megalopolis mit den Errungenschaften der Neuzeit, mit U-Bahnen (ganz oben) und Glaspalästen (m.J.) Und mit demonstrierenden Feministinnen, die radikaler sind, als die Polizei erlaubt

Ein stürmischer Wind weht an der Themse, als Thomas Farrinor am frühen Morgen des 2. September 1666 seine Bäckerei abschließt - und den Ofen glimmen lässt. Die vergessene Glut entzündet den größten Brand, den die Bürger Londons je erlebt haben. Die Stadt Elisabeths I. und William Shakespeares liegt danach in Asche. Doch nur fünf Jahre später schickt sich Britannien endgültig an, von seiner wiedererstarkten Metropole aus den Globus zu erobern. London wächst: Um 1800 leben eine Million Menschen in der Hauptstadt des British Empire. Hier werden Schätze aus Indien und China gehandelt und bevölkern Bettler die Straßen. Hier investieren Spekulanten Vermögen in dubiose Aktien und schrecken Verbrecher nicht davor zurück, Leichen zu stehlen. Hier wird für den König am Piccadilly Circus eine Prachtmeile erbaut und die erste U-Bahn der Welt eröffnet. Selbst der „Blitz“, die Serie deutscher Bombenangriffe im Zweiten Weltkrieg, raubt der Metropole nicht die Lebenskraft. GEOEPOCHE über die glänzenden und die düsteren Seiten der ersten Weltstadt der Moderne.

Zuletzt erschienene Ausgaben:



Die folgenden Ausgaben:

- Die Renaissance (7. September 2005)
- Die Geschichte des Judentums (30. November 2005)
- Das kaiserliche Japan (15. Februar 2006)

PRODUZIERT VON
STEVEN SPIELBERG & TOM HANKS

BAND OF BROTHERS

WIR WAREN WIE BRÜDER

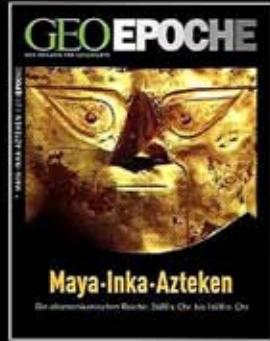
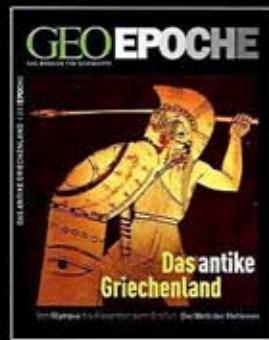
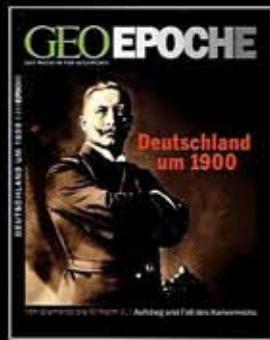
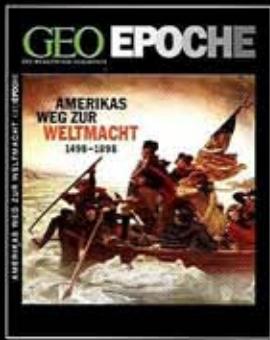
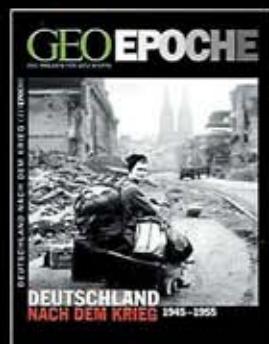
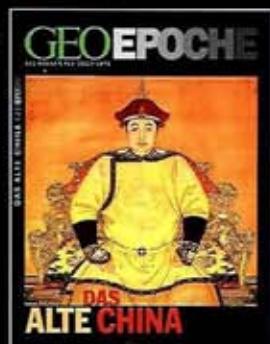
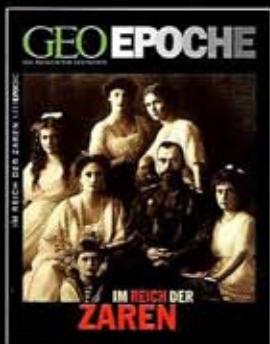
MIT 125 MIO \$
DIE TEUERSTE SPIELFILM SERIE
ALLER ZEITEN

AUSGEZEICHNET MIT 6 EMMYS



JEDEN FREITAG
AB 22:00 UHR





Geschichte erleben mit **GEO EPOCHE**.

Jetzt im ausgesuchten Buch- und Zeitschriftenhandel. Falls Sie eines dieser Hefte verpasst haben, bieten sich jetzt folgende Möglichkeiten: Sie können zum Zeitschriftenhändler Ihres Vertrauens gehen und danach fragen. Sie können sich direkt an GEO wenden – Tel. 01805/ 86 18-003* oder Fax 01805/ 86 18-002*. Sie können im Internet unter www.geo-webshop.de nachschauen. Oder Sie können sich auf das neue Heft freuen.

*(12 Cent/Min.)

GEO EPOCHE

Sehen Sie weitere GEO-Produkte im Internet unter • • • • • www.geo-webshop.de